Robert Reinick's

Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch.

Dritte vermehrte Auflage



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

Lith v. Eschebach & Schaefer, Leipzig









Robert Reinick's

Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch.

Gesammelte Dichtungen Reinick's für die Jugend,

zum erstenmal gesammelt und herausgegeben.

Mit zahlreichen Bildern.

Dritte vermehrte Auflage.



Bielefeld und Leipzig,
Verlag von Velhagen & Klasing.
1876.



Inhaltsübersicht.

Erzählungen.

Märchen.

Lieder und Reime.



Robert Reinicks Lebensbild.

Der Dichter dieses Buches, Robert Reinick, dessen Bild uns oben von dieser Seite anblickt, ist nun schon lange Jahre todt. Aber sein Andenken lebt heute noch im Herzen der Edelsten des deutschen Volks fort, denn er war selbst der Edelsten und Besten Einer, dazu ein Freund und Dichter der Jugend, wie es Wenige gegeben hat. So wie er zu erzählen und zu dichten wußte, so wie er sich mit der Kinderwelt abgab, hat es nach ihm Keiner wieder verstanden. Deshalb möge die Jugend aufhorchen, denn es gilt, ihr das Leben eines ihrer besten Freunde zu erzählen.

„Robert Reinick war am 22. Februar 1805 geboren in der alten großen Stadt Danzig, die weit im Norden unseres deutschen Vaterlandes an der Mündung des Weichselstromes in die Ostsee liegt. Das ist eine Stadt, die, obgleich noch immer blühend, doch in alten Zeiten weit mächtiger, und deren Ruhm über ganz Europa verbreitet war, während ein reger, großartiger Handel ihr die Schätze ferner Länder zutrug. Von dieser alten Pracht und Größe zeugen noch zahlreiche Denkmäler. Schon von weitem nimmt sie sich gar stattlich aus mit ihren

vielen, hohen und schönen Thürmen und den Masten der Schiffe, die fortwährend in ihrem Hafen liegen. Und tritt man hinein, da findet man zwar zum Theil nach alter Art enge und winklige Straßen, aber hohe, feste Häuser mit spitzen, wundersam verzierten Giebeln und viele Kirchen mit herrlichen alten Bildern und mächtige öffentliche Gebäude, wie das Rathhaus und die alte Börse, genannt der Artushof. Letzterem gerade gegenüber in einem dieser schönen alten Häuser war unser Robert geboren. Das Bäumchen vor diesem Hause, unter dem Robert als Knabe spielte, ist heute ein alter Baum geworden.

Aber als Robert noch ein kleiner Junge war, traf ihn schon mancherlei Unglück, und er erlebte, was mancher unter uns sein ganzes Leben nicht. Es kam die Zeit des großen Krieges, den die verbündeten Deutschen und Russen gegen Napoleon führten. Robert war acht Jahre alt. Danzig, müßt ihr wissen, ist eine der stärksten Festungen. Die hatten die Franzosen vor ihrem Rückzuge mit einer bedeutenden Heeresabtheilung besetzt, welche einer ihrer tapfersten Generale, Rapp, befehligte. Die Verbündeten griffen die Stadt an, und es entstand eine der hartnäckigsten Belagerungen, da Rapp sich wie ein Held wehrte. Nicht blos viele Soldaten verloren von beiden Seiten das Leben, sondern manche Bürger wurden von den unabläßig in die Stadt geworfenen Bomben auf den Straßen getroffen oder unter ihren zusammenstürzenden Häusern begraben. Die geängstigten Bewohner flüchteten sich in die Keller: so mußte auch unseres Roberts Familie mehrere Monate in einem Keller zubringen. Dabei wurden die Lebensmittel immer theurer und seltener und selbst die Wohlhabenden wußten oft nicht, wie sie ihren Hunger stillen sollten. Kaum war es endlich Friede, so starb seine gute Mutter. Da mußten seine älteren Schwestern ihn pflegen und Mutterstelle an ihm vertreten, obgleich sie selbst noch sehr jung waren. Aber kurze Zeit darauf starb auch sein Vater und nun war er ganz verwaist. Ein braver Mann, ein Prediger, dem man ihn und seinen jüngsten Bruder anvertraute, sorgte väterlich für ihn. In seiner Familie blieb er, wie ein Kind im Hause, so lange er das Gymnasium besuchte. Einen Theil des Sommers und die glücklichsten Tage seiner Jugend pflegte er in einer heiteren Gegend, dem sogenannten Danziger Werder, auf einer ländlichen Pfarre bei seiner Großmutter und seinem Oheim zuzubringen, wo sich auch seine stets zarte Gesundheit stärkte.

Unseres Reinicks Voreltern waren seit langer Zeit von Vater auf Sohn ansehnliche Bürger und Kaufleute ihrer Stadt gewesen, und hielten auf ihren erblichen Ruf der Ehrenhaftigkeit und des Biedersinns. Das mußte auch auf den Knaben einen tiefen Eindruck machen, und ihn von früh auf in dem festen Vorsatze bestärken, auch ein braver Mann zu werden. Besonders aber war es eine Tugend, die fest in seinem Wesen begründet war, die Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit: nie war er einer Lüge, nie einer Heuchelei, nie eines falschen Scheines fähig: wie er war, so gab er sich, und Gottlob, er brauchte sich nicht

zu scheuen, sich so zu geben. Dieser Liebe zur Wahrheit ist er sein ganzes Leben treu geblieben, so als Mensch, wie später als Künstler und Schriftsteller: nie war in ihm etwas Erkünsteltes, etwas Erborgtes oder Gemachtes. —

Folgte er nun so dem Beispiel seiner Väter und Verwandten, so lag dagegen der Sinn für den Handel nicht in ihm. Der liebe Gott hat das so gefügt, daß der eine zu dem, der andere zu jenem Lust und Neigung verspürt, und das ist auch recht gut; denn wenn alle Menschen ein und dasselbe werden und treiben wollten, da würde die ganze Welt sehr einseitig werden, und einer dem andern in den Weg treten. Deshalb halten vernünftige Eltern ihre Kinder auch nicht ab, sich dem zu widmen, wozu sie einen wirklichen Beruf haben, wenn es nur etwas Tüchtiges ist, und sie erst etwas Rechtes lernen, was zu allen Dingen nöthig ist. Unser Robert sollte nun anfänglich studiren, und besuchte auch fortwährend fleißig die Schule, bis er den Gymnasialunterricht beendigt und das Zeugniß der Reife für die Universität erlangt hatte. Immer mehr aber war in ihm die Lust und Liebe zum Zeichnen und Malen hervorgetreten, und schon seit Jahr und Tag hatte er bei sich beschlossen, ein Maler zu werden. Das war nun in Danzig damals etwas sehr Ungewöhnliches und seine Verwandten hatten manche Bedenken, da sie wußten, daß ein Künstler, auch wenn er Talent hat, doch nicht so leicht in der Welt zu einer gesicherten Stellung kommt. Da sie aber sahen, wie ernst und überlegt sein Wunsch war, waren sie es zufrieden, und so ging unser Robert, da in Danzig wenig Gelegenheit war, die Grundsätze der Kunst zu erlernen, zwanzig Jahre alt, nach der großen Hauptstadt der Monarchie, Berlin, wo unter vielen andern berühmten Künstlern, auch der treffliche Maler B e g a s eine Schule für junge Maler errichtet hatte, in die er eintrat. Hier fand er nun manche andere junge Männer die, wie er, fleißig und eifrig strebten, tüchtige Künstler zu werden.

Aber auch noch für eine andere schöne Gabe, die der gütige Schöpfer in ihn gelegt, fand er hier Entwickelung und Ermunterung: das war die Gabe der Dichtkunst. Verse zu machen, das kann mancher lernen, der seine deutsche Sprache gründlich kennt, aber die Gabe der Dichtkunst ist noch etwas anderes, was sich nicht beschreiben und noch weniger lernen läßt, weil es der Himmel unmittelbar in die Brust des Menschen gepflanzt haben muß. Zu einer guten Dichtung müssen sich alle Strahlen der geistigen Thätigkeit des Menschen vereint haben, um wie aus einem Brennspiegel zurück zu strahlen. Des Dichters lebhafte Einbildungskraft nimmt die sichtbaren Eindrücke in sich auf, und läßt sie in Gedanken, Gefühlen und Bildern verklärt aus sich hervorgehen: so heißt es denn mit Recht: Der Dichter wird nicht gemacht, e r w i r d g e b o r e n. Und ein solcher g e b o r e n e r Dichter war Robert Reinick. Wenn er hinaustrat in Garten und Feld und den blühenden Obstbaum und auf glitzernden Thautropfen den goldnen Sonnenschein sah, und über den Blumen die summenden Käfer

und die bunten Schmetterlinge, da regte in ihm sich die reinste Freude an der Schönheit der Natur: sie sprach zu ihm, als ob er die Unterhaltung der Thiere und das Geplauder der Blumen verstände, und das Alles gestaltete sich zu Liedern, die wieder ähnliche Empfindungen in Anderen wachriefen, die sie lasen und sangen, und das geschah oft, wenn er sich Abends in der Feierstunde nach vollbrachtem Tagewerk mit seinen Freunden im Freien erging.

Einen großen Einfluß übte in dieser Hinsicht auf ihn die Freundschaft eines, mit ihm von gleichem Streben erfüllten Genossen, des sowohl als Dichter wie als Kunstschriftsteller rühmlich bekannt gewordenen Fr. Kugler, so wie die Verbindung mit einem älteren Manne, dessen würdige Erscheinung er auch in einem wohlgetroffenen Bildnisse darzustellen die Freude hatte. Das war der berühmte Dichter Adelbert v. Chamisso:*) dieser war es auch, der ihn zuerst als Dichter beim deutschen Volke einführte, und dessen Umgang entscheidend auf seine Geistesrichtung einwirken mußte. So vergingen sechs Jahre, während deren er manche Reisen, nach Nürnberg zur Grundsteinlegung des dem alten deutschen Meister Albrecht Dürer geweihten Denkmals, nach München, nach dem Harz, wo er seine ersten Studien nach der Natur malte, nach der Heimath u. s. w. machte. Inzwischen war eine neue Kunstschule in der Stadt Düsseldorf am Rhein durch den Meister Wilhelm Schadow gegründet, und schon waren mehrere seiner Freunde dorthin gegangen, und andere beschlossen dasselbe. Dazu entschloß sich nun auch Reinick, dem es doch nicht so recht wohl wurde in der großen Stadt, wo man weit und breit nur reihenweise gepflanzte Bäume und keine Berge und blauen Fernen sah.

Es war im Oktober 1831, wo er nach Düsseldorf kam, und von dem Meister und den alten Freunden hochwillkommen geheißen wurde. Auch viel neue Freunde schlossen sich an ihn mit Liebe an, unter denen auch der Erzähler dieses Lebensbildes, der Maler Theobald von Oer (jetzt in Dresden), der kurz nachher ebenfalls in Schadow's Schule eintrat. Rüstig ging Reinick nun an die Arbeit, die indeß bald durch seine schon damals, ja seit seiner Kindheit schwankende Gesundheit gehemmt wurde. Ein böses kaltes Fieber, an dem er im folgenden Frühling litt, nöthigte ihn, in ein stilles, sonniges Thal zu reisen, das Thal der Ahr, wo er mehrere Monate zubrachte, und, indeß seine künstlerische Arbeit feiern mußte, allerliebste kleine Lieder machte. Endlich wurde es so weit besser, daß er doch wieder nach Düsseldorf zurück konnte, wo er schon ein Bild angefangen hatte, dessen Gegenstand er selbst so beschreibt:

---

*) Franzose von Geburt, war Chamisso schon in jungen Jahren durch die Stürme der Revolution aus seinem Vaterlande vertrieben und in Deutschland zum Deutschen geworden. Aus Eifer für die Wissenschaft und besonders die Pflanzenkunde schloß er sich dem Weltumsegler Otto von Kotzebue auf dessen großer Entdeckungsreise an. Nach dreijähriger Reise zurückgekehrt, lebte er in Berlin als Inspector des botanischen Gartens den Wissenschaften und der Dichtkunst.

Das Bild, das ich daheim so froh begonnen,
Der heil'gen Sage hab' ich es entwandt;
Wie Jakob seine Rahel hat gewonnen
Im stillen Thal, an eines Wassers Rand.
Schon trinkt die Heerde aus dem off'nen Bronnen
Und Rahel faßt des Knaben liebe Hand,
Dem alten Vater führt sie ihn entgegen,
Der ihn begrüßt mit seinem besten Segen.

Es war ein schönes Leben damals in Düsseldorf, und Alle die dort gelebt in dem Kreise junger Maler, die sich um den von allen geliebten und verehrten Lehrer geschaart, denken noch mit Freude daran zurück. Unter der Oberleitung des Direktors steht die ganze Kunstlehranstalt oder Akademie: in großen Sälen zeichnen und malen die Jüngeren unter der Aufsicht besonderer Lehrer, die Aelteren aber saßen zu zwei und drei zusammen in hellen Zimmern, Ateliers genannt, und arbeiteten an eigenen Bildern, und fast täglich kam der Meister Schadow zu Jedem und sah nach, was er gearbeitet, lobte, tadelte, besserte, wie es ihm eben nöthig schien. Und Abends, da ging er mit seinen älteren Schülern, die bald auch seine Freunde wurden, wie sie es unter einander in Eintracht und Liebe waren, hinaus ins Feld: da wurde Sommers in einem kleinen Garten gesessen, oder zur Erheiterung und Bewegung Kegel geschoben, oder man ging noch weiter hinaus auf einen waldigen Hügel, von dessen Spitze man die Stadt und Gegend mit dem breiten Rheinstrom und bis in blauer Ferne die Gipfel des Siebengebirges hinter Bonn und die Thürme der ehrwürdigen Stadt Köln erblickte. Sonntags wurde oft auch zu einem drei Stunden entfernten lieblichen Thale gegangen, von dessen Felsen muntere Lieder in das Thal hinabtönten. Im Herbst aber, wo die Akademie ihre Ferien hatte, machte man weitere Ausflüge nach den schönen Gegenden am Rhein hinauf. Da sind wir oft zusammen gewesen, haben alte Ritterburgen bestiegen und im Nachen den schönen Strom befahren.

Bisweilen wurden auch größere Feste gegeben, wo alle diese jungen Künstler mitwirkten, wenn es galt, einen besonders feierlichen Tag, oder den Besuch eines hohen Beschützers der Kunst auszuzeichnen. Da aber war Reinick erst recht unentbehrlich. Schon in Berlin hatte man bei solchen Gelegenheiten seinen Geschmack alles passend, heiter und anmuthig anzuordnen, kennen gelernt, wobei ihm seine Gabe der Dichtung zur Seite stand, die den Ausdruck für jede frohe Stimmung zu finden und zu veredeln wußte; diese frohen Scherze waren aber stets nur eine Erholung nach reger Thätigkeit, und gaben wieder zu neuer Arbeit Lust und Muth. Und so muß es sein: denn das Vergnügen soll nie Zweck unseres Lebens werden, aber wenn es mäßig als Ruhe nach vollbrachter Arbeit genossen wird, da stärkt es zu neuer Arbeit, und hilft so die ernsten Zwecke fördern.

Dazwischen hatte Reinick ein neues, anmuthiges Bild angefangen, aber auch wieder viele schöne Gedichte gemacht, und seine Freunde drangen nun lebhaft in ihn, diese zu ihrer aller Freude einmal gesammelt herauszugeben, erboten sich auch, ein Jeder zu einem dieser Gedichte eine schöne Zeichnung zu machen. Da ging es nun von allen Seiten mit Lust ans Werk, und das um so mehr, weil Jeder eiferte, dem von allen geliebten Reinick seine Freundschaft zu beweisen. So kam denn ein Buch zu Stande, das allen, die es sahen, zu Lust und Freude war, und von dem man schwer sagen konnte, was anmuthiger und schöner, die herrlichen Gedichte, oder die Bilder, wovon der Dichter selbst das erste gemacht hatte.

Als er nun damit fertig war, es war im Jahre 1838, beschloß er nach dem schönen Lande zu gehen, wo sich einst ein stolzes Weltreich durch erbliche Kraft und Tapferkeit aus kleinen Anfängen erbaute, wo dann das Christenthum zuerst zu allgemeiner Anerkennung kam, wohin es schon Deutschlands Kaiser seit dem großen Karl zog, und nun jährlich Schaaren von Freunden der Kunst und Natur wandern, welches aber vor Allen Künstler und Dichter als ihr Heimathland betrachten, weil dort seit Jahrtausenden die herrlichsten Denkmäler der Kunst geschaffen wurden, während ein milder Himmel und fast ununterbrochener Sonnenschein über den wunderbarsten Landschaften leuchtet — nach Italien.

Und dort in der großen Weltstadt Rom (erzählt sein Freund Th. von Oer), wo ich schon seit achtzehn Monaten weilte, feierten wir ein frohes Wiedersehen und doppelt entzückten mich nun ihre Wunder, weil ich den lieben Freund zu ihnen führen konnte. Hatten wir in der Stadt uns an Bildern, Statuen, und Ruinen satt gesehen, so ging's zum Thore hinaus in die Campagna, zu Fernsichten, Villen und Trümmern und waren wir müde, setzten wir uns im Schatten einer Weinlaube vor eine einsame Osteria (Schenke) zu einem kühlen Trunke Weines, gewöhnlich zu drei und mehreren: denn noch einige Freunde des Düsseldorfer Vereines waren zu uns gestoßen, auch ein zu früh gestorbener talentvoller Dichter, Franz v. Gaudy. Und wie ging Roberts Dichter- und Künstlerherz auf unter diesen Meisterwerken, diesen großen Erinnerungen, in dieser herrlichen Natur — auf den schattigen Hügeln des Albanergebirges und im malerisch an's Sabinergebirge gelehnten Olevano — wie viel treffliche Landschaftsstudien, charakteristische Köpfe und Figuren in den malerischen Trachten des römischen Landvolks hat er nicht dort entworfen! —

Und auch dort wurde seine gesellige Liebenswürdigkeit, sein milder Sinn, der alles, was sonst in vielen Richtungen auseinander fiel, zum gemeinsamen Frohsinn zu vereinen wußte, bald erkannt und in Anspruch genommen. Die Vereinigung der deutschen Künstler in Rom, die eine ansehnliche Schaar von nahe bei zweihundert zu bilden pflegen, wählte ihn zu ihrem Präsidenten, als welcher er die geselligen Zusammenkünfte ordnen und ihnen vorstehen mußte.

Auch die schönen Tage in Italien waren vorbei. Schon ein Jahr zuvor hatten wir uns wieder trennen müssen. In Dresden, der schönen Hauptstadt Sachsens hatte ich mich niedergelassen. Für Freund Robert nahm der Aufenthalt in Italien ein trauriges Ende. Wiederkehrende Leiden, zu denen sich noch ein Augenübel gesellte, bewogen ihn, unmittelbar aus Italien nach Gräfenberg in die Wasserheilanstalt zu reisen, wo er ohne wesentliche Besserung fast ein Jahr verweilte, und dann, noch halbkrank, nach seiner Heimath zurückkehrte. Erst die Seebäder von Zoppot bei Danzig schienen ihm wohl zu thun, und einige Zeit genoß er einer besseren Gesundheit.

Wir hatten lange nichts von einander gehört, wie denn das bei langer Trennung nicht selten so geht. Wie überrascht war ich, als Freund Robert einst — es war im October 1843 — gesund und munter in meine Stube trat, doppelt freudig überrascht, als er sich mir als Bräutigam, und seinen Entschluß verkündigte, in Dresden seinen ferneren Aufenthalt mit seiner lieben Frau, einer Landsmännin, und nahen Verwandten, zu nehmen. Nun wurde mancherlei überlegt, nach Wohnungen geforscht, und das gute Glück wollte, daß in einem Hause vor dem östlichen Thore der Stadt, wo man einer freien, anmuthigen Aussicht über Felder und Gärten nach den Weinbergen an der Elbe, und der sogenannten sächsischen Schweiz, so wie nach den Höhen des Elbthales genießt, zwei Familienwohnungen neben einander frei waren, die wir beide ermietheten.

Im Januar des folgenden Jahres zog Reinick bleibend in Dresden ein, wo er noch mehrere Freunde fand, die früher dem Düsseldorfer Künstlerkreise angehört hatten.

Ueber diesen letzten Abschnitt seines Lebens darf ich mich kurz fassen. Er verlebte ihn fast ohne äußere Störungen in friedlicher Stille, aber desto reicher an tiefgefühlten Freuden einer glücklichen Häuslichkeit, reich an Früchten einer ununterbrochenen Thätigkeit. Robert Reinick liebte sein Vaterland treu und wahr und er feierte die Innigkeit deutschen Lebens und die alte Herrlichkeit, Kraft und Größe des deutschen Vaterlandes in begeisterten Liedern. Aber einen Charakter, wie den seinen, milde, versöhnlich, fromm und kindlich, allen Ausschreitungen feind, konnten die Stürme der letzten Zeiten nicht aus seinem Gleise drängen. Er sah die Begebenheiten der Welt in einem verklärten Lichte der Liebe und Poesie.

Bald trieb es ihn wieder an die lange verlassene Staffelei. Sein letztes Bild war folgendes: Ein Pilger ist aus fernen Landen heimgekehrt; müde von langer Wanderung hat er sich auf die Bank im Schatten einer alten Linde vor einer Waldschenke niedergelassen. Mit gespannter und gerührter Aufmerksamkeit hören die Anwesenden, Jäger, Soldaten und Wirth, jeder nach seiner Art, seine Berichte; während ein Paar Kinder, die es nicht erwarten können, bis auch an sie die Reihe kommt, neugierig seine Reisetasche begucken

und allerlei Bilder und fremde Dinge darin finden. Ist es nicht, als ob er es selbst wäre, der Onkel Robert, wie er sich am liebsten von seinen jungen Freunden nennen ließ, wie Kinder und Erwachsene seinen lieblichen Erzählungen, Märchen und Liedern horchen.

Und in der That, seine meiste Zeit und größte Liebe widmete er in diesen Jahren der deutschen Kinderwelt.

Zuerst erschien von ihm ein wunderschönes A B C-Buch: es kam das fast so zu Stande, wie einst seine Liedersammlung in Düsseldorf, nur daß diesmal umgekehrt jeder aus dem Kreise guter Freunde, die sich zur Winterszeit zu wöchentlicher Vereinigung verabredet, einige Bilder zeichnete, und Freund Reinick zu jedem eine hübsche Geschichte oder ein Lied machte. Dann folgte ein niedliches Märchen, die Wurzelprinzessin und eine Sammlung Fabeln und Lieder; seit 1849 aber übernahm er die Herausgabe des Jugendkalenders, der längst eingegangen ist, nächstens aber in erneuter Gestalt wieder aufleben wird. Der größte Theil aller seiner Dichtungen und Erzählungen findet sich in diesem Buche gesammelt.

Leider verschlimmerte sich Reinicks Gesundheitszustand immer mehr, und weder Aerzte noch Badekuren mochten ihm mehr helfen. Aber in der Geduld, womit er in stets gleicher Heiterkeit seine oft großen Schmerzen ertrug, gab er Allen, die ihm nahe waren, ein schönes Beispiel: seine ihn über alles liebende Gattin und seine Freunde sahen mit Angst die Fortschritte des Uebels, ohne jedoch sein Ende so nahe zu glauben. Da warf es ihn mit verdoppelten Schmerzen aufs Krankenlager: groß waren seine Leiden, aber der gütige Gott kürzte sie ab. Eine gesprungene Pulsader führte nach zwei Tagen, am 7. Februar 1852 seinen Tod herbei. — Was soll ich Euch noch einmal sagen von der Bestürzung, dem tiefen Schmerze Aller, die ihn persönlich, oder auch nur aus seinen Liedern kannten, welche nun schon von Tausenden gesungen werden? — Wenn ein guter Mensch stirbt, weinen wir, daß die Erde einen Schmuck verloren." —

Soweit erzählt Theobald von Oer seines Freundes Reinick Leben. Reinick hat es nicht mehr erlebt, seine Dichtungen für die Jugend, die er freigebig und sorglos aus seinem reichen Gemüth in die Welt und die Herzen streute, gesammelt zu sehen. Hier sind sie nun zum großen Theil vereinigt und wenn Reinick noch lebte, würde er eine herzliche Freude an dem stattlichen Buche haben. Möchten sie nun für lange in tausend deutschen Kinderherzen Freude und Jubel erregen, möchten sie vielen Müttern eine willkommene Gabe sein: das wäre so recht nach Reinicks Sinn.

Robert Reinicks

Lieder, Märchen und Geschichten.





Deutscher Rath.

Vor Allem Eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
Laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n!
Von Alters her im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke d'ran.
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann,
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Sprich Ja und Nein, und dreh' und deutle nicht;
Was du berichtest, sage kurz und schlicht,
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht,
Dein Wort sei heilig, d'rum verschwend' es nicht!

Leicht schleicht die Lüge sich an's Herz heran,
Zuerst ein Zwerg, ein Riese hinternach,
Doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
Und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!"

Dann wach' und kämpf', es ist ein Feind bereit;
Die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit,
Du Deutsches Kind, sei **tapfer, treu** und **wahr!**

Spitzenchristel.

Eine Erzählung.

1.

Im zweiten Stockwerk eines Hauses an der Bürgerwiese in Dresden hatte den Sommer über eine wohlhabende Familie aus Hamburg, eine Mutter mit mehreren Töchtern und einem fünfjährigen Knaben gewohnt. Sie war eben im Begriff eine weite Reise anzutreten. Schon hatte man in der Wohnung Alles aus den Schränken geräumt und einen Theil der Sachen bereits in Koffer gepackt, während noch Vieles ungeordnet umherlag. Morgen ganz in der Frühe sollte es fortgehen.

Der Abend fing an zu dämmern, als an der Glocke der Wohnung leise geklingelt wurde. „Gewiß wieder ein Bettler!" sagte die Frau. „Traurige Zeiten, wo die Noth täglich so viele Leute zwingt, auf solche Weise ihr kümmerlich Brod zusammenzuholen!" — „Laß mich aufmachen, Mutter!" bat der Knabe. Seine größte Freude war es, Armen etwas geben zu können. Er öffnete die Thür.



Draußen stand ein ärmlich aber reinlich gekleidetes Mädchen von etwa zehn Jahren, es hatte eine Pappschachtel in der Hand. — „Kaufen Sie Spitzen?" fragte das Kind mit schüchternem Ton. „Wir brauchen keine," rief aus der Stube die Frau, die es durch die offenstehende Thür gehört hatte. Aber das arme Kind ließ sich nicht abweisen. „Ach, nehmen Sie mir doch was ab, wenn's auch nicht für Geld ist, wenn es nur alte Kleider sind, die Sie mir für die Spitzen geben. — Ich hab' heute noch nichts verdient."

„So geh' doch! geh'!" schalt das Dienstmädchen, die dazukam. „Wir brauchen nichts, Du hast es ja gehört!" Mit diesen Worten wollte sie die Thür zuwerfen. Aber das Kind fing an bitterlich zu weinen und erst, als es zu wiederholten Malen

gefragt worden, warum es denn gar so kläglich thue, stotterte es die Worte heraus: „Meine Mutter ist so krank und kann nichts verdienen, und wenn ich keinen Pfennig nach Hause bringe, was soll sie da anfangen?"

Der Dame that das Kind leid, sie ließ es in die Küche treten und gab ihm zu essen. Anfangs war es scheu und zaghaft; erst als jene ihm Einiges



von seiner Waare abgekauft und ihm herzlich und freundlich zugeredet, bekam es Vertrauen. So ward es nach und nach immer dreister und offener, und der natürliche unbefangene Ausdruck einer kindlichen Heiterkeit kehrte in sein klares blühendes Gesicht zurück, dem die Sorge um die Mutter und selbst Armuth und Hunger bis jetzt ihre traurigen Spuren noch nicht hatten aufdrücken können.

Zuletzt löste sich denn auch die sonst so lebendige Zunge des Kindes und nun erzählte es, wie es vor vier Tagen nach der Stadt gekommen sei aus seinem Dorf im Erzgebirge, wo die Leute fast alle mit Weben und Spitzenklöppeln sich ernährten. Früher hätten sie damit ihr gutes Brod verdient, jetzt aber verarmten die Meisten beim besten Willen zu arbeiten. Das käme daher, weil die Städter jetzt wenig Spitzen mehr kaufen wollten. Nun sei ihr Vater gestorben; ihre Mutter, noch angegriffen von einer schweren Krankheit, wisse kaum, wo sie ihr täglich Brod für sich und ihre zwei Kinder hernehmen solle, denn sie habe auch noch ein jüngeres Brüderchen daheim. — Auch erwähnte sie, daß sie schon am Sonntage hier gewesen wäre, sie hätte aber Niemand im Hause angetroffen. „Nehmen sie mir's doch nur ja nicht übel, wenn ich so zudringlich bin," schloß das Mädchen, „ich würd' es nicht thun, wär's nicht um der Mutter willen!"

Nun erst vermochte Spitzenchristel — denn so wurde das Kind, wie es selbst sagte, überall genannt — sich an Speise und Trank zu sättigen, und als ihr gar die Leute versprachen, noch manche alte Kleidungsstücke für sie und ihre Mutter auszusuchen (sie solle nur bis morgen um sechs Uhr in der Frühe die Sachen abholen), da war sie überglücklich. Zum Abschied reichte sie jedem von der Familie ihre derbe runde Hand, sprang dann flink wie ein Reh die Treppe hinunter und guckte im Fortgehen noch vom Hofe lachend nach den Fenstern der Wohnung hinauf, wo der Knabe ihr lustig nachrief: „Ade! Spitzenchristel Komm' aber nicht zu spät, denn wir reisen um sechs Uhr fort!" —

2.

Am Morgen des nächsten Tages, es mochte halb sieben Uhr sein, kam Spitzenchristel in voller Eile die Bürgerwiese dahergelaufen, aber die Wohnung der Hamburger Familie, wo sie die ihr versprochenen alten Kleider abholen wollte, fand sie verschlossen. Es ahnte ihr schon, sie würde zu spät gekommen sein.

Das Kind hatte nämlich bei den Leuten, die ihm für die Nacht eine Schlafstelle gewährt, die Pforte verriegelt gefunden und nicht gewagt, die kränkliche Wirthin zu wecken.

Noch gab Christel aber nicht alle Hoffnung auf, wenn auch die Familie abgereist war. Erst pochte sie an die Thür, — drinnen war Alles still. — Sie legte das Ohr an die Thür, da klapperte Etwas! — Es mochte wohl ein offenstehendes Fenster gewesen sein — aber Christel meinte, es könnte ja doch noch jemand Anderes in der Wohnung sein, der ihr die alten Kleider einhändigte. Sie klingelte, erst leise, dann stärker. Sie achtete gar nicht darauf, als eine alte Frau hinter ihr die Treppe hinunterging und sie längere Zeit von weitem beobachtete.



Endlich versuchte die Kleine durch's Schlüsselloch in die verschlossene Wohnung zu sehen. Da erblickte sie ein versiegeltes Zettelchen, das im Schlüsselloch steckte. Erst nach langem Zögern wagte sie, dasselbe herauszunehmen. Sie las die Aufschrift: „An Spitzenchristel." — Erstaunt und hocherfreut durchflogen ihre Blicke den Inhalt. In dem Briefe ward ihr von der bereits abgereisten Hamburger Dame ein verborgener Winkel unter einer Treppe im Keller bezeichnet, wo ein Bündel mit alten

Sachen für sie bereit liege. In der Eile der Abreise hatte man dieses Mittel gewählt, um der verspäteten Christel die Sachen zukommen zu lassen. Zwar wäre noch ein anderer Weg dazu möglich gewesen: man hätte das Bündel dem Hausmann mit dem Auftrag übergeben können, daß er es dem Kinde, wenn es käme, einhändigen möge. Der Mann war aber als ein neidischer Geizhals bekannt und man fürchtete, er würde den Auftrag vielleicht nicht ausführen.

Dieser Hausmann war ein alter Flickschneider, der mit seiner zänkischen Frau im Nebengebäude wohnte, und dessen Amt es war, die Thüren des Hauses zu öffnen und zu schließen, Hof und Garten rein zu halten, und dergleichen mehr.

Kaum hatte Christel den Brief an sie gelesen, so sprang sie auch schon in schnellen Sätzen in den Keller hinunter. Erst nach vielem Herumtappen durch einen schmalen Gang, der an einigen verschlossenen Holz- und Kohlenverschlägen vorbeiführte, fand sie die bezeichnete Treppe. Unter ihr in einem dunklen Winkel sollte das Päckchen liegen. Nicht weit davon fiel durch eine kleine Oeffnung ein Lichtstrahl in den Keller; um so düsterer war der Winkel. Da stand ein alter, zerbrochener Kinderwagen, Scherben und Gerüll lagen auf einem Haufen umher. Christel suchte darin herum, endlich fühlte sie etwas Weiches, es war das Bündel. Aber daneben hatte sie beim Herumfühlen in dem Schutt noch etwas Anderes gefunden, es war ein altes verschlossenes Pappkästchen. — Das Alles konnte doch wohl für Niemand als für sie bestimmt sein.

Im ersten Augenblick wollte sie sämmtliche Sachen, ohne sie vorher zu besehen, aufpacken und damit nach Hause gehen. Die Begier aber, die ihr zugedachten Geschenke auf der Stelle in Augenschein zu nehmen, war doch zu groß. Zwar war es dunkel genug in dem Kellerloch, aber in der Nähe fiel ja der Lichtstrahl auf den Boden. Da trug sie schnell ihre Schätze hin.

Zuerst öffnete sie das Päckchen mit den Kleidern. Da fand sich ein Rock und Wäsche für die Mutter darin, und sogar ein Kleid für sie selbst. Sie konnte sich nicht enthalten, es sich anzumessen; es paßte, als wäre es für sie gemacht, sie war voller Freuden. Was aber mochte nun wohl die Pappschachtel enthalten? Die sah altmodisch und ärmlich aus und war mit einem verblaßten schmutzigen Bande zugebunden. — Erst, nachdem sie die Kleider sorgfältig wieder zusammengeschnürt, nahm Christel das geheimnißvolle Kästchen auf, um es zu öffnen; sie wog es in der Hand. Da kam es ihr vor, als hörte sie in der Holzkammer nicht gar weit von sich Etwas rauschen. Sie horchte. — Es war weiter nichts zu hören, aber als sie sich umsah, ward ihr recht unheimlich zu Muthe. Der Keller war öde und dumpfig, eine Todtenstille um sie her. Nur ganz hinten, wo es weit in das Dunkel hineinging,

fielen einzelne Tropfen von durchsickerndem Wasser in gleichmäßigen Pausen vom Gewölbe herunter, — sonst kein Laut.

Bald siegte jedoch ihre kindische Neugierde und ließ sie alle Angst vergessen. Sie versuchte das Band aufzuknüpfen, das die Schachtel verschloß; in ihrer Hast zog sie den Knoten nur um so fester zusammen. — Da klang es wieder, als hustete Jemand leise in ihrer Nähe. — Auch jetzt stutzte Christel für einige Augenblicke, dann aber ließ sie sich nicht weiter stören und versuchte mit Gewalt das Band zu zerreißen. Es gelang, doch zu gleicher Zeit glitt auch das Kästchen dem Kinde aus der Hand. Der Deckel löste sich im Falle und klirrend fiel der Inhalt auf den Fußboden nieder. Sie erschrak. Da lag vor ihren Füßen eine große, silberne Taschenuhr mit altmodischer Stahlkette, ein eben solcher Halsschmuck von bunten Glaskorallen mit einem silbernen Kreuzchen daran, und wohl zwei Dutzend silberne Löffel.

Das Eine fühlte sie gleich beim ersten Anblick des Schatzes, diese Dinge konnten unmöglich für sie bestimmt sein. Eine rechte Angst befiel das arme Mädchen; es war ihr, als müßte sie Alles, selbst das Bündel mit Kleidern, dort zurücklassen und schnell die Treppe hinauf an's liebe, freie Tageslicht laufen, um so rasch wie möglich nach Hause zu kommen. Aber die schönen Sachen dort liegen zu lassen, war auch wieder bedenklich; wer weiß, ob sie nicht gestohlen werden konnten! Endlich ermannte sie sich und kniete am Boden nieder, um die Schätze wieder einzusammeln; was sie dann damit machen würde, wußte sie selbst noch nicht. Behalten hätte sie sie auf keinen Fall, darüber war sie mit sich einig.

Eben hob sie die Uhr vom Boden auf. Da schrie eine kreischende Stimme hinter ihrem Rücken: „Diebe! Spitzbuben! Diebe!“ Christel warf in der Angst ihres Herzens die Uhr in den Schutthaufen, ergriff ihr Kleiderbündel und wollte damit fortlaufen; aber als sie kaum ein Paar Schritte durch den Gang gethan, griff eine Hand sie an den Arm, Leute kamen die Kellertreppe heruntergelaufen, auch die packten sie und führten sie zurück zu der Stelle, wo noch das Silberzeug am Boden lag.

„Hab' ich Dich endlich, Du Spitzbube!“ schrie ein altes, häßliches Weib. Es war die Hausmannsfrau, dieselbe, die sie zuerst ergriffen. Der Mann, der dazu gekommen, hob eine Bohnenstange, die dort in der Nähe stand, empor, und würde das Kind in seiner Wuth blindlings geschlagen haben, hätte nicht ein Holzhacker, der mit ihm vom Hofe, wo er eben Holz gesägt, auf das Geschrei der Alten heruntergeeilt war, ihn zurückgehalten.

„Mann, flink! lauf' zum Polizeiwachtmeister!“ schrie die Frau, die noch immer das Kind festhielt. „Bring' ihn her, daß er gleich hier am Ort die Bescheerung sehen kann. Aber Du gehst auf der Stelle! Hörst Du? Wer weiß,

was das Diebsgesicht hier noch Alles versteckt hat!" — Der Mann lief fort, und nun überschüttete die Frau das erschrockene Kind mit einer wahren Fluth von Schimpfworten. Sobald es nur den Mund aufthun wollte, um sich zu rechtfertigen, wurde es mit Stößen zur Ruhe verwiesen. „Ich werde Dich lehren," schrie sie, „mir künftig meine Uhr und mein Silber zu stehlen, Du



Rabe Du! Und wo hast Du das Bündel da her? Jakob, sieh' doch einmal nach, was da drin ist!" Der Holzhacker that, was ihm die Frau befahl. Das Kind wollte sagen, wie es zu den Kleidern gekommen, aber die Alte ließ es nicht zu Worte kommen. „Ei, sieh' da! die Kleider sollt' ich ja kennen. Also auch die Leute da oben, die eben abgereist sind, hat sie bestohlen? Seht doch wie pfiffig das junge Ding schon ist. Erst wird geklopft und dann geklingelt, und dann das Ohr an die Thür gelegt — o, ich hab' Alles gesehen! — und wenn man merkt, daß Niemand da ist, geht's wie der Wind in den Keller, um das gestohlene Gut aus dem Diebswinkel abzuholen. Aber warte nur, wenn Du erst wirst eingesperrt sein, wird Dir bei Wasser und Brod Dein Handwerk schon gelegt werden. — Ja, heule und schreie nur immer zu, die Krokodillsthränen kennen wir schon. Alles Heuchelei, Alles Lügen!" So schrie die Alte immer fort, daß dem armen Kinde Hören und Sehen verging. Auf seinen Knien bat es, man möchte es doch frei lassen, es wäre ja ganz unschuldig. Da half kein Bitten, kein Flehen.

Bald war auch der Hausmann wieder da mit dem Polizeidiener. „Da haben wir sie endlich," sprach er und zeigte auf das Kind; „das ist die Brut,

die uns vorgestern unsere Sachen gestohlen hat, und das am lieben heiligen Sonntag Nachmittag, als ich gerade mit meiner Frau zum Vogelschießen nach Blasewitz gegangen war!"

Alle Versuche des Mädchens, sich zu rechtfertigen, waren vergebens; auch der Brief der Hamburger Dame wollte sich nicht finden. Wie die Sachen standen, war es die Pflicht des Polizeidieners, das, des Diebstahls sehr verdächtige, Kind mit sich zu nehmen. Und so geschah es denn auch.

Als sie über den Hof gingen, lief dort ein junger Hund umher, der in lustigen Sprüngen ein Stück Papier zernagte und zerriß, daß die Fetzen davon im Winde umherflogen. Keiner bemerkte es als Christel. „Das ist am Ende mein Brief, den ich verloren habe," dachte sie bei sich, aber Schande, Schrecken und Angst schnürten ihr die Kehle zu. Sie wagte kein Wort zu sprechen. Ohne sich weiter zu sträuben, ging sie neben dem Polizeidiener her, der sie auf ihre Bitte losgelassen. Sie verdeckte ihr Gesichtchen mit der Schürze; kaum vermochte sie noch Etwas zu denken.

3.

In einem Dorfe, tief im Grunde des Erzgebirges, läuteten die Abendglocken. Die Sonne ging in vollem Glanze hinter den Bergen unter. Weber und Spitzenklöpplerinnen saßen vor ihren Häusern und ruhten von der Arbeit aus, Feldarbeiter kamen mit Gesang aus den Thälern heim; unter den breitästigen Linden, die auf dem freien Platz vor der Kirche standen, spielten die Kinder des Dorfes. Alles war so friedlich und still, und die Schönheit der Natur an dem frischen heiteren Herbstabend ließ die Leute für kurze Zeit all' ihre Sorge, Noth und die bittere Armuth vergessen.

Eine Seele aber war da, die diese Ruhe nicht finden konnte.

Am Ende des Dorfes, wo der Hohlweg an dem verfallenen Gemäuer eines alten Schloßthurmes vorüberführt, saß Frau Anna, die Mutter Spitzenchristels, in der Kürbislaube vor ihrem kleinen Hause und sah sehnsüchtig den Weg hinunter nach ihrem Töchterchen aus. In der Hausthür neben ihr spielte der kleine Hans, ihr Söhnchen, mit drei jungen Kätzchen und freute sich an ihren lustigen, zierlichen Sprüngen. Das fröhliche Kind ahnte nicht die Sorgen, die seine arme Mutter drückten. Nur von Zeit zu Zeit fragte es: „Mutter, ist noch nichts von Christel zu sehen?" Aber eben diese Worte waren es, die der besorgten Mutter jedesmal einen neuen Stich in's Herz gaben. So schwer es ihr auch ward, sie mußte zuletzt dem Kinde die immer wiederkehrende unschuldige Frage verbieten. Zwei Tage waren nun schon verstrichen, seit sie die Rückkehr ihrer Christel bestimmt erwartet, und immer noch war nichts von



ihr zu sehen. Die Krankheit, die sie im Bette zurückgehalten hatte, als ihre Tochter mit dem Spitzenkasten nach Dresden gegangen, war schneller gewichen, als sie selbst es erwartet hatte. Sie konnte den schönen Herbstabend doch wieder in freier Luft genießen.

Wie sie so da saß und in ihrer Sorge um das Kind gar nicht merkte, daß kalte Nebel schon aus den Thälern aufstiegen, sah sie auf der Straße, die in den Mühlengrund hinabführte, ganz von weitem den langen Andreas daher kommen. Er war des Nachbars Sohn, der von Zeit zu Zeit Botengänge nach Dresden zu machen pflegte. — Gern wäre sie ihm entgegengegangen, um ihn zu fragen, ob er in Dresden nichts von ihrem Kinde gehört habe, aber dazu fühlte sie sich doch noch zu schwach.

Sie verwandte keinen Blick von ihm; da gewahrte sie, wie der Dorfschulze, der zufällig auf derselben Straße dem Andreas entgegenkam, an ihn herantrat. Beide schienen, so weit sich's von ferne sehen ließ, sehr eifrig mit einander zu sprechen, ja, sie glaubte sogar zu erkennen, wie der Schulze bedenklich und erschrocken mit dem Kopfe schüttelte.

„Wenn die Beiden nur nicht von einem Unglücke sprechen, das meiner Christel passirt ist," sprach Frau Anna leise vor sich hin. — „Soll ich den Andreas herholen?" fragte Hans. — „Er wird schon von selbst kommen," bemerkte die Mutter, „spiel' Du nur ruhig mit Deinen Kätzchen." Sie wollte das Kind nicht auch noch beunruhigen.

Endlich kam der Schulze daher, Andreas folgte ihm in einiger Entfernung nach. — „Um's Himmels willen," rief Frau Anna ihm entgegen, „Ihr seht mich so bejammernswürdig an. Sagt mir, ist meiner Christel in Dresden ein Unglück geschehen?" — Der Dorfschulze reichte ihr die Hand und sprach: „Liebe Frau, ich weiß, Ihr habt manche Sorge und manches Leid in Eurem Leben erfahren und dabei immer einen kräftigen Sinn bewährt. Ihr werdet es auch jetzt thun. Es hat sich allerdings etwas sehr Trauriges mit Eurem Kinde zugetragen."

„Ist sie todt? — Verschweigt mir Nichts! Quält ein Mutterherz nicht, sagt mir Alles, wie es steht, Ihr müßt es mir ja doch sagen!"

„Euer Kind lebt, Frau Anna, es ist nicht todt, und hoffentlich stellt sich das, was der Andreas erzählt, als ein Irrthum heraus. Ich kenne Eure Christel, ich weiß . . ."

„Sie hat gestohlen!" rief Andreas, der nun auch dazu getreten war, in seiner rohen, tölpelhaften Weise. „Ja, und sie haben sie auf die Polizei gebracht, und da sitzt sie noch, weil sie goldene Uhren und Löffel und Kleider und viele tausend Thaler gestohlen hat!"

Frau Anna drückte ihr Gesicht in beide Hände, der kleine Hans, der bisher mit offenem Munde wie erstarrt dagestanden, sprang hinzu und suchte mit seinem Händchen den Kopf der Mutter aufzurichten. „Mutter, bist Du krank?" rief er einmal über das andere.

Der Schulze suchte die gebeugte Frau zu trösten, sie hörte nicht, was er sprach. Plötzlich aber hob sie den Kopf empor, faßte mit ihren beiden Händen die Hand des braven Mannes, und mit einem innigen vertrauenden Blick zum Himmel rief sie: „Ich danke Gott, daß meinem Kinde nichts Schlimmeres begegnet ist. So gewiß, wie dort der lichte Mond am Himmel steht, weiß ich: meine Tochter ist unschuldig, meine Christel kann nicht stehlen!"

Die Frau hatte diese Worte mit einer solchen Ueberzeugungsstärke gesprochen, daß der Schulze nichts mehr hinzufügen konnte und ihr nur mit inniger Theilnahme die Hand drückte. Er bat sie nun ihrer Kränklichkeit wegen die nebelfeuchte Luft zu verlassen und im Hause mit ihm alles Nöthige zu besprechen, was man für das Kind thun könne. Dem Andreas aber gebot er streng, im Dorfe auch nicht das Geringste von der Sache zu erzählen, um so mehr, da doch Vieles in dessen Bericht übertrieben schien. Er selbst beschloß, morgen in der Frühe nach Dresden zu fahren, um nähere Erkundigungen einzuziehen, und wo möglich mit dem Kinde selbst zu sprechen.

4.

Nachdem Christel in's Gefängniß geführt worden, brachte sie die erste Zeit ihrer Gefangenschaft in einer Art fieberhaftem Zustande zu. Der Gedanke an die Schande, die sie erlebt, als sie an der Seite des Polizeidieners durch die Straßen gegangen, die bösen Reden des Hausmanns und seiner Frau drückten sie so nieder, daß, als der Gefangenwärter die Thüre hinter sich verriegelte und sie allein in der öden Zelle ließ, sie sich platt auf den Fußboden niederwarf und das glühende Gesicht auf den kalten Stein drückte. Erst nach längerer Zeit trug das Gefühl ihrer Unschuld etwas dazu bei, sie zu beruhigen. Sie erhob sich von der Erde und warf sich auf das Strohlager. Aber bald kamen ihr andere Gedanken, die von Neuem ihr das Herz zuschnürten.



„Ach,“ so jammerte sie vor sich hin, „meine Mutter, meine arme, kranke Mutter! Wer wird sie nun pflegen und für sie sorgen! — Wüßten sie nur zu Hause, daß ich noch lebe und wo ich geblieben bin! — Nein! nein!“ rief sie dann wieder, „das dürfen, das sollen sie nicht wissen! Wenn die Mutter das hörte, daß ihre Christel im Gefängniß sitzt, und wenn sie ihr gar erzählen, daß ich gestohlen haben soll, die Mutter müßte ja umkommen vor Schreck und Jammer!“ — Ein Strom von Thränen machte ihrem Herzen endlich Luft.

Allmählig kehrte Ruhe in die Seele des Kindes zurück, und es sank in einen langen, tiefen Schlummer. Auch der folgende Tag verging unter Kummer und Gram. Noch vermochte Christel auf nichts um sich her recht zu achten.

Am dritten Tage, als sie auf ihrem Strohbette erwachte, fiel ein lichter, heller Sonnenstrahl durch das kleine Fenster. Die Sonnenstäubchen schwammen darin so glänzend umher und selbst die Spinnweben in den Fensterecken glitzerten, als wären sie von Silber. Tief blau schaute der Himmel in die dunkle Kammer. Da kam ein Vogel angeflogen, setzte sich auf das Eisengitter draußen und sang sein fröhliches Morgenlied.

Dem gefangenen Kinde war es, als hätte es oft denselben Vogel zu Hause in der Kürbislaube singen gehört, wenn die Mutter dort ihre Spitzen geklöppelt und sie selbst auf der Hundsbude daneben mit ihrem Strickzeug gesessen. Das waren schöne Tage gewesen! Auch kam es ihr vor, als wollte der Vogel ihr Allerlei von Zu-Hause erzählen; ach, wer nur des Vogels Sprache verstanden hätte! — Christel berechnete, was für ein Tag es heute wohl sein könnte, da bekam sie heraus, daß gerade an diesem Tage das Erntefest in ihrem Dorfe gefeiert würde. Du lieber Himmel, wie mußte es heute daheim so schön sein! Da ging es wohl herrlich und lustig her! Musik und Tanz und die Kinder des Dorfes auf der großen Wiese hinter der Ruine, wo sich so schön Versteck spielen ließ in den wilden Hollunderbüschen — und während dort Alles jauchzte und jubelte, saß sie hier im engen Gefängniß, allein, ohne Mutter und Gespielen, allein mit ihrem Schmerz und ihrer Sehnsucht!

Wie sie so mit allen ihren Sinnen sich versenkt hatte in ihre Gedanken, rasselte draußen auf dem Gange das Schlüsselbund des Gefangenwärters und die Thür ward geöffnet. Christel glaubte, der Mann bringe ihr wie an den früheren Tagen ihre Gefängnißkost, sie sah daher gar nicht auf. Als aber plötzlich eine bekannte männliche Stimme ihr zurief: „Guten Morgen, Kind!“ und als sie die Augen aufschlug und den Dorfschulzen, ihren Pathen, erblickte, da kam nach langer Trübsal eine Freude über sie, daß sie für den Augenblick ihre Schande, ihren Kerker, ihre Leiden, Alles, Alles vergaß. „Herr Pathe! lieber Herr Pathe! was macht meine Mutter?“ rief sie, sprang auf ihn zu und hing sich mit beiden Armen an seinen Hals.



„Christel,“ sprach der Schulze mit strengem, aber nicht hartem Ton, „bist Du denn wirklich noch das ehrliche brave Kind wie früher?“ und sah sie bei diesen Worten mit forschenden durchdringenden Blicken an.

Dem Kinde versagte auf diese Frage die Antwort; es schaute ihm nur mit seinen blauen unschuldigen Augen so treuherzig und doch so traurig in's Gesicht, daß er, ohne ihre Antwort abzuwarten, ihr zurief: „Ich weiß schon, ich seh' Dir's an, Du bist unschuldig!“

Noch einige Zeit lang konnte das Mädchen kein Wort hervorbringen, so bewegt war sie. Fortwährend drückte und küßte sie die Hände des würdigen

Mannes, der ihr sanft den Kopf streichelte und ihr freundlich zuredete. Darauf zog er einen Brief der Mutter aus der Tasche und gab ihr denselben. Mit zitternden Händen erbrach das Kind den Brief, und ihr Gesicht verklärte sich in heller Freude beim Lesen desselben. Der Brief begann folgendermaßen:

„Meine Tochter!

„Ich habe gehört, daß die Leute glauben, Du hättest eine schwere „Sünde begangen. Ich, Deine Mutter, kenne Dein Herz und weiß, daß es „unmöglich ist, daß mein Kind solch ein Verbrechen verüben kann. Der „Schein ist gegen Dich, aber was der liebe Gott auch noch von Leiden „über Dich verhängen mag, murre nicht; bleibe ehrlich und treu und wahr= „haft, wie Du bisher gewesen. Besser Unrecht leiden als Unrecht thun."

Der Brief schloß mit erhebenden Trostworten und mit der Nachricht, daß sie selbst sich körperlich jetzt wohler als seit langer Zeit befinde, jedoch habe der Arzt ihr strenge verboten, jetzt schon ihr Kind zu besuchen.

Immer und immer wieder las Christel den Brief durch und bedeckte die Unterschrift, die den Namen ihrer Mutter enthielt, mit innigen Küssen. — Dann erzählte sie dem Schulzen, was sich zugetragen. Dieser Bericht machte, daß dem erfahrenen Mann sein Vertrauen auf die Unschuld des Kindes zur völligen Gewißheit ward. Er versprach der Gefangenen, das Seinige für ihre Befreiung zu thun. Mit freundlichen Worten verließ er sie und sprach ihr beim Abschiede Hoffnung und Muth ein. —

Noch denselben Tag ward Christel und alle Zeugen vor Gericht verhört. So gut das Kind es vermochte, berichtete es das Geschehene der Wahrheit getreu. Der Schulze und Alle, welche die Angeklagte von ihrer frühesten Kindheit an kannten, legten das günstigste Zeugniß für sie ab; der Hausmann aber und seine Frau beschworen mit einem Eide, sie hätten an einem Sonntag Nachmittage, als Beide zum Vogelschießen nach Blasewitz gingen, das erzgebirgische Mädchen über ihren Hof gehen sehen. Spät am Abend wären sie nach Hause gekommen, da hätten sie die Kammer geöffnet und aus ihrer Kommode die Silberschachtel entwendet gefunden. Auch das ganze Betragen des Kindes, als sie ergriffen worden, und alles das, was die Hausmannsfrau auf der Treppe und im Keller wollte erblickt haben und was Christel selbst nicht leugnen konnte, erschien verdächtig. Der Ausspruch des Gerichtes lautete dahin, die Angeklagte müsse so lange in gefänglicher Haft behalten werden, bis sich Beweise für ihre Unschuld herausstellten.

So verging eine ganze Woche. Die arme Kleine blieb nach wie vor in ihrer Zelle, nur mit der Milderung, daß ihr Lesebücher gegeben wurden und man ihr gestattete, sich mit Handarbeiten zu beschäftigen. Nach einiger Zeit

ward sie sogar in eine bessere Stube gebracht, zusammen mit einem andern Mädchen von etwa sechzehn Jahren, welches man für ziemlich gebessert hielt und von der man hoffte, sie werde vortheilhaft auf Christel einwirken.

5.

Es war eine schöne Nacht. Trotz dem Herbst war die Luft so warm und mild, daß man hätte glauben können, der Sommer habe in den Thälern des Erzgebirges noch etwas zu thun vergessen und wäre auf ein paar Tage dahin zurückgekehrt, um das Versäumte nachzuholen.

Frau Anna saß in ihrem Stübchen beim Schimmer der Lampe und nähte an einem warmen Winterrock für ihr gefangenes Kind. In dem engen Raume war es gar heimlich. Der kleine Hans lag in seinem Bettchen am Ofen und athmete leicht im ruhigen Schlummer. Nur bisweilen, wenn er sich auf die andere Seite herum warf, lallte er im Schlaf ein paar unverständliche Laute,



und schlief dann wieder ruhig weiter. Die Katze schnurrte in der andern Stubenecke neben ihren Jungen. Dazu tickte heimlich der Perpendickel der Schwarzwälder Uhr.

Aber die Wärme im Kämmerchen wurde immer drückender, ein verspätetes Gewitter schien draußen heraufkommen zu wollen. Der Frau Anna ward so beklommen zu Muth. Vor Allem trieben die Gedanken an ihre Christel ihr das Blut zum Herzen. Es war ja heute des lieben Kindes Geburtstag! Gegenwart und Zukunft lagen schwarz und finster vor den Blicken der armen Frau. Auf Erden wußte sie wenig Trost mehr zu finden, alle Noth und alle Sorge legte sich wie eine schwere Last auf ihre Seele.

In solchen Augenblicken — und deren hatte Frau Anna manche in ihrem Leben gehabt — pflegte das Stübchen ihr zu enge zu werden. Nur Einen Ort wußte sie, der ihr dann eine Zuflucht gewährte. Draußen in dem großen Tempel, dessen Gewölbe der Himmel ist, in dem Tempel, mit den höchsten Wundern dieser Welt ausgeschmückt, mit den Lichtern von Sonne, Mond und Sternen, mit den prächtigen fliegenden Vorhängen der Wolken und dem grünen Teppich der Erde, dort, wo der Orgelton des Windes und die Stimmen der Vögel ihre Klänge erschallen lassen, war der Ort, an dem Frau Anna ihrem Herzen Trost zu holen wußte.

Am Ende ihres Gartens zog sich ein Weg neben Haselsträuchern und unter überhangendem Hollundergebüsch längs dem halbversunkenen Bretterzaun zu dem Gemäuer des verfallenen Schloßthurmes hinauf. Da oben war ein stilles einsames Grasplätzchen, von wo man tief in's Thal und über das ganze Dorf hinabsehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Außer einigen Kindern, die zuweilen Gras und Nesseln für ihre Ziegen zu holen pflegten, kam da fast Niemand hin. Daher bauten auch gern die Vögel ihre Nester in dem dichtwuchernden Gestrüpp umher.

Diese stille Einsamkeit, gleichsam eine kleine Kapelle in dem unermeßlichen Dom der Natur, war der Ort, zu dem Frau Anna auch in dieser Nacht hinging, um ihrem Herzen in innigem Gebet Luft zu machen.

Da kniete sie, die gefalteten Hände auf einen alten Baumstumpf gestützt, das Haupt zum Himmel gerichtet. Zwischen dunklen Wolken schimmerten die Sterne in ungetrübtem Glanz. Bald brach auch der Mond zwischen den Wolkenspalten hervor. Milde ergoß sich sein Licht immer weiter über das Dorf herab und flimmerte zuletzt weithin im Thale. Es war, als ob die Wolken, die sich eben noch hoch aufgethürmt hatten, solchen Glanz nicht ertragen könnten, sie verflogen und verschwammen nun hinter den Bergen. In weiter Ferne zuckte noch das letzte Leuchten eines vorüberziehenden Gewitters.

Und so, wie am Himmel die Wolken sich auflösten, und es in der Natur allmälig klar wurde, so verschwanden auch in der Seele der armen Frau die Sorge und Alles, was sie beängstigt hatte. Festes Gottvertrauen kam durch das Gebet wieder in ihr Herz. Wie das Licht des Mondes da draußen, ging ihr das Licht der Hoffnung im Innern auf, und in dem Schimmer dieses Lichtes sah sie mit Dank, wie viel Freude bei aller ihrer Noth ihr noch übrig geblieben war. Ihre Christel lebte ja noch, die Gefangenschaft konnte, sie fühlte es jetzt, nicht immer dauern. Der kleine Hans war frisch und gesund und ihr Augentrost. Ihre, noch vor Kurzem so gebrochenen, Kräfte waren wieder zurückgekehrt, und wie viel Liebes und Gutes hatte sie selbst von der Mildthätigkeit guter

Menschen erfahren! Traurig und gebeugt war sie hergegangen, freudig erstarkt stand sie vom Boden auf. Auch an der Schönheit der stillen Mondnacht konnte sich wieder ihr Auge erquicken.

Wie sie nun so da oben stand und Grüße über die dunklen Berge ihrem gefangenen Kinde nach Dresden hinsendete, war es ihr, als hörte sie plötzlich neben sich in den Räumen des Gemäuers ein Paar Leute halbleise mit einander sprechen.

Ohne gerade horchen zu wollen, hielt sie doch den Athem an. Im Anfange verhallten die Worte verworren in dem Nachtwinde, der eben durch das zum Theil schon dürr gewordene Laub rauschte. Es schienen rohe Männerstimmen zu sein, die mitunter in ein widerliches Gelächter ausbrachen. — Für die Stimmung, in der Frau Anna sich befand, war nichts störender als diese Laute. Eben wollte sie zu ihrer Wohnung zurückkehren, als der Wind ihr das Gespräch der Beiden deutlicher zutrug. Sie hörte Worte, die ihr verdächtig vorkamen. Unwillkürlich trieb es sie an, zurückzubleiben und weiter aufzuhorchen. Da legte sich das Rauschen des Windes, und sie vernahm folgendes Gespräch:

„Ein schöner Kerl bist Du mir!" hub die lallende Stimme eines ältlichen, wie es schien betrunkenen Mannes an. „Will selbst lange Finger machen und bekommt Angst, daß andere lange Finger ihn packen werden. Wahrhaftig, ein schöner Kerl!"

Der Andere mit einer jüngeren, aber heisern Stimme wollte sich vertheidigen, aber der Erste fuhr fort: „Magst reden, was Du willst! morgen geh' ich nach Dresden und hol' mir in der Dämmerung, eh' sie die Thüre zuschließen, die Schachtel aus dem Kellerloche ab. Und wenn die ganze Polizei wieder auf der Straße hinter mir ist, diesmal soll kein Teufel mich dazu bringen, den Silberkasten wieder, wie damals, wegzuwerfen. Nur ein Hasenfuß wie Du konnte mir den Rath geben. Ein schöner Kerl bist Du mir!"

„Weißt Du denn gewiß, daß Silber d'rin ist?" fragte der Heisere.

„Und ob!" lachte Jener. „Narr! ich hab's Dir ja schon zwanzig Mal gesagt, die blonde Hanne, die früher beim Hausmann mit geschneidert hat, hat's meiner Frau genau beschrieben. Wenn die Schachtel kein Silber in sich hat, hab' ich heute keinen Branntwein in mir. Die Schachtel war schwer und ich bin schwer, sind wir alle beide schwer!"

Ein rohes Gelächter belohnte den schlechten Witz des Betrunkenen. Nach einiger Zeit fing der Heisere wieder an:

„Du! ich kehr' wieder nach Böhmen heim. Um die Lumperei setz' ich meine Haut nicht noch einmal auf's Spiel!"

„Lumperei?" schrie der Alte. „Lumperei? — Selbst ein Lump! Hast Du nicht gehört, was das Mädel mir gesagt? Eine Uhr ist d'rin, und zwei Dutzend

silberne Löffel und —" Der Heisere redete dem Alten einmal über's andere zu, er sollte doch nicht so schreien, er würde sie Beide noch in's Unglück bringen. Der aber fuhr in seiner Trunkenheit fort und rief: „Und wenn Du nicht mit mir zusammenhältst, Du Hasenfuß, dann sollst Du sehen! Prügel bekommst Du, die allerschönsten, und ich zeig' Dich morgen beim Schulzen an, daß Du neulich beim Schmidt hier im Dorfe gemaust hast. Und wenn — —"

„Nu meinetwegen," fiel der Heisere ein, „halt' nur Ruh'! und laß mich jetzt ungeschoren! Schlafen will ich, hast Du's gehört?" Eine Zeitlang zankten sie und schimpften noch auf einander los, bis allmälig ihre Worte immer undeutlicher wurden und es zuletzt still ward.

Frau Anna hatte genug gehört, um zu wissen, welcher Art die beiden Sprecher wären und welche Wichtigkeit für sie in dieser Entdeckung lag. Ohne länger zu zögern, schlich sie leise den Gang längs dem Zaune auf den Zehen zurück, schlüpfte durch das Pförtchen auf die Straße und eilte zum Schulzen, der am andern Ende des Ortes wohnte. Dem berichtete sie Alles, was sie eben gehört.

Kaum war eine halbe Stunde vergangen, als man die beiden in der Umgegend sehr berüchtigten Spitzbuben, die man in der Thurmruine in tiefem Schlafe fand, ergriff und nach dem Amt brachte, von wo sie morgen in der Frühe nach Dresden transportirt werden sollten.

6.

An einem heiteren Vormittage rollte auf der großen Landstraße, die von Dresden in's Erzgebirge führt, ein Wägelchen dahin, auf dem ein stattlicher Mann und zwei Menschen in ärmlichen Kleidern saßen, und doch waren diese beiden Menschen in jenem Augenblick vielleicht die Glücklichsten in weiter Runde. Es war Frau Anna und ihre Christel, und der Mann, der den muntern Gaul zu raschem Lauf antrieb, war der Dorfschulze.

Nach dem Geständniß der beiden Diebe hatte sich die Unschuld Christels klar herausgestellt. Das Kind war sofort freigelassen worden, und als es kaum die Pforte des Gefängnisses verlassen und mit seinem Bündelchen die Straße nach dem Dorfe einschlug, hatte es seine Mutter und den lieben Pathen schon des Weges daher kommen sehen. Wer könnte wohl das Wiedersehen von Mutter und Tochter nach so kummervollen Tagen beschreiben? Solch ein Moment läßt sich nicht mit Worten schildern. Möge Jeder, der dieses liest, sich selbst in die Lage der Glücklichen hineindenken und sie mit ihnen empfinden.

Nie war der Himmel und die Berge und Wälder, selbst jedes dürre Bäumchen am Wege der Christel so schön vorgekommen als heute, nachdem sie den Anblick der freien Natur so lange schmerzlich entbehrt. Und wie viel hatten Mutter und



Tochter sich zu erzählen, ganz besonders aber unsere Christel! Noch in den letzten Tagen der Gefangenschaft hatte sie das Allerschwerste zu bestehen gehabt!

Das Mädchen, mit dem man sie zusammengebracht hatte, war Niemand anders als die blonde Hanne gewesen, von der die Diebe in der Ruine gesprochen hatten. Das tückische Geschöpf hatte sich eine Zeitlang nur so reuig gestellt, um ihre Strafe zu erleichtern. Bald versuchte sie auch Christel in ihre argen Pläne durch Ueberredung hineinzuziehen, um mit ihrer Hülfe sich ganz vor Gericht herauszulügen. Mit Abscheu konte diese sich nur von einem so schlechten Gemüth abwenden. Zuletzt war der Christel nichts übrig geblieben, als keine Silbe mehr mit ihrer Mitgefangenen zu sprechen; dafür aber hatte die Hanne sich zu rächen beschlossen. Noch am vorletzten Tag erklärte sie dem Gefangenwärter, sie habe wichtige Entdeckungen über Christels Diebstahl zu machen. Die Kenntniß jedes Winkels in der Wohnung des Hausmanns, bei dem sie früher kurze Zeit gearbeitet, sollte ihr bei diesem schändlichen Plan zu Hülfe kommen. — Der Plan war auch fein angelegt, aber gerade zur rechten Zeit ward er vereitelt durch die Bekenntnisse der beiden Diebe, wodurch nun auch die ganze Bosheit der Hanne an's Licht gekommen war, Christel aber ihre Freiheit wieder erhalten hatte.

Jetzt waren ja alle die trüben Tage vorüber, und je trauriger diese Erzählungen, um so erfreulicher war Alles das, was Frau Anna ihrer Tochter von dem lustigen Hans berichtete.

Bald hatte man auf der Fahrt mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, und schon nach vier Stunden sollte Christel ihr liebes Dorf und die schönen Berge wiedersehen. Ihr schlug das Herz vor Freude bei dem Gedanken.

Eine wahre Pein war es ihr daher, als der Schulze, nach alter Gewohnheit, im nächsten Dorf vor dem goldenen Löwen, dem stattlichsten Gasthofe in der Umgegend, still hielt. Sogar ausgespannt wurde das Pferd und in den Stall geführt. Sein gewohntes Mittagsfutter und seine Ruhestunde durfte dem Thiere ja nicht entzogen werden. Aber auch der immer frische Appetit des Herrn Pathen fand hier seine Rechnung. Es gab in dem Gasthofe eine gute Küche, und die sollte nicht umsonst so gemüthlich den Rauch durch den Schornstein getrieben haben. Christel aber, trotz dem, daß sie in letzter Zeit nur schmale Gefängnißkost erhalten hatte, dachte an kein Essen und kein Trinken. Die Freude machte sie satt.

Alle Drei traten in die große Gaststube ein. An dem langen, sauber gedeckten Tisch, auf dessen Mitte zwei Krüge mit schönen Georginen prangten, saßen mehrere Personen. Am untern Ende der Tafel zerlegte eben die hübsche, dicke Wirthin einen gewaltigen, dampfenden Braten mit großem Eifer, während die rotharmige Magd umherging und die blinkenden Glaskrügel mit dem zartschäumenden Waldschlößchen-Bier bei jedem Gedeck hinstellte. Da regte sich auch bei dem Kinde wieder die natürliche Lust an Speise und Trank. Es ward der Kleinen gar behaglich zu Muthe, als sie sich hinsetzten und die Mutter ihr die reine, sauber gefaltete Serviette um den Hals band; war doch für das arme Ding eine so köstlich besetzte Tafel mit ihrer ganzen Umgebung etwas Neues, niemals Gesehenes!

Eines war nur dem Kinde bei seiner Schüchternheit sehr störend! Am obern Ende des Tisches saßen so vornehme Personen, eine Mutter mit ihren Kindern, die sich munter und lustig mit einander unterhielten. Sie waren gewiß in dem großen schwerbepackten Reisewagen angekommen, der draußen vor dem Thorwege stand. Christel wagte gar nicht, sich nach ihnen umzusehen. Scheu schlug sie die Augen zur Erde nieder, und nur von Zeit zu Zeit lächelte sie ihrer Mutter, die neben ihr saß, freundlich zu, wenn diese, in der Freude ihr Kind wieder bei sich zu haben, ihr mit der Hand über das Haar strich, oder ihr die Speisen auf den Teller legte.

Der Gevatter Dorfschulze hieb desto tapferer in die leckeren Gerichte ein und hatte dabei auch bald mit der vornehmen Dame ein Gespräch angeknüpft. Die Kinder derselben, die bisher viel unter sich von ihrer Reise zu sprechen gehabt, lenkten nun auch ihre Aufmerksamkeit nach dieser Seite des Tisches hin, und Alle riefen wie aus einem Munde: „Spitzenchristel! Guten Tag, Spitzenchristel!“
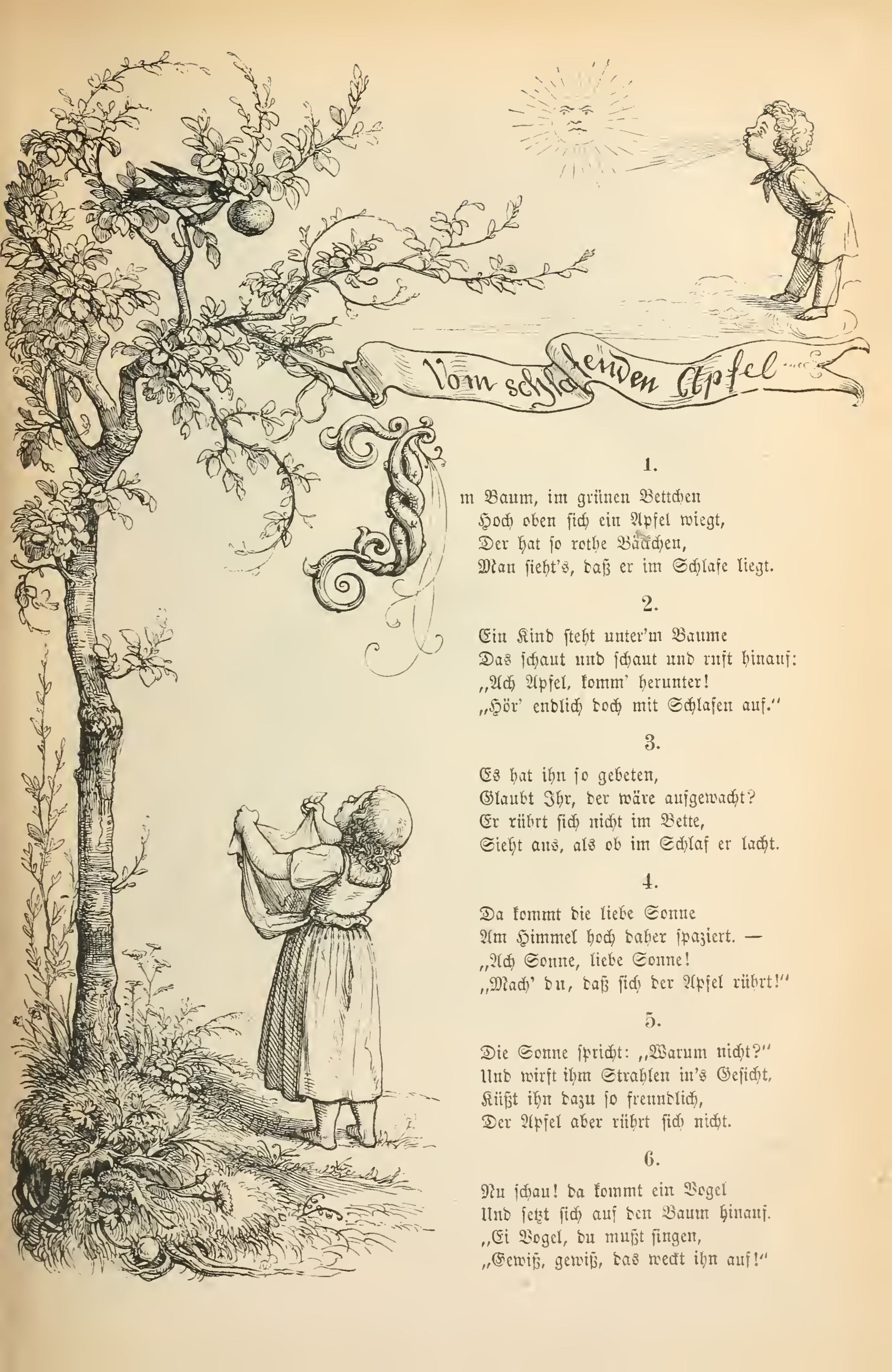
Christel wußte erst gar nicht wie ihr geschah, dann stand sie auf, ging zu den freundlichen Leuten hin und gab Jedem schweigend die Hand, wie



damals in der Küche in Dresden. Im Herzen aber war es ihr so zu Muthe, als hätte sie Allen, der Dame sowohl wie den Kindern, um den Hals fallen müssen. Nun ging das Fragen an. Daß das Mädchen, die erst kürzlich aus dem Gefängniß befreit war, in diesem Augenblicke alle ihre Erlebnisse hätte erzählen sollen, wäre zu viel verlangt gewesen. Der Schulze übernahm für sie das Wort, und mit Theilnahme hörten die Anwesenden der Leidensgeschichte der Kleinen zu. Die Dame, die eben auf dem Wege war nach Dresden zurückzukehren, wurde durch die Schicksale der armen Familie tief bewegt. Sie bat den Dorfschulzen, wenn er wieder in der nächsten Woche nach der Stadt komme, möge er ihr die Frau Anna mit ihrer Christel und dem kleinen Hans zum Besuche mitbringen.

Der Schulze versprach es und hielt Wort. Es blieb aber nicht blos bei diesem einen Besuch, sondern Frau Anna erhielt seitdem durch die Vermittelung der Hamburger Dame eine bedeutende Geldunterstützung, so daß sie ihr Leben von nun an ohne drückende Sorge genießen konnte. Spitzenchristel ward bald darauf zum Pfarrer des Dorfes in's Haus gegeben, der dem aufgeweckten, lernbegierigen Kinde eine vortreffliche Erziehung gab; der kleine Hans aber blieb für's Erste noch bei der Mutter, die nun ihm alle ihre Sorgfalt widmen konnte.

So erblühte aus jenen Trauertagen für die bisher so bekümmerte Familie ein reicher Segen. — Nach einem Jahre reisten die Fremden wieder in ihre Heimath, aber jedesmal wenn sie später wieder nach Dresden kamen, besuchten sie das Dorf im Erzgebirge, und darin vor Allem die gute Frau Anna und ihre Spitzenchristel.



Vom schlafenden Apfel

1.

Im Baum, im grünen Bettchen
Hoch oben sich ein Apfel wiegt,
Der hat so rothe Bäckchen,
Man sieht's, daß er im Schlafe liegt.

2.

Ein Kind steht unter'm Baume
Das schaut und schaut und ruft hinauf:
„Ach Apfel, komm' herunter!
„Hör' endlich doch mit Schlafen auf.“

3.

Es hat ihn so gebeten,
Glaubt Ihr, der wäre aufgewacht?
Er rührt sich nicht im Bette,
Sieht aus, als ob im Schlaf er lacht.

4.

Da kommt die liebe Sonne
Am Himmel hoch daher spaziert. —
„Ach Sonne, liebe Sonne!
„Mach' du, daß sich der Apfel rührt!“

5.

Die Sonne spricht: „Warum nicht?“
Und wirft ihm Strahlen in's Gesicht,
Küßt ihn dazu so freundlich,
Der Apfel aber rührt sich nicht.

6.

Nu schau! da kommt ein Vogel
Und setzt sich auf den Baum hinauf.
„Ei Vogel, du mußt singen,
„Gewiß, gewiß, das weckt ihn auf!“

7.

Der Vogel wetzt den Schnabel,
Und singt ein Lied so wundernett,
Und singt aus voller Kehle, —
Der Apfel rührt sich nicht im Bett! — —

8.

Und wer kam nun gegangen?
Es war der Wind! Den kenn' ich schon,
Der küßt nicht und der singt nicht,
Der pfeift aus einem andern Ton.

9.

Er stemmt in beide Seiten
Die Arme, bläst die Backen auf
Und bläst und bläst, und richtig,
Der Apfel wacht erschrocken auf,

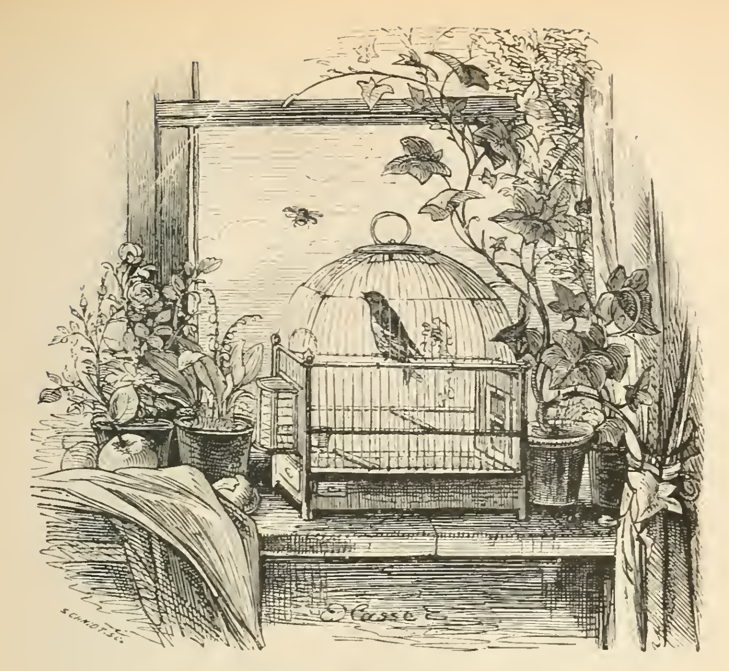
10.

Und springt vom Baum herunter
Grad' in die Schürze von dem Kind.
Das hebt ihn auf und freut sich
Und ruft: „Ich danke schön, Herr Wind!"

Der römische Fuhrmann.



Im Süden, da möcht' ich als Fuhrmann schon leben,
Wo über die Straßen sich schlingen die Reben,
Wo Rosen im Winter die Mauern umkränzen,
Das Meer und die Felsen im Sonnenschein glänzen.
So unter dem Himmel, Jahr ein und Jahr aus,
Der Wagen mein Thron und mein Bett und mein Haus
Zum Mahl Maccaroni, Orangen und Wein,
Da kann mir's gefallen ein Fuhrmann zu sein!



Die Bremse.

Das Fenster ist zu, der Zeisig singt
„Summ!"
Die Bremse durch die Stube sich schwingt,
„Wumm!"
Bald brummt sie laut, bald summt sie still,
Hat Alles vollauf, was sie nur will,
Braten und Wein und Zucker d'rein,
Da kann eine Bremse schon lustig sein.

Die Bremse schaut zum Fenster hinaus,
„Summ!"
Da draußen sieht es anders aus.
„Wumm!"
Sie brummt für sich: „Jetzt seh' ich's klar,
Wie garstig es hier drinnen war.
Ich will hinaus! Ich muß hinaus,
Ich halt's, ich halt's in der Stube nicht aus!"

Der Zeisig hört, was die Bremse spricht,
„Summ!"
Und ruft: „Bleib' hier, fort kannst du nicht;"
„Wumm!"
„Du glaubst, von Luft die Scheiben sei'n.
Die sind von Glas und hart wie Stein,
Frau Bremse! sacht! Bald kommt die Magd,
Dann werden die Fenster aufgemacht."

Die Bremse spricht: „Ich warte nicht!
„Summ!
„Und kehr' mich an dein Schwatzen nicht,
„Wumm!
„Ich will hinaus, ich muß hinaus,
Ich halt's, ich halt's in der Stube nicht aus!" —
Und dumm genug, mit wildem Flug'
Sie schießt an's Fenster in einem Zug'.

Das gab 'nen Stoß! Der arme Kopf!
„Summ!"
Und noch einmal! Der arme Kopf!
„Wumm!"
Sie fliegt und fliegt, hört keinen Rath,
Mit Summ und Wumm von früh bis spat.
„Ich will hinaus! Ich muß hinaus!" —
Sie stieß sich todt, — da war es aus! Wumm





Soldatenspiel.

Hurrah! Es geht in's Feld hinaus!
Voran im Trab' die Cavallerie,
Im Sturmschritt dann die Infant'rie.
Ihr Feinde lauft, sonst habt ihr Noth,
Sonst schießen wir euch mausetodt,
Das knallt, es ist ein Graus!

Nun heißt es, Schritt! Nun geht's im Takt.
Schon bläst die Regimentsmusik
Das lustigste Soldatenstück.
Ein Trichter ist die Haupttrompet',
Der eine singt, der andre kräh't,
Die Trommel schlägt den Takt.

Der General zeigt uns den Weg,
Sein Hut sieht schon so prächtig aus:
Von Goldpapier mit grünem Strauß.
Sein Orden glänzt in weiter Fern':
Von Messing ein Gardinenstern,
Sein Säbel ist von Blech.

Seht nur die Offiziere dort!
Das sind gewaltig tapf're Leut',
Ihr Schreien hört man meilenweit:
„Habt Achtung! schultert! linksumkehrt!"
Und wehe dem, der sie nicht hört,
Sie sind bald hier bald dort!

Hurrah! Nun geht's Manöver an!
Die Steckenpferd', in Saus und Braus
Wie ziehn sie mit den Reitern aus!
Und wer sein Pferd verlor im Zug,
Der ist sich selbst noch Pferd genug
Und wiehert, was er kann!

Schaut nur des Fußvolks lange Reih':
's sind lauter schmucke Grenadier'
Mit weißen Hüten von Papier,
Den Schnurrbart schwarz, mit Kork gemalt,
Da heißt es: „Augen links!" und „Halt!"
Der Feldherr sprengt vorbei!

Hurrah! So zieh'n wir in den Krieg,
Und treffen keinen Feind wir an,
So greifen wir uns selber an,
Und werfen uns in's hohe Gras.
Juchhe! das ist der schönste Spaß,
Und Alles fei'rt den Sieg!



Die Wolke.

An einem heißen Sommermorgen stieg ein kleines Wölkchen aus dem Meere auf und zog leicht und freudig, wie ein blühendes, spielendes Kind durch den blauen Himmel und über das weite Land, das nach langer Dürre verbrannt und traurig da lag.

Wie die kleine Wolke so dahinschwamm, sah sie unten die armen Menschen im Schweiße ihres Angesichtes sorgenvoll arbeiten und sich abmühen, während sie doch selbst von Sorg' und Mühe nichts wußte und vom leichten Morgenhauch einer reineren Luft ganz von selbst fortgetrieben ward.

„Ach," sprach sie da, „könnte ich doch für die guten armen Menschen da unten etwas thun, ihre Mühe erleichtern, ihre Sorgen verscheuchen, den Hungrigen Nahrung verschaffen, die Durstigen erquicken!" —



Und der Tag schritt immer weiter vor, und die Wolke ward immer größer; und wie sie so wuchs, ward der Wunsch, den Menschen ihr Leben zu weihen, immer mächtiger in ihr.

Auf der Erde aber wurde es immer heißer, die Sonne brannte glühend und drückte schwer auf die arbeitenden Leute, sie wollten fast verschmachten und doch m u ß t e n sie arbeiten, denn sie waren sehr arm.

Da warfen sie einen bittenden Blick zu der Wolke herauf, als wollten sie sagen: „Ach, könntest du uns helfen!"

„Ja! ich will euch helfen!" sprach die Wolke, und sogleich begann sie zur Erde sich leise herabzuneigen.

Aber nun fiel ihr auch ein, was sie im Schooße des Meeres einst als Kind gehört hatte, nämlich, daß die Wolken, wenn sie zu tief zur Erde sich hinabsenken, den Tod fänden.

Eine Zeit lang schwankte sie und ließ sich von ihren Gedanken hin und hertreiben, endlich stand sie still und sprach kühn und freudig: „Ihr Menschen, ich helfe euch, geschehe was da wolle!"

Dieser Gedanke machte sie plötzlich riesengroß und stark und gewaltig. Sie selbst hatte vorher nie geahnt, daß sie solcher Größe nur fähig wäre. Wie ein segnender Gott stand sie über dem Lande da und erhob ihr Haupt und breitete ihre Schwingen weithin über die Gefilde. Ihre Herrlichkeit ward so groß, daß der Mensch und das Thier davor erschraken, daß die Bäume und das Gras vor ihr sich neigten, aber Alle ahnten wohl, das sei ihre Wohlthäterin.

„Ja, ich helfe euch!" rief die Wolke abermals. „Nehmt mich hin, ich sterbe für euch!"

Es war ein gewaltiger Wille, der sie dabei durchzuckte. Ein höheres Licht durchglühte sie, Donner durchbrausten sie, von einer unendlichen Liebe ward sie durchströmt; sie senkte sich nieder auf die Erde und zerfloß in Segenträufenden Regen. — —

Dieser Regen war ihre That, dieser Regen war ihr Tod, in ihm sollte sie verklärt werden.

Ueber das ganze Land, so weit der Regen sich ergoß, hob sich ein leuchtender Farbenbogen, gebildet aus den reinsten Strahlen des Himmels, er war der letzte, sichtbare Gruß einer sich aufopfernden, großen Liebe.

Doch auch er schwand nach kurzer Zeit dahin, aber der Segen der Wolke blieb den beglückten geretteten Menschen für lange Zeiten zurück.





Der Hahn und die Wachtelhündchen.



In einem vornehmen Hause litt eine Wachtelhündin, Mutter von vier jungen, unerzogenen Hündchen, seit einigen Tagen an Ohrenschmerzen und mußte das Zimmer hüten. Sie konnte nun nicht, wie sonst, mit ihren Kleinen in den Hof hinuntergehen. Diese mußten daher jeden Abend, wenn sie von unten heraufkamen, der Mutter Alles erzählen, was sie auf dem Hofe Neues erlebt.

Eines Abends hatten die vier Hündchen wieder Viel zu berichten:

„Lady," das älteste, hatte mit des Nachbars kleinem Spitz sich herumgejagt, „Fidel" war von einem vorübergehenden Schusterjungen arg geneckt worden, hatte aber nachher die schönsten Käserinden zum Geschenk erhalten, „Belline" hatte sich über die Räder an einem Kinderwagen entsetzlich geärgert, weil sie beim



Fahren sich so rasch herumdrehten und dabei so häßlich knarrten, der kleine „Nimrod" endlich, das allerkleinste von den vier Hündchen, hatte sich so sehr vor dem Haushahn gefürchtet, daß es sich hinter der Regentonne verkrochen und gar nicht hatte spielen können.

„Du einfältiges Kind," schalt die alte Hündin, „was hat dir der Hahn denn gethan?"

„Ach, Mama," rief Nimrod, „ich wollt' erst mit ihm spielen, aber da kam ich schön an, das ist ja ein böser, stolzer Herr. Er sah mich gar nicht einmal an. Ich denk' mir, er muß kurz vorher mit andern eben so vornehmen Hähnen spazieren geritten sein, denn er hatte noch die Sporen an den Beinen sitzen.

Er war aber auch ganz prächtig angezogen, viel viel schöner als die Menschen es sind."

Die Alte schüttelte lächelnd den Kopf, aber Nimrod fuhr immer eifriger fort zu erzählen:

„Hör' nur, was er anhatte! Sein Leibrock war von grüner Seide und über und über mit Gold besetzt; eine rothe Mütze saß ihm schräg auf dem Kopf, und denk' nur einmal: den Federbusch, den die Offiziere, die zu unserer Madam immer herkommen, sonst auf dem Hute zu tragen pflegen, hatte er sich hinten an den Leib gesteckt. Das sah einmal närrisch aus!"

„Da hast du, kleiner Naseweis, ihn am Ende ausgelacht?" sprach die Mutter.

„Nein, Mama, gelacht hab' ich ganz gewiß nicht," rief Nimrod, „aber geärgert hab' ich mich über ihn und da fing ich denn nur ein ganz klein bischen zu knurren an, — na! da hättest du einmal sehen sollen, wie bös' er wurde! Den Hals hat er lang in die Höhe gereckt, den Kopf drehte er nach allen Seiten um, und geschimpft hat er, wie ich es noch von keinem Thier gehört habe; selbst unserer Madam ihr alter Papagei kann so arg nicht schimpfen! — War's denn so unrecht, daß ich hinter die Regentonne kroch?"

„„Wenn er dich ärgerte, warum belltest du ihn denn nicht recht ordentlich an?""

„Das that ich auch einmal, liebe Mama, aber da wurd' er noch vie viel böser. Mit einem fürchterlichen Satz sprang er auf den Zaun, schlug sich mit beiden Flügeln ganz wüthend gegen den Bauch und schrie alle Hähne auf dem ganzen Gute zusammen, und die haben ihm auch alle gleich geantwortet, weit, weit her!"

„„Und sind auch herbeigekommen?""

„Ja, das kann ich dir wirklich nicht sagen, ich hielt's vor Angst nicht länger hinter meiner Tonne aus, kniff den Schwanz zwischen die Beine und lief, so rasch ich konnte in's Haus hinein. — Nimm's nicht übel, Mama, ich glaub', ich hab' fürchterlich geschrie'n!" —

Die alte Hündin lachte den kleinen furchtsamen Schwätzer aus und sprach: „„In acht Tagen wird mein Ohr wohl besser und du wohl etwas vernünftiger sein, dann will ich dir den stolzen Herrn einmal näher zeigen.""

Wie gesagt, so gethan. Nach acht Tagen ging die Alte mit ihren vier Kindern wieder auf den Hof herunter, wo der Hahn eben seinen Hennen die höflichsten Kratzfüße machte, dann aber stolz auf einem Beine stehend mit der vornehmsten Miene von der Welt rings umherschaute.

„„Nun kommt her, ihr Kinderchen,““ sprach die Mutter: „„wenn ich hier bin, braucht ihr euch nicht zu fürchten. Wer von euch den meisten Muth hat, der gehe dreist auf den Hahn los und belle ihn an. Wer das thut, der soll dann auch zum Lohn das schöne durchsichtige Lammsknorpelchen bekommen, das ich mir gestern unter der Strohmatte verwahrt habe.““

„Denkt einmal, das Lammsknorpelchen!“ riefen die drei ältesten Hündchen und bekamen bei dem Gedanken einen wahren Heldenmuth, und vor Appetit ganz nasse Schnauzchen.

Sie wedelten auch schon ganz keck und lustig um die Mutter herum, und fingen an leise zu knurren, um sich noch immer mehr Muth zu machen, der kleine Nimrod aber hielt seinen Schwanz doch noch zwischen den Beinen eingekniffen.



Belline war endlich die erste, die ihren Muth sehen ließ. Sie legte behutsam beide Vorderpfötchen flach vor sich auf die Erde, den Kopf darauf, und kroch so, den Hahn immer scharf ansehend, ganz leise, leise gegen ihn an.

Dieser wollte eben wieder recht lästerlich losschimpfen, — hopp! da sprang das flinke Hündchen mit ein paar raschen Sätzen muthig auf ihn zu und bellte mit seiner feinen gellenden Stimme so laut es nur irgend konnte.



Ei, wie fuhr der vornehme Herr Hahn da zusammen! Sein langer Hals wurde ganz kurz und immer kürzer, seine hohen Schwungfedern schleiften an der Erde hin und mit ellenlangen Schritten lief er, so rasch es nur immer ging, Hals über Kopf, rechts und links, und immer im Kreise herum und das Hündchen immer hinter ihm her, bis der alte Hasenfuß endlich durch ein Loch in den Hühnerstall entschlüpfte.

Ein schallendes Gelächter erhob sich auf dem ganzen Hofe. Vor Lachen winselten die Hunde, wackelten die Enten, kollerten die Truthühner und die Knaben, die oben aus den Fenstern zusahen, klatschten in die Hände.

Wie der kleine Nimrod das sah, verlor er alle Furcht, lief mit den Geschwistern ebenfalls nach dem Hühnerstall und alle bellten noch lange Zeit gegen das Loch, durch das der Hahn entschlüpft war.

Seitdem ist Nimrod so keck geworden, daß er jetzt vor nichts mehr Angst hat und selbst Menschen und Reiter dreist anbellt. Der Hahn aber blieb derselbe aufgeblasene Narr, wie zuvor, und ist auch noch eben so furchtsam, wo es d'rauf ankommt, zu zeigen, daß er ein Hahn sei.



Der Pfau und die Henne.

Die Henne hat ein Ei gelegt
Und ruft die Hausfrau an,
Das hört der Pfau und ärgert sich
Und schreit so laut er kann.
Er spreitzt den Schweif und schlägt ein Rad,
Möcht' platzen fast vor Neid.
Du Thor! was hast denn du gethan?
Hast nur ein schönes Kleid.

Die Hausfrau jagt den Narren fort,
Was liegt ihr an dem Kleid?
Ja, wenn er's selbst geschneidert hätt',
Da wär' er schon gescheidt!
Wer aber hat das Ei gelegt?
Es ist das treue Huhn! —
Um gut zu sein hilft Schönheit nicht,
Man muß das Gute thun.

Vier Wiegenlieder.



Im Frühling.

„Eia popeia,“
Das ist ein altes Lied;
Und wer das Lied gehöret,
Dem werden die Augen müd':
Das Hündchen und das Kätzchen,
Am Fenstersims das Spätzchen,
Mein Kindchen selbst, mein Schätzchen,
— „Eia popeia,“ —
So flink sie eben gesprungen,
Sie werden alle müd'.

„Eia popeia,“
Das ist ein altes Lied;
Der Mond hat's oft gehöret,
Ist oft schon worden müd';
Die Bäche und die Quellen,
So wach sie sich auch stellen,
Im Traum nur zieh'n die Wellen,
— „Eia popeia,“ —
Sobald's die Nacht gesungen,
Wird Alles, Alles müd'.

„Eia popeia,“
Das ist ein altes Lied;
Doch eine singt und singt es
Und wird davon nicht müd'.
Ob's schweigt in allen Räumen,
Ob's blüht in allen Bäumen,
Kann schlafen nicht, noch träumen,
— „Eia popeia,“ —
Eh' nicht ihr Kindlein schlummert,
Die Mutter wird nicht müd'.



Im Sommer.

Vom Berg hinabgestiegen
Ist nun des Tages Rest;
Mein Kind liegt in der Wiegen,
Die Vöglein all' im Nest;
Nur ein ganz klein Singvögelein
Ruft weit daher im Dämmerschein:
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
„Lieb' Kindlein, gute Nacht!"

Das Spielzeug ruht im Schreine,
Die Kleider auf der Bank,
Ein Mäuschen ganz alleine
Es raschelt noch im Schrank,
Und draußen steht der Abendstern
Und winkt dem Kind aus weiter Fern':
„Gut' Nacht'! gut' Nacht!
„Lieb' Kindlein, gute Nacht!"

Die Wiege geht im Gleise,
Die Uhr pickt hin und her,
Die Fliegen nur ganz leise
Sie summen noch daher.
Ihr Fliegen, laßt mein Kind in Ruh'!
Was summt ihr ihm so heimlich zu.
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
„Lieb' Kindlein, gute Nacht!"

Der Vogel und die Sterne,
Die Fliegen rings umher,
Sie haben mein Kind schon gerne,
Die Engel noch viel mehr.
Sie decken's mit den Flügeln zu
Und singen leise: „Schlaf' in Ruh'!
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
„Lieb' Kindlein, gute Nacht!"



Im Herbst.

Sonne hat sich müd' gelaufen, spricht: „Nun laß ich's sein!"
Geht zu Bett und schließt die Augen und schläft ruhig ein.
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es eben so,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

Bäumchen, das noch eben rauschte, spricht: „Was soll das sein?
Will die Sonne nicht mehr scheinen, schlaf' ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es eben so,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

Vogel, der im Baum gesungen, spricht: „Was soll das sein?
Will das Bäumchen nicht mehr rauschen, schlaf ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es eben so,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

Häschen spitzt die langen Ohren, spricht: „Was soll das sein?
Hör' ich keinen Vogel singen, schlaf ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es eben so,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

Jäger höret auf zu blasen, spricht: „Was soll das sein?
Seh' ich keinen Hasen laufen, schlaf' ich ruhig ein."
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es eben so,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

Kommt der Mond und guckt herunter, spricht: „Was soll das sein?
„Kein Jäger lauscht?
„Kein Häschen springt?
„Kein Vogel singt?
„Kein Bäumchen rauscht?
„Kein Sonnenschein!
„Und 's Kind allein
„Sollt' wach noch sein?" —
Nein! nein! nein!
Lieb' Kindchen macht die Augen zu,
Lieb' Kindchen schläft schon ein! —

———



Im Winter.

Schlaf' ein, mein süßes Kind,
Da draußen singt der Wind.
Er singt die ganze Welt in Ruh',
Deckt sie mit weißen Betten zu.
Und bläst er ihr auch in's Gesicht,
Sie rührt sich nicht und regt sich nicht,
Thut auch kein Händchen strecken
Aus ihren weichen Decken.

Schlaf' ein, mein süßes Kind,
Da draußen geht der Wind.
Pocht an die Fenster und schaut hinein,
Und hört er wo ein Kind noch schrei'n,
Da schilt und brummt und summt er sehr,
Holt gleich sein Bett voll Schnee daher
Und deckt es auf die Wiegen,
Wenn's Kind nicht still will liegen.

Schlaf' ein, mein süßes Kind,
Da draußen weht der Wind.
Er rüttelt an dem Tannenbaum,
Da fliegt heraus ein schöner Traum,
Der fliegt durch Schnee, durch Nacht und Wind
Geschwind, geschwind, zum lieben Kind,
Und singt von lust'gen Dingen,
Die's Christkind ihm wird bringen.

Schlaf' ein, mein süßes Kind,
Da draußen bläst der Wind.
Doch ruft die Sonne: „Grüß' Euch Gott!"
Bläst er dem Kind die Backen roth,
Und sagt der Frühling: „Guten Tag!"
Bläst er die ganze Erde wach,
Und was fein still gelegen
Das freut sich allerwegen.

D'rum schlaf', mein süßes Kind,
Bläst draußen auch der Wind!

Der Faule und der Fleißige.

Ein Märchen.

Zwei Leute, ein Fleißiger und ein Fauler, gingen eines Morgens mitsammen über Feld. Da sahen sie vor sich, weit in's Land hinein, ein glänzendes Schloß auf dem Berge liegen; es funkelte in der Sonne, daß es eine wahre Lust war da hinzuschauen. „Dort laß uns hingehen!" sagte der Fleißige. — „Ja, wer nur erst da wäre!" sagte der Faule. — „„Das könnt ihr noch heute,"" sprach eine helle Stimme hinter ihnen, „„ihr seid ja ein paar junge rüstige Gesellen."

Wie sie sich umsahen, woher die Worte kämen, erblickten sie eine schöne Frau; sie stand auf einer Kugel, und diese rollte mit ihr rasch nach dem Schlosse zu, an ihnen vorbei. „Die hat's gut," sprach der Faule, „die braucht kein Bein zu rühren und kommt doch vorwärts," und damit setzte er sich in's Gras nieder. Der Fleißige aber bedachte sich nicht lang', lief ihr nach, ergriff sie an dem Zipfel ihres weiten Mantels und sprach: „Wer bist du?" — „„Das Glück,"" antwortete die Frau, „„und jenes Schloß ist mein. Kommt mir nach! und seid ihr vor Mitternacht da, so will ich euch freundlich aufnehmen. Kommt ihr aber nur eine Sekunde nach Mitternacht, so ist für euch mein Haus verschlossen!""

Bei diesen Worten entzog sie ihren Mantel der Hand des Gesellen und rollte so rasch dahin, daß sie bald seinen Blicken entschwunden war.

Der Gesell kehrte zu seinem Kameraden zurück, erzählte ihm, was ihm begegnet, und sagte: „Ich geh' hin. Kommst du mit?" — Der aber sprach: „Bist du toll? — Ja, wenn ein Pferd hier wäre und mich hinbrächte?" — „Ade!" rief der Andere und trat seine Reise an.

Der Faule dachte: „Lauf' du nur immer zu; der Zufall ist schon Manchem im Schlafe günstig gewesen, vielleicht ist er's mir heute auch einmal." Damit legte er sich auf den Bauch und blinzelte behaglich, aber doch etwas sehnsüchtig nach dem flimmernden Schlosse hin.

Plötzlich fühlte er um seine Ohren etwas Warmes schnuppern und als er sich langsam umwandte, siehe, da stand ein hübsches munteres Pferdchen da,

das war glänzend weiß, schüttelte die Mähnen und wieherte lustig in die frische Morgenluft hinaus. —

„Hab' ich's nicht gleich gesagt!" rief der Geselle, „wer nur dem Zufall vertraut! Komm' her, mein Thier, wir wollen gute Freunde sein!" — Mit diesen Worten hob er sich ruhig in den Sattel und wie der Wind flog das Thier mit ihm auf und davon. Bald holte er seinen Kameraden ein. „Viele Grüße an Schusters Rappen von meinem Schimmel!" rief er ihm im Vorbeijagen zu. Der aber ließ sich nicht stören, sondern schritt rüstig und sicher seine Straße vor sich hin.

Auf einer buschigen Anhöhe machte der Schimmel mit seinem Reiter um Mittag plötzlich Halt. „Recht so," sprach dieser, „du bist ein ganz gescheidtes Thier. Eile mit Weile, das ist die wahre Weisheit. Das Schloß da läuft uns nicht fort, aber der Appetit, wenn man sich überhungert."

Nun stieg er vom Pferde, suchte einen weichen, schattigen Abhang neben einem bequemen Stein, ließ sich in's Moos nieder, stemmte die Beine gegen einen Baumstamm und hielt sein Mittagbrod, denn glücklicher Weise befand sich Brod und Wurst in seinen Taschen und ein guter Schluck in seiner Korbflasche. Und als der Magen gefüllt war und ihn der Schlaf überkam, folgte er dieser süßen Lockung, streckte alle Viere von sich und schlief ruhig ein.

Das war ein Schlaf! So schöne Träume hatte er noch nie gehabt. Ihm träumte, er sei schon im Schlosse, läge auf seidenen Polstern, und was er nur



wünsche, käme ihm von allen Seiten zugeflogen, ohne daß er auch nur den kleinsten Finger zu rühren brauche. Zuletzt war es ihm, als würde ein großes Feuerwerk abgebrannt und die schönste Musik spielte dazu das Lied: „Frischer Muth, leichtes Blut ist des rüst'gen Wand'rers Gut.“ — Da wachte er auf.

Er rieb sich die Augen. Nun sah er, daß die Sonne hinter dem Schlosse so eben unterging und ihm noch den allerletzten Strahl in die Augen warf. Aus dem Thale vor ihm aber schallte die Stimme des Kameraden herauf, der sang das Lied, das ihm so eben im Traume in die Ohren geklungen hatte und schritt ohne umzusehen vorwärts. — „Ei der Tausend!“ rief der Faule. „Nun ist's aber denn doch Zeit aufzubrechen. Schimmel! wo bist du?“

Ja, da war kein Pferd in weiter Runde mehr zu sehen, wohl aber weidete oben auf der Anhöhe ein alter grauer Esel. — Der Geselle rief, er lockte, er pfiff, — nichts da! — Das Pferd blieb fort und der Esel kam nicht herbei. So mußte er sich denn schon entschließen, zum Grauen hinzugehen und ihn zu besteigen.

Der ließ sich's auch ruhig gefallen und trabte gemächlich mit ihm vorwärts, freilich sein Schimmel war's nicht, der ging rascher, und was das Schönste war, viel, viel bequemer.

Bald fing es an dunkel zu werden, und Wolken zogen herauf. Auch hatten sie in dem Schlosse, wie man deutlich sehen konnte, die Lichter schon angesteckt. — Da ging die Noth los. Der Esel schlich langsamer und immer langsamer und als er mitten in einem rabenschwarzen Walde war, blieb er mit einem Mal ganz und gar stehen. Da half kein Bitten, kein Streicheln, kein Zügelreißen, und als sein Herr ihm zuletzt mit Hacken und Fäusten eine volle Stunde lang fortwährend zugesetzt, machte das Thier kurzen Prozeß: Kopf zwischen die Beine, Hintertheil in die Höhe, und mit einem Ruck lag mein Reiter auf dem harten Boden.

Das war kein Polsterkissen, und nun gar für Einen, dessen Arme und Beine von dem vielen Schlagen selbst ganz zerschlagen waren. Und vor ihm flimmerte das Schloß schon ganz nah' durch die Bäume, als winkte es ihm so recht zu sich hin. Ach, was für prächtige Betten mußten da drinnen sein!

Dieser Gedanke einzig und allein gab dem Zerschlagenen die Kraft aufzustehen. Aber was nun machen? — Gehen? — Das war unmöglich, er konnte ja kaum noch stehen, so schmerzten ihn alle Glieder. Vielleicht hatte sich ja auch sein Grauer unterdeß eines Besseren besonnen. Er tappte also wohl eine Viertelstunde nach ihm umher, stieß hier den Kopf an einen Baum, riß da sein Gesicht an den Dornen entzwei, stolperte überall an Wurzeln und Steine, aber, wer nicht zu finden, das war der Esel. — An Liegenbleiben war nun gar nicht zu denken, denn von Zeit zu Zeit ging ein Heulen durch den Wald wie von hungrigen Wölfen.

Plötzlich stieß er an etwas Weiches, es war nicht sein Esel, aber es war doch wie ein Sattel anzufühlen. Eben wollte er sich heraufschwingen, als er



merkte, es sei ein kaltes, nasses Thier, das er besteige. — Ihm schauderte. Indem aber schlug eine Glocke in der Ferne. Er zählte; sie schlug elf Schläge. Es war die höchste Zeit, in einer Stunde konnte er das Schloß noch erreichen, — er hob sich in den Sattel.

Es saß sich auch gar nicht übel da oben, ungemein weich und im Rücken eine hohe Lehne, auch ging das neue Thier sehr sicher, nur noch viel langsamer als das Frühere. Dennoch kam er dem Schloß' allmählig immer näher und schon konnte er die erleuchteten Fenster darin zählen, als der Mond aus den Wolken trat und hell auf ihn herunterschien.

O Wunder! was erblickte er da! Das Thier, worauf er saß, war kein Pferd und kein Esel, sondern eine großmächtige Schnecke, so groß wie ein Kalb, und ihr Haus, das sie auf dem Rücken trug, hatte ihm zur Lehne gedient. Da war's nun wohl natürlich, daß er nicht schneller weiter kam. — Ihn überlief es eiskalt! aber das half Alles nichts, er mußte froh sein, auf solche Weise seinem Ziele näher zu kommen. Und wirklich, schon schlug die Glocke aus der Ferne den ersten der zwölf Schläge, mit denen sie in langen Zwischenräumen die Mitternachtsstunde verkündigen sollte. In demselben Augenblicke schob sich sein neues Saumthier mit ihm aus dem Walde heraus und das prächtige wunderbare Schloß des Glückes lag ganz dicht vor ihm da. Bisher hatte der Faule auf seinem Sitze kein Glied gerührt, jetzt drückte er dem Thiere beide Fersen in die weichen, schwammigen Seiten. Das aber war solche Behandlung nicht gewohnt, im Nu zog es sich mit Kopf und Kragen in sein Haus hinein und ließ den Reiter zu Boden gleiten.

Jetzt brummte die Thurmuhr den zweiten Schlag. — Hätte der Faule sich zusammen genommen und seinen Füßen vertraut, noch immer hätte er sein Ziel

erreichen können, ehe der letzte Schlag verhallt wäre. Aber nein! er stand da und rief jammernd: „Ein Thier! ein Thier! was es auch sein mag, nur ein Thier, das mich zum Schlosse hinträgt!“

Unterdeß aber waren fast sämmtliche Lichter im Schlosse erloschen, der Mond trat wieder hinter dunkle Wolken und rings umher war es, wie früher, dunkle Nacht.

Die Thurmuhr schlug den dritten Schlag. — Da hörte er neben sich etwas rasseln, es kam durch die Dunkelheit daher wie ein gepanzert Roß und hielt neben ihm still. — „Das wird mein Schimmel sein,“ rief der Faule, „den hat mir der Himmel zur rechten Zeit geschickt!“ So rasch es ihm möglich war, schwang er sich dem Thiere auf den Rücken; nur ein kleiner Hügel war noch zu erklimmen, noch sah er die Thorflügel des Schlosses offen und in der Thüre stand sein Kamerad und winkte ihm jubelnd mit seiner Mütze zu.

Schon schlug die Thurmuhr den vierten Schlag, da fing das Thier, worauf er saß, an, sich zu bewegen; — sie schlug den fünften Schlag, da ging es vorwärts; — sie schlug den sechsten Schlag, da stand es still; — sie schlug den siebenten Schlag, da erhob sich das Thier abermals, nahm einen Anlauf und — ging rückwärts! — Vergebens suchte er, sich hinabzuwerfen. Bei einem flüchtigen Strahl des Mondes erschien ihm sein gepanzertes Roß als ein schauriges Ungeheuer mit zehn Beinen, von jeder Seite erhob es eine riesige Scheere und kniff und hielt ihn fest an den Armen. Er schrie nach Hülfe. Umsonst! Immer weiter kam er von dem Schlosse zurück, immer näher rückte der entscheidende Augenblick. Die Thurmuhr brummte einen Schlag nach dem andern herunter und endlich den zwölften, — noch einmal sah er den Wunderbau vor seinen Blicken in hellem Lichtschimmer aufleuchten, aber in demselben Moment hörte er auch die Thorflügel mit gewaltigem Prasseln zusammenschlagen. — Der Eingang zum Schlosse des Glücks war ihm für immer verschlossen; und als er beim Scheine des flammenden Lichtes das Ungeheuer, das ihn immer weiter und weiter rückwärts riß, näher betrachtete, siehe, da war es ein ungeheurer Krebs.

Wo er auf diesem Rosse hingekommen, weiß ich nicht zu sagen. Kein Mensch hat sich weiter um ihn bekümmert.

Sein Kamerad aber ward von der schönen Herrin des Schlosses auf's Freundlichste empfangen und auf's Köstlichste bewirthet; auch soll sie ihm Zeit seines Lebens behülflich gewesen sein, große Dinge zu vollbringen, seinen Mitmenschen Freude zu bereiten und Nothleidende zu unterstützen.

Der Bauernhof.



Der Tag bricht an,
Es kräht der Hahn,
Es gackelt die Henne
Und fliegt zur Tenne,
Und macht ein Geschrei,

Als ob ein Wunder
Geschehen sei. —
Da kommen herbei
Die Magd und der Knecht,
Die laufen nicht schlecht.

Und sehen nach
Und finden, ach!
Unter altem Plunder, —
O Wunder! o Wunder! —
Ein taubes Ei!
Ei ei! Ei ei!



Täubchen im Sonnenschein,
Möcht' mit Euch fliegen,
Stets so beisammen sein,
Wohnen in einem Schlag,
Spielen auf einem Dach,
Welch ein Vergnügen!
Viel arme Kinderlein,
Haben kein Schwesterlein,
Haben kein Brüderlein,
Spielen so ganz, so ganz allein!



Herr Rabe in deinem schwarzen Kleid,
Um wen trägst du solch' Herzeleid? —
„Soll ich nicht trauern?
„Soll nicht bedauern
„So vieler Thiere Tod?
„Eben, o Noth!
„Starb dieser Regenwurm hier,
„Das arme Thier!" —
Du Heuchler in deinem schwarzen Kleid,
Betrauerst der armen Thiere Leid,
Und bringst sie selbst in solche Noth,
Und nährst dich selbst von ihrem Tod!



Schwalbenmütterlein! Schwalbenmütterlein!
Wie hast du lieb deine Gelbschnäblein!
Fliegst niemals aus,
Daß du nicht fingest
Ein Mückchen zum Schmaus;
Fliegst niemals aus,
Daß du nicht bringest
Deinem Kindlein das Mückchen nach Haus.
Schwalbenmütterlein! Schwalbenmütterlein!
Wie hast du lieb deine Gelbschnäblein!



Unser Hinz ist gar nicht dumm
Streicht in Hof und Feld herum,
Sucht sich leck're Speise.

Hinz! welch' freches Thier bist du,
Laß die Küchlein mir in Ruh'!
Geh' und such' dir Mäuse.



Pfui, du Schwein!
Wer wird doch so garstig sein,
Stets im Schmutze liegen!
Macht dir das Vergnügen? —
Keinem Kinde fällt es ein,
Keinem Lamm und keinen Ziegen
Spielkam'raden dir zu sein;
Alles läuft dir aus dem Wege,
Niemand kommt in dein Gehege,
Garst'ges Schwein!



„Was mögen die Störche zusammen plappern?
Reis'ten doch weit genug!" —
Ich glaub', sie können nichts weiter als Klappern,
Reisen macht Dumme nicht klug.



Staar, was zirkelst du so stumm
Mit dem Schnabel am Nest herum? — —
„Flieg ich aus dem Nest hinaus,
„Will ich auch ganz sicher sein,
„Daß die Thüre nicht zu klein,
„Wann ich wieder komm' nach Haus." —
Narr! Laß doch die Grillen sein!
Zirkle nicht und flieg' hinaus.
Grüble nicht und flieg' hinein! —



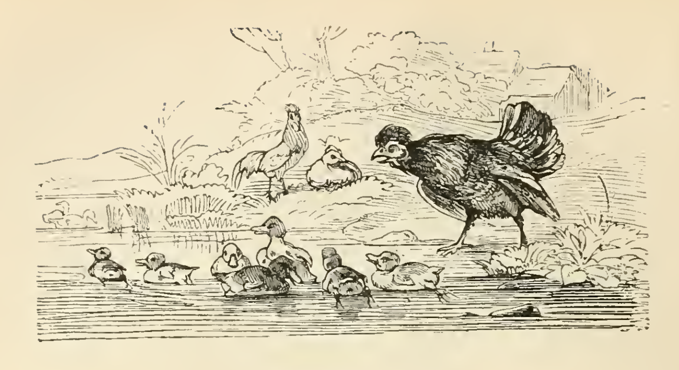
Eselchen, warst sonst so faul,
Und jetzt läufst du wie ein Gaul?
Sprich, wie geht das zu? —
Gelt, du merkst den Zauberstab,
Der den Faulen bringt in Trab.
Eselchen, lauf zu!



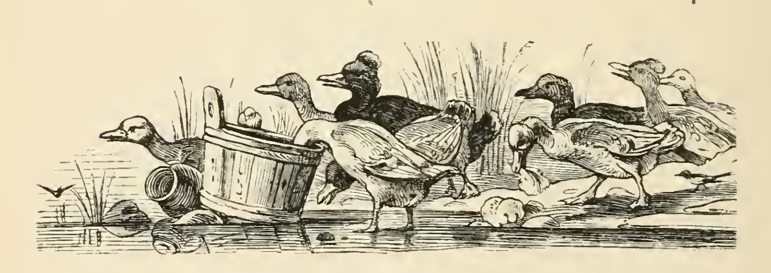
Eichkätzchen, du närrisch Ding,
Wie knackst du die Nüßlein doch so flink?
„Wüßt' ich nicht süße Kerne d'rein,
Ich ließe Nüsse Nüsse sein."



Springe, Zicklein, springe,
Sei lustig und guter Dinge!
Gehst du erst als Bock einher
Bist du steif und spielst nicht mehr.



Die arme Henne läuft so bang
Um ihre Brut den See entlang. —
Ihr Kinder ahnet nicht den Schmerz
Den um Euch fühlt ein Mutterherz!



Da kommen, da kommen,
Mit Schnattern die Gevattern,
Und wackeln und gackeln,
Und schlucken und schlingen,
Und heben ihre Schwingen,
Die Zungen und die Lungen,
Und haben sich geschwungen,
Der ganzen Welt zu Nütze
— Wohin denn? —
In ihre alte Pfütze!



Der Hans der spricht zum Hahn:
„Zur Schule komm mit mir,
„Was lernen wollen wir!“ —
Der Hahn der sieht ihn an,
Und kräht,
Und geht
Zum Fressen. —
So machen's auch die Enten,
Die Tauben und die Hennen,
Und eben so der Kullerhahn;
An's Lernen denkt kein Einz'ger d'ran.
Sie schreien und sie rennen
Sie girren und sie schwirren,
Und alles nur um's Essen. —
Der Hansel unterdessen
Geht fürbaß,
Und lernt was,
Und wird ein reicher Mann,
Hat Frau und Kind
Und Hof und Gesind'
Und feiert lust'ge Feste,
Und ladet viele Gäste;
Die kommen denn auch an,
Und trinken und essen.
Und denkt einmal an,
Sie essen den Hahn,
Und essen die Hennen,
Die Enten und die Tauben,
Und selbst den alten Kullerhahn;
Mußten alle daran glauben,
Und wie's denn so geht,
Die Reu' kam zu spät.
  Drum merkt Euch das,
Und lernet was;
Dann mögt ihr ein gutes Essen
Auch nicht vergessen.



Herr Pudel hat sich satt gespeist
Und will ein wenig schlafen,
Da werden gleich die Spatzen dreist
Und machen sich was zu schaffen;
Sie fliegen hin zum Speisetrog
Und stehlen manches Bißlein noch,
Und gucken frech ihm in's Gesicht
Und denken: „Ei du fauler Wicht,
Wer Diebe will bestrafen,
Darf nicht so träge schlafen!"



Die Stute zieht durch's Feld den Pflug,
Es wird dem Thier wohl sauer genug,
Das Füllen aber springt dabei
An ihrer Seite frisch und frei.
Sie sieht's. — Ob auch die Arbeit schwer,
Nun drückt sie keine Plage mehr.
Sie wiehert in den Morgenwind
Voll Freuden um ihr fröhlich Kind.

„Komm her, du Gaul!
„Mach' auf dein Maul,
„Und zeig' mir deinen Zahn;
„Daß ich erkenne d'ran:
„Ob du noch frisch und jung,
„Zur Arbeit stark genung. —
„Oho! ich seh' dir's an,
„Daß man dich brauchen kann.
„Zur Arbeit frisch heran!" —
Der Knabe auf dem Gaul,
Der war ein wenig faul.
Das Ding hat ihn verdrossen,
Hat fest den Mund verschlossen,
Ließ nicht die Zähne seh'n
Wollt gerne spielen geh'n.



„Nun seht einmal mein Kälbchen an,
„Wie so geschickt es trinken kann,
„Obgleich kein Mensch es ihm gelehrt!
„Welch' kluges Kind ist mir bescheert!" —

Ach liebe Kuh, ich glaube sehr,
Dein Kind lernt künftig nicht viel mehr
Als Durst und Hunger stillen. —
Brauchst nicht so stolz zu brüllen!



Die Sonne geht zur Ruh',
Vom Felde kommt die Kuh
Und auch die Schäflein allzumal,
Sie freu'n sich schon auf ihren Stall.
Im Baum', da singt kein Vogel mehr,
Die dunkle Nacht zieht schnell daher,
Bald wird der Mond am Himmel steh'n,
Ich denk, 's ist Zeit zu Bett zu geh'n!
Im Bett da schläft sich's schön.
Gut' Nacht! Auf Wiedersehn!



Kätzchen.

Die Nacht ist still, der Mond geht auf,
Wer klettert da zum Dach hinauf?
Drei Sänger: Mietz' und Hinz und Mohr,
Beginnen ihren Katzenchor. —
Die Leut' erwachen rings umher,
Bald schleicht der Herr vom Haus daher,
Musikdirektor will er sein,
Schlägt mit der Peitsch' den Takt darein!

Die Waldmühle.

Ein Märchen.

1.

Ein lustiger Soldat kam aus dem Kriege zurück. Er hatte tapfer gefochten und das Herz saß ihm auf dem rechten Fleck. Den Ranzen auf dem Rücken, die dampfende Pfeife im Munde, den Knotenstock in der Hand, zog er seines Weges und dachte schon mit Vergnügen an die nächste Schenke, wo er zu Mittag einkehren würde. Die letzte Nachtherberge war erbärmlich gewesen, das Brod darin hart und das Bier sauer. In so tröstliche Gedanken vertieft merkte er nicht, daß er von der Landstraße abgekommen war; der Weg wurde immer öder, das Gestrüpp wilder, und eh' er sichs versah, befand er sich in einem dichten Walde. „Auch gut!" sprach der lustige Bruder vor sich hin, „im Schatten marschirt sich's frisch, der Tabak im Pfeifel verpafft nicht so flink, als da draußen, wo der Wind geht, und ein Lied klingt im Grünen noch einmal so schön, das weiß jeder dumme Vogel so gut, wie ich!"

Bald stand die Sonne ihm hoch über dem Kopf und im Walde regte sich kein Lüftchen. Wenn sein Lied zu Ende war, hörte er die Käfer summen, die Blätter von den Bäumen fallen und das Rascheln der Eidechsen, die vor seinen Füßen am Wege in's Gestrüpp schlüpften; aber rings im Dickicht lag der Mittag um so schwüler und stiller.

Wie er so fortschritt, bemerkte er, daß vor ihm her in der Luft sich etwas Weißes bewegte, wie ein kleines sich ringelndes Wölkchen, das vom Winde bewegt allerlei Gestalten annahm. „Hm!" brummte er, „was der Tabak in meinem Pfeifel heute nur für einen absonderlichen Dampf von sich giebt; macht mir da allerlei Faxen und Figuren vor den Augen her! Bald sieht's aus wie eine Wolke, bald wie ein Vogel, bald wie ein Gesicht, bald wie eine Hand, die mir winken thut; ist mir mein Lebtag so was nicht vorgekommen!" — Bald war aber seine Pfeife ausgebrannt und das Geflimmer hörte doch nicht auf.

Er rieb sich die Augen. Noch immer schwirrte das weiße Ding vor ihm her, aber jetzt sah er deutlich, daß es ein großer Schmetterling war, wie er bisher noch keinen geschaut.

Den Blick immer auf das flatternde Thier gerichtet, hatte er bald auch die letzte Spur eines Fußpfades verloren; dabei setzte ihm sein hungriger Magen gewaltig zu, und doch war weit und breit keine Menschenwohnung zu sehen, viel weniger eine rauchende Küche. „Kamerad," rief er dem Schmetterlinge zu der

immer auf den wegsamsten Stellen vor ihm herflatterte, „du scheinst hier Bescheid zu wissen. Des Spaßes halber will ich noch eine Zeit lang hinter deiner Fahne herlaufen; wie wär's, wenn du mich so rasch wie möglich in ein gut Quartier brächtest?"

So ging er denn folgsam hinter seinem neuen Führer her.

Bald ward die Waldung lichter, ein geschwätziger Bach ließ sich hören, immer näher und näher, ein Hund schlug in der Ferne an und es dauerte nicht lange, so vernahm er das Klappern einer Mühle. Die schönste Regimentsmusik und der prächtigste Zapfenstreich hatten ihm nie so herrlich geklungen als dieses einfache Geklapper, denn schon sah er in seiner aufgeregten Phantasie ganze Kompagnien gebratener Hühner, Gänse und Schweine in Reih' und Glied nach dem Takte des Mühlrades, geraden Weges in seinen Mund marschiren. Das fuhr ihm recht frisch durch alle Glieder, ganz von selbst schritten seine Beine jetzt vorwärts, während er sie noch eben mühsam hinter sich hergeschleppt hatte. Nun sah er bald zwischen den Bäumen ein Strohdach, worauf die Sonne glitzerte, dann erschien ein Zaun hinter dem Gesträuch, und als er endlich aus den Büschen hervortrat, stand auf einem freien Platz eine alte baufällige Mühle dicht vor seinen Augen. Ein schöner Anblick! nur schade, die Thür war verschlossen, der schwarze Schornstein starrte rauchlos in die Luft und von menschlichen Wesen war weit und breit keine Spur zu sehen, keine Stimme zu hören.

Der Schmetterling flatterte geraden Weges auf das Haus zu, und durch das große Schlüsselloch der Thüre schlüpfte er ohne Umstände hinein. Auf diesem Wege konnte ihm der Soldat beim besten Willen freilich nicht nachfolgen.

„Maul gehalten!" rief er dem ruppigen Hunde zu, der auf der Hundsbude stand und, wüthend an der Kette zerrend, über den verfallenen Bretterzaun mit heiserer Stimme herüberkläffte. Der Soldat griff nach einem Stein und die Bestie war still, dann rüttelte er an Thüre und Schloß; das rührte sich nicht. — „Heda! Wirthschaft! Hallo! Aufgemacht!" rief er und schlug mit Knüttel und Stiefelabsätzen gegen die Pforte. — Drinnen blieb's still. —

„Lumpenwirthschaft das!" brummte der Hungrige und sah sich nach allen Seiten um. Das einzige lebende Wesen, das er jenseits des Baches sah, war ein alter langhaariger Esel, der auf der Wiese an einer Distelstaude rupfte, und faul seine Augen gegen ihn aufschlug.

„O du allerglückseligstes Vieh!" rief der Soldat, „Esel! Hätt' ich nur erst ein Mittagbrod im Leibe, das mir so gut schmeckte, wie dir dein Distelfraß da! Aber so soll doch gleich — — —" und unter einem kräftigen Soldatenfluch



stieß er noch einmal mit solcher Kraft gegen die Thür, daß sie aufsprang. — „Victoria!“ jubelte er und schwang seinen Hut. Singend und pfeifend, den Knüttel auf der Schulter, zog er in's Haus hinein.

2.

Kein Mensch in der Mühle zu sehen! Nur das Mühlrad klapperte fort und fort, und in dem nämlichen gleichmäßigen Takt zitterten Pfosten und Wände des baufälligen Hauses. Sein Geschrei: „Wirthschaft!“ verhallte in dem räucherigen Gange. Einem richtigen Instinkt folgend, ging er an zwei verschlossenen Thüren vorüber nach der letzten, die offen stand, und die führte natürlich zur Küche.

Schwarz genug sah es darin aus. Kraut und Rüben lagen halbgeputzt auf dem Boden umher, daneben das Messer. Auf dem Feuerheerd über dem ausgebrannten Holz hing ein Kessel mit Wasser, aber wer nicht da war, das war die Küchenmagd. Statt dieser saß eine braune Katze auf dem Schemel, blinzelte mit den Augen, sah dem Soldaten jämmerlich ins Gesicht und blinzelte dann wieder vor sich hin. Er guckte in die Töpfe hinein, Alles leer! „Daß

doch gleich neunmalhundert und neun und neunzig Karthaunen die ausgehungerte Festung neunzigmal in die Luft sprengen möchten! Hier sieht's ja nicht um einen Pistolenschuß besser aus, wie in meinem eigenen Magen! — Aber am Ende steht's Mittagbrod schon drinnen auf dem Tisch, da käm' ich gerade recht zum Einhauen!"

Die nächste Thür führte zur Wohnstube; auch da kein Mensch. Eine alte schwarze Henne saß auf dem Polsterstuhl am kleinen Fenster. Das Tageslicht dämmerte wegen des dichten Weinlaubes gar heimlich herein. Vor der Henne auf einem Tischchen lag ein Strickzeug, eine Brille, ein Gesangbuch, ein Bund Schlüssel und eine offene Tabaksdose. Sonst Alles still bis auf das Ticken der Wanduhr und das Schwirren des weißen Nachtvogels, der den Soldaten hierher geleitet hatte und der sich nun wie ein Betrunkner an den Fensterscheiben den Kopf stieß.

Kerzengrad stellte sich der lustige Bruder vor die Henne. Es war von je her seine Gewohnheit, mit Allem, was ihm vorkam, laut zu diskuriren, mit Mensch und Vieh, mit seiner Muskete wie mit seinen Stiefeln. Mit militärischem Anstande, die Hand am Hut, sprach er: „Excellenz, Frau Kakelhenne! Vielleicht Commandeur dieser rapplichen Festung?"

Die Henne zuckte mit ihren geschwollenen rothen Augenliedern, als ob sie seine Frage bejahte. — „Gut," fuhr jener fort, „Excellenz Rapport zu vermelden, daß ich, Hans Quäckenberger, verabschiedeter Musketier, ohne weitere Redensarten vollen Besitz von dieser Festung oder Mühle hiermit zu nehmen willens bin. Einverstanden damit?" — Die Henne hob den Kopf in die Höhe, als nickte sie ihm zu. — „Brav, alte Kakelhenne," rief der Soldat, „die Kapitulation ist geschlossen und jetzt will ich mir's bequem machen!" —

Er warf sein Ränzel von der Schulter auf die Ofenbank, daß es nur so krachte, zog die Stiefel von den müden Beinen und sah sich nach Pantoffeln um. In der Stube war nichts davon zu sehen. Um welche zu suchen, steckte er den Kopf durch die nächste Thür. Die führte zu einer Kammer, darin sah es gar zierlich aus, als ob ein schmuckes, feines Mädel dort wohnen müßte. Kein Staub auf den Möbeln, auf dem Tisch ein Nähzeug; Myrthen und Rosenstöcke auf dem Fensterbrett und selbst ein klein Klimperklavierchen am Fenster; das war geöffnet und ein aufgeschlagen Notenbuch stand auf dem Pult. Bei alle dem wieder keine Menschenseele. Nur ein zart klein Lachtäubchen saß auf der Stuhllehne vor dem Klavier. Dem schien es nicht lächerlich zu Sinne. Es hatte die Federn aufgeblasen, das Hälschen kurz eingezogen, den Kopf traurig auf einer Seite hängen, und mit den Augen starrte es fortwährend in die Notenblätter hinein.

„Bitte tausendmal um Vergebung, du schönster Schatz!“ rief der Kamerad der Taube zu und zog, noch immer in der Thüre stehend, den verknüllten Hut bis tief auf die Erde. Aber aus Spaß wurde Ernst. Der Anblick der Taube übte augenblicklich eine seltsame Gewalt über ihn aus, er konnte seine Augen nicht von ihr abwenden. „Allerherzigster Tausendschatz,“ platzte er endlich verlegen heraus, „auf Parole! Hans Quäckenberger war von jeher ein großer Liebhaber von Tauben, nicht sowohl von gedünsteten, als vielmehr von gebratenen“. — —



Das Täubchen schüttelte ängstlich seine Federn, als schauderte es über und über.

„Aber so wahr ich ein braver Kerl bin,“ fuhr jener fort, „wenn ich auch vor lauter Hunger ein Wolf werden sollte, an dir werde ich mich nie vergreifen, denn ich bin ganz vernarrt in dich, du lieb' klein' Thierlein du!“

Da sah ihn die Taube mit einem so freundlichen und doch so traurigen Blicke an, daß es dem guten Kerl fast weich um's Herz wurde. Er zog sich aus der Kammer zurück und lehnte die Thür hinter sich an. Lange dauerte freilich diese weiche Stimmung nicht, und er setzte seine Haussuchung fort.

Der Kammer gegenüber führte eine andere Thür in einen Verschlag. Da standen ein Paar gute Betten, darunter zwei Paar Morgenschuhe. Am Thürnagel hing ein weichgefütterter geblümter Schlafrock, an der Wand wohl ein halb Dutzend lange Tabakspfeifen, davon sogar einige gestopft, über den Pfeifen eine Pistole. Das kam ja Alles wie gerufen! Bald prangten die Pantoffeln an seinen Füßen, der Schlafrock an seinem Leibe, und nun galt's, sich ein gutes Mittagsbrod zu verschaffen. Was diesen Punkt betrifft, da braucht jeder Soldat, der den Krieg mitgemacht, keinen Lehrmeister dazu.

Für's Erste nahm er der Henne vor dem Schnabel das Bund Schlüssel weg. Die schrie und schlug mit den Flügeln, als ob sie eine Heerde Küchlein vertheidigen wollte. — Es half ihr nichts. „Alte,“ rief er, „sei du froh, wenn ich dich nicht selbst beim Kragen nehm' und dich verspeise!“ Da ließ die Henne augenblicklich die Flügel hängen und verkroch sich hinter dem Ofen. Nun holte sich der Geselle Speck und Kartoffeln, Brod und Käse aus dem Schrank, einen Humpen Bier aus dem Keller. Nachdem er das Alles auf dem Tisch in der Wohnstube zusammengestellt, warf er sich gravitätisch in den Großvaterstuhl

und hieb in die Speisen ein, als wären sie seine allergrimmigsten Feinde, während ihm in diesem Augenblick doch in der Welt nichts lieber war, als gerade diese. — —

Das Mahl war verzehrt, der Humpen geleert, der Schnurrbart mit dem Aermel des geblümten Schlafrockes abgewischt, da überkam ihn auch gleich eine solche Müdigkeit, daß er den Lockungen der Betten, die er eben gesehen, nicht länger widerstehen konnte. Er ging in die Schlafkammer und machte die Thür hinter sich zu. Als er noch einmal durch das Thürfensterchen in die Wohnstube zufällig zurückschaute, hatte er seine Lust daran, zu sehen, wie es auf dem Schlachtfelde, das er eben verlassen, dem Eßtisch nämlich, mit einem Male wieder lebendig geworden war. Das Huhn war hinter dem Ofen hervorgekrochen, die Katze aus der Küche herbeigeschlichen, das Täubchen aus der Kammer hereingeflogen und alle saßen nun auf dem Tisch und verzehrten die wüst umherliegenden Brosamen mit großem Heißhunger. Es fiel ihm nicht ein, sie zu stören. —

So müde er auch war, sein Uebermuth verließ ihn nicht. Mit einem „Juchhe!" schnellte er die Pantoffeln von den Füßen, daß sie bis an die Decke flogen, und ohne die Kleider abzulegen, sprang er mit Einem Satz in's nächste Bett. Kaum hatte er nur die Augen geschlossen, so ging auch schon das Schnarchen los, mit einem Gerassel, daß es mit dem Klappern der Mühle ein ganz harmonisches Concert abgab.

3.

Am andern Morgen, — es war ein Sonntag — erwachte der Soldat erst, als die Sonne seinen rothen Schnurrbart schon über und über vergoldete. Das erste, was er zu Gesicht bekam, war die schwarze Henne. In dem Bett, das neben dem seinigen stand, saß sie auf dem Kopfkissen. Sie schlug mit den Flügeln und sah eifrig nach dem Fenster hin. Kurios! Da stand draußen der zottige alte Esel und beschnupperte die Scheiben; er grinste mit dem garstigen Maul der Henne entgegen, als ob er ihr einen guten Morgen böte.

Das stille Mienenspiel der beiden Thiere machte dem lustigen Bruder eine Zeitlang vielen Spaß. —

Wie nun die Henne ihre Flügel immer höher und höher erhob, sah er unter ihrem Leib etwas glitzern. „Her damit!" rief er und zog es ihr unter den Federn hervor. Es war das geliebte Schlüsselbund, dem er eine so wohlschmeckende Mahlzeit verdankte. Die Henne erschrak und gerieth wie gestern in

Wuth. Wie sie aber Eins auf den Schnabel bekam, floh sie hinter den Ofen und der Eselskopf verschwand vom Fenster.

Alle diese Begebenheiten hätten jedem Andern Staunen, wo nicht gar Gruseln erregt und allerlei tiefsinnige Betrachtungen hevorgerufen. Hans Quäckenberger aber kannte weder Furcht noch Grübeleien. Im Nu war er aus dem Bett und machte bald mit dampfender Pfeife (es war eine von den langen in der Schlafkammer) die Runde durch's Haus.

In Stube und Küche fand er Alles wie am Tage zuvor. Als er auf die Kammer zuging, wo er gestern die Taube gesehen, hielt er plötzlich inne. Bald trieb es ihn hinein, bald hielt es ihn zurück. Das kam von einem Traum her, den er diese Nacht gehabt. Seltsame Dinge waren ihm darin vorgekommen. Er hatte sie zwar schon wieder vergessen, doch war ihm davon ein Gefühl zurückgeblieben, das er bisher noch nicht gekannt hatte.

Jetzt hörte er deutlich, wie Jemand da drinnen auf dem Klavier ganz leise die Töne eines Morgenliedes anschlug. Das konnte doch nur ein Mensch thun; wer mochte das wohl sein? Er legte das Ohr an die Thür und horchte. — Die Weise, die da angeschlagen wurde, war ihm bekannt, es war die eines schönen Morgenliedes, das seine liebe Frau Mutter daheim immer zu singen pflegte. — Zwischen den Tönen des Klaviers vernahm er dann eben so leise die Stimme des Täubchens: „Kukeruh! Kukeruh!" Weiter kam nichts heraus; aber dies „Kukeruh" klang fromm und lieblich. Ihm fiel wieder der Traum von dieser Nacht ein, und ihm ward so feierlich zu Muthe, als stünde er in der Kirche. — Endlich trieb ihn denn doch die Neugier an, durch die Thürspalte hinein zu gucken.

Auch jetzt war kein Mensch da zu sehen. Aber die Taube saß auf dem Klavier. Mit ausgebreiteten Flügeln fuhr sie weich und leise über die Tasten hin, daß sie so schön erklangen und, den Kopf zum Fenster gekehrt, ließ sie ihr einfaches Stimmlein in den lichten Morgenschein ertönen, und von draußen stimmten alle Waldvögel in vollen Chören mit ein.

Das war ein rechter Sonntag-Morgen!

Hans stand an der Thürspalte und regte sich nicht. — Erst ganz allmälig fing er an, wie in tiefe Gedanken versenkt, an seinem Schnurrbart zu drehen, erst mit der einen Hand, dann mit allen beiden.

„Dummes Zeug! dummer Schnack!" brummte er vor sich hin und machte linksumkehrt; aber ganz leise. Nun ging er auf den Zehen zu seinem Tornister und holte einen Brief daraus hervor, damit setzte er sich in den ledernen Großvaterstuhl, und las so andächtig darin, als wär's ein Gebetbuch. Den Brief hatte seine liebe Mutter ihm kürzlich von Hause geschrieben. Die lange Pfeife stak

ihm dabei noch immer im Munde, aber die brannte schon lange nicht mehr, ohne daß er es selbst gemerkt hätte. Das kam selten in seinem Leben vor.



4.

Bald hatte sich der Hans ganz vergnüglich in der Mühle eingerichtet. Jeden Tag glaubte er, nun müßte er doch auch endlich einmal Menschen zu Gesichte bekommen. Er hatte manchen Grund dafür. Als er angekommen war, hatte er das Mühlrad in vollem Gange angetroffen, auch viel Vorrath an Mehl und Getreide war noch da. Gesetzt auch, der Müller mit Weib und Gesinde kämen nicht mehr zum Vorschein, so müßten sich doch die Kunden melden, ihr Mehl abholen, ihr Getreide herbringen. Uebrigens gingen ihm die Gedanken zuweilen wie Räder im Kopf herum, ob er nicht selbst noch dereinst seine Fahne auf den alten Rumpelkasten, wie er die Mühle nannte, aufstecken könnte. Sein verstorbener Vater war auch Müller gewesen, dem hatte er als Geselle tüchtig im Handwerk geholfen. Von jeher war es sein Hauptwunsch geblieben, eine Mühle zu besitzen. Nun war aber der wilde Krieg durch's Land gefahren und hatte einen schwarzen Strich durch diese weiße Rechnung gemacht. Die Eltern waren dann verarmt, der Vater bald gestorben, er selbst zum Kriegsdienst ausgehoben. Jetzt brachte er zwar im Tornister einige ganz gute Thaler Beutegeld aus dem Kriege heim, aber die reichten kaum für einen Mühlstein aus, geschweige denn für eine Mühle. — —

Einen ganzen Monat lebte er in dieser Einsamkeit, es hielt ihn da, er wußte nicht, was. Tags bestellte er die Mühle, Nachmittags ging er auf die Jagd; es war ihm immer so, als ob er noch ganz schnurrige Geschichten hier erleben würde. Ein Hauptgrund dafür, daß es ihm da so heimisch wurde, den er sich wohl selbst nicht gestehen mochte, war der: die jetzigen Bewohner des Hauses, die Henne, die Katze, vornämlich aber die Lachtaube hatte er lieb gewonnen. Sie waren freilich nichts anderes als Thiere, aber er hatte nun ein für alle Mal jedes Thier gern gehabt, keines aber wie diese. Auch den Kettenhund fütterte er treulich, selbst den Esel da draußen auf dem Hofe mochte er wohl leiden, nur wurde ihm seine große Zudringlichkeit oft widerwärtig. Immer wollte das Thier sich in's Haus drängen, Fenster und Thüren mußte

er daher sorgfältig verschließen. Das war aber auch doppelt nothwendig, denn wie jener herein, so wollte das Täubchen immer hinaus, besonders wenn der alte Eselskopf sich am Fenster zeigte. Im Uebrigen hatte sich das zarte Thierchen schon so an den lustigen Bruder gewöhnt, daß es ihm Alles aus den Händen nahm, was er ihm gab, und daß es ihm zum Dank dafür manch' lustig Soldatenstückchen auf dem Klavier vorklimperte.

Da konnte sich denn der Hans nicht satt daran hören und sehen. Wahrhaftig, er begriff sich selber nicht. Er, früher der lustigste Kamerad von der Welt, ein stämmiger Musketier, ein Kerl, dem es eine wahre Lust gewesen, gegen eine krachende Batterie, durch Bomben und Kartätschen im Sturm anzurücken, er, derselbe Hans Quäckenberger, saß hier wie ein Schulbub' und fütterte eine Lachtaube mit Zucker und Brosamen. Es war ganz unbegreiflich, und doch war es nun einmal so. —

Eines Tages hatte der Soldat wieder den Forst durchstrichen und aus langer Weile Kaninchen geschossen. Er war recht weit umhergeschweift und hatte doch immer keinen Ausweg gefunden. Dichter Wald, so weit er sehen konnte; nur hier und da durchkreuzten sich einige Fußwege, die ihn aber fast in die Irre geführt hätten; auch erkannte er deutlich Spuren von den Hufen der Esel, die wahrscheinlich das Getreide noch vor Kurzem zur Mühle gebracht. Müde von seiner Wanderung, gedachte er sich heute Abend recht was zu Gute zu thun. Er holte sich ein Paar Flaschen Wein aus dem Keller und leerte sie auf die Gesundheit seiner Mutter, auf die seiner Hausgenossen, der Thiere, und besonders auf's Wohl der schmucken Taube. Dann begab er sich zu Bett. Vor Hitze konnte er kein Auge zuthun, er öffnete das große Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Das verfehlte auch nicht die gewünschte Wirkung, bald lag er in tiefem Schlafe.

Es mochte Mitternacht sein, als er von einem schweren Gepolter dicht neben sich aufwachte.

„Alle neun und neunzig!" rief er, „will die alte Kasematte mir über dem Schädel zusammenbrechen?" Es war stockfinster. Der Mond war noch nicht über dem Walde hervor. Schlaftrunken wie er war, tastete er um sich nach dem andern Bette, das neben dem seinigen stand. Da lag etwas wie ein Mehlsack darin. Das beruhigte ihn. „Die Stubendecke da oben muß doch nicht schußfest gewesen sein," brummte er vor sich hin, „daß der Klumpen von Mehlsack so mir nichts dir nichts vom Söller herunterpurzeln konnte. Nu! mich hat er wenigstens noch nicht todtgeschlagen." — Bald schnarchte er wieder wie vorhin, aber nicht lange. Er erwachte von einem schweren Druck auf seiner Brust. Wie er hinfühlte, war es etwas Hartes, Haariges. Halb im Schlaf, hielt er es für seinen Tornister, stieß es von sich und schlief wieder ein. — Nun träumte

ihm: eine ungeheure Kanone wäre neben seinem linken Ohr aufgefahren, jede Secunde schösse sie mit gewaltigem Prusten ihm einen mächtigen Pulverdampf in's Gesicht; er wollte den Kopf auf die andere Seite biegen, da stand aber ein riesiger Kanonier, der hielt ihm den Kanonenputzer entgegen, was ihm denn so um Nase und Mund kitzelte, daß er gegen seinen Willen laut auflachen mußte und darüber zum dritten Male erwachte. Aber das Kitzeln und Prusten, das ihn im Traum belästigte, hörte noch immer nicht auf.

Er richtete sich empor. Der Mond war über den Wald heraufgestiegen und schien durch's offene Fenster hell auf das nebenstehende Bett. Ei! was mußte er da erblicken! Die geträumte Kanone war in Wirklichkeit nichts anderes als der Kopf des alten zottigen Esels, der in festem Schlaf neben ihm lag und ihn mit seinem süßen Odem höchst ungeschliffen anprustete. Die eine Vorderpfote, die dem Hans erst so arg die Brust gedrückt, lag noch dicht neben ihm auf seinem Kopfkissen.

„Oho, Patron," rief der Musketier und sprang aus dem Bette, „dich wollen wir bald hinbringen, wo du hingehörst!" Schon hielt er seinen Herzbruder, den Knüttel in der Faust, und erhob ihn mit hochgeschwungenem Arm, um dem schlafenden Thier einen furchtbaren Schwadronshieb über den dicken Wanst zu versetzen. In dem nämlichen Augenblick kam die Henne mit Geschrei hinter dem Ofen hervor und flog dem Soldaten gerade in's Gesicht hinein; fortwährend schlug sie ihm mit den Flügeln in die Augen, daß ihm Sehen und Hören verging, und er mit seinem Knotenstock in die leere Luft hineinfuchtelte. Unterdeß war auch der Esel erwacht, der fuhr in die Höhe, daß die Bettlade zusammenbrach. Mit Mühe haspelte er sich aus den Bettruinen in die Höhe und begann, so wüthend, wie er sonst faul gewesen, einen Angriff auf seinen Gegner. Vorn und hinten schlug er aus, rechts und links biß er um sich. Der Soldat bekam in der engen Kammer einen schweren Stand. Nun stürzte auch noch die braune Katze durch's Fenster herein. Ehe er sich dessen versah, fiel sie ihm in's Genick und zerkratzte ihm das Gesicht dermaßen, daß er endlich den Knüttel mußte sinken lassen. Dabei zerrte der Kettenhund draußen so grimmig bellend an der Kette, daß Hans jeden Augenblick fürchten mußte, auch der werde über ihn herfallen. In der höchsten Noth fiel ihm die Pistole ein; vom Monde hell beschienen, hing sie über den Pfeifen an der Wand. Eben wollte er darnach greifen, da sah er die Taube darauf sitzen. Sie war durch das offene Thürfensterchen hereingeflogen. Aengstlich pickte sie nach seiner Hand, als wollte sie die Waffe nicht hergeben. — Der Soldat stutzte. Einen Augenblick zauderte er, aber von Neuem drängten die wüthenden Thiere gegen ihn an. Da war an kein Zögern mehr zu denken. „Fort da!" rief er und legte die Pistole auf den Esel an;

„fort da! oder ich will euch den Magen mit Blei füttern, daß ihr euer Lebtage d'ran verdauen sollt!"—

Eben wollte er das Thier niederschießen, da flatterte aber die Taube dicht vor der Mündung des Feuergewehrs auf und nieder, so daß er es doch nicht abzudrücken wagte. Diesen Moment benutzte der Esel: durch's offene Fenster nahm er Reißaus, die Henne und Katze hinter ihm her, und erst als einige Zeit verstrichen, flog die Taube ihnen nach. — Nun aber erwachte beim Hans auch der kriegerische Zorn auf's Neue, blindlings feuerte er den fliehenden Thieren die Pistole nach.

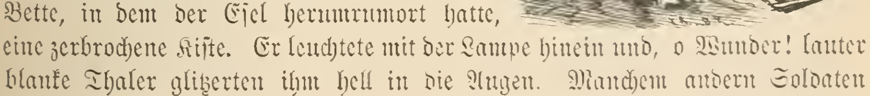
Ob er eines getroffen? Er wußte es nicht. Er sah nur, wie sie unter den Waldbäumen im wirren Mondlicht verschwanden. Auch der Kettenhund hatte sich losgerissen und war mit entflohen.

Mit dem Schlafen war es vorbei. Seine eigenen Gedanken ließen ihm keine Ruhe mehr. Bald wollte er sich halb todt lachen über die Heldenthat: einen armen alten Esel mit der Waffe in der Hand in die Flucht geschlagen zu haben. Bald überkam ihn eine Angst, ob sein Schuß auch Jemand im Walde getroffen hätte, denn es klang ihm in den Ohren, als habe er einen durchdringenden Schrei gehört, nachdem der Schuß gefallen. So brach endlich der Morgen an.

Das Frühstück wollte ihm nicht schmecken, er fühlte sich recht allein. Da kam keine Lachtaube mehr, die sich aus seiner Hand füttern ließ. Er schämte sich seiner Traurigkeit und doch konnte er sie nicht vertreiben. Jetzt war ihm Mühle und Wald und Klavier und Alles umher verleidet und er beschloß, am nächsten Tage seinen Marsch anzutreten, ginge es auch in die wildeste Wildniß hinein.

Ehe er sich Nachts zur Ruhe begeben konnte, hatte er noch viel zu thun. In der Schlafkammer sah es nicht anders aus, als in einer demolirten Festung: zertrümmerte Betten, Schemel, Pfeifen, Alles hatte der nächtliche Kampf wild durch einander geworfen.

Wie er mit Mühe die Strohsäcke aus dem Haufen herauszog, bemerkte er unter dem Bette, in dem der Esel herumrumort hatte, eine zerbrochene Kiste. Er leuchtete mit der Lampe hinein und, o Wunder! lauter blanke Thaler glitzerten ihm hell in die Augen. Manchem andern Soldaten



hätte der Schatz eine gute Beute geschienen. Hans Quäckenberger aber wußte Krieg und Frieden wohl zu unterscheiden. „Unrecht Gut gedeiht nicht," sprach er, „ihr Thaler mögt ruhig auf euren Herrn warten. Der ist vielleicht morgen wieder hier, da soll er sehen, daß ein ehrlicher Kerl bei ihm zu Gaste gewesen." — Sorgfältig nagelte er die Kiste wieder zu und schob sie in den Winkel. Dann warf er sich auf's Lager.

5.

Er konnte nicht einschlafen. Immer mußte er an die unbekannten Bewohner der Mühle denken, ob er sie jemals von Angesicht sehen möchte. Daß sie arge Geizhälse seien, das hatten die blanken Thaler, die er in dem baufälligen Hause fand, wohl zur Genüge bewiesen. Trotzdem ließ er kein Gelüsten nach dem lockenden Schatze in sich aufkommen.

Allmälig fielen ihm doch die Augen zu. — Nach kurzer Rast fuhr er aber wieder auf, es kam ihm vor, als höre er draußen Trommelgerassel. — Das Mühlrad konnte es nicht sein, das hatte er gestellt. — Er horchte. — Es war wohl nur der Wind! — Er beruhigte sich. — Und doch! Bald erscholl es wieder wie ferner Hörnerklang, — jetzt hörte er sogar die Marschmelodie eines Dragoner-Regiments, bei dem er früher gestanden, ehe er Musketier geworden war. — Das fuhr ihm in alle Glieder. Er flog an's Fenster. — Ringsum nichts zu sehen, als helles verworrenes Mondgeflimmer zwischen den dunkeln Wipfeln und doch erklangen die Töne schon ganz nahe der Mühle. —

„Da bleib' ein Lump dabei im Neste, nicht ich!" rief er, fuhr in seine Kleider, steckte die Pistole in seinen Gurt, warf den Tornister über die Schultern und, seinen Herzbruder, den Knittel, in der Faust, rannte er blindlings in den Wald hinein, immer dem Hornruf und Trommelwirbel nach. Im Anfange ging's gut, bald aber kam er in dichtes Gestrüpp, auch vermehrten sich die kriegerischen Klänge um ihn her; jetzt wären sie hier, jetzt dort, vor ihm und hinter ihm, zur Rechten und zur Linken.

Er stand still und sah sich um. Es schien ihm, als sähe er in weiter Entfernung unter den schwarzen Eichenstämmen ein Reiterregiment dahinsprengen, blitzende Helme und Harnische und die Schwerter wie lauter Mondstrahlen; dazu die Rosse leuchtend wie Schnee. Er drehte den Kopf nach der andern Seite; dort sah er dasselbe in derselben Ferne. — Ihm wirbelte der Kopf, bald lief er dahin, bald dorthin, bis er fast erschöpft vor einer Felsschlucht ankam. Er trat hinein. Drei Wasserfälle schienen am Ende der Schlucht ihm entgegen zu brausen. Er hatte sich geirrt. Was daher kam, waren drei Dragoner auf

weißen Rossen. Es schienen winzige Bursche auf kleinen Pferdchen, aber in prächtiger Uniform, weiß, blau und Silber. Wie drei erstarrte Blitze standen sie plötzlich vor dem Erstaunten da.

„Wer da?" — rief dieser. — „Feinde!" war die Antwort. — „Auch gut," sprach Hans und griff nach der Pistole, „was wollt ihr von mir?" — „Dich vor's Kriegsgericht führen!" — „Hoho? dazu gehören unserer Viere, drei, die mich führen und ich selber, der sich führen ließe, wenn ich ein Hasenfuß wäre. Kommt heran, ihr Mondscheinhelden, ihr flunkerigen Milchbärte! Kommt heran, wenn ihr ein Herz im Leibe habt!" Er streckte ihnen die Pistole entgegen. — Ein lautes Gelächter antwortete ihm und hallte in tausendfachem Echo von den Felsen wieder. — — „Ihr bellenden Spitze!" schrie wüthend der Verhöhnte. „Nehmt das für Euer Gekläffe!" Er drückte die Pistole gegen sie ab.

Wie ein gewaltiger Donnerschlag krachte der Schuß in der engen Schlucht. Die drei Dragoner standen unversehrt vor ihm, er selbst aber fühlte durch den eigenen Schuß einen solchen Schlag durch den ganzen Körper, daß ihm alle Glieder wie gelähmt wurden, und die Pistole seiner Hand entfiel. „Ich bin



Euer Gefangener und folge Euch," sprach er gefaßt. Die Dragoner nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn die Schlucht entlang vorwärts. Schweigend ging der Hans neben den Reitern her. Von Furcht wußte er einmal nichts, nur eine Art Traurigkeit hatte sich seiner bemächtigt; über das Wunderbare seiner Lage viel nachzudenken, fiel ihm nicht ein. „Muß ich sterben," dachte er für sich, „so ist's Gottes Wille. Leid sollt' es mir thun, aber einmal muß es doch in dieser Welt dazu kommen! — Könnt' ich nur meiner Frau Mutter zu wissen thun, was aus ihrem Hans geworden. Ja! Wäre meine liebe Taube bei mir, der hing ich einen Zettel um ihren schlanken Hals und die thäte mir's gewiß zu Gefallen, und flöge heim und brächte ihr die Botschaft. — Das liebe Thierlein, das!" —

6.

Unter diesen Betrachtungen war er mit seinen Begleitern zu einem Felsenthor gelangt, durch das sie in ein weites Thal niederstiegen. Ringsum starrten zackige schwarze Felsen hoch in den lichten Nachthimmel, unten breitete sich ein großer Wiesenplan aus, umgeben von Birken und Espen, und durchströmt von schlängelnden Bächen. Nebel stiegen dort aus den Wassern auf und flirrten und wehten wie durchsichtige Schleier im Mondlicht; dann schien es wieder, als wären es schwebende Gestalten, die auf- und niedertauchten, sie beugten sich und neigten sich, und wirbelten dann plötzlich empor in weiten verschlungenen Kreisen.

Jetzt erscholl ein kriegerischer Marsch, die Nebel und Kreise zerstoben. Aus mehreren Felsspalten sausten klirrende Reiterregimenter auf den Platz, in dessen Mitte die Richter erschienen, vom General herab bis auf den Gemeinen. Auf Felsenblöcken nahmen sie feierlichst ihre Sitze ein. Der Verklagte ward vorgeführt, die Sitzung eröffnet.

Ein gemeiner Dragoner trat als Kläger vor. Er hieß Nachtvogel und kein Name hätte passender für ihn sein können. Er war ein ganz kleiner Kerl, in einen weißen Reitermantel, wie eine Schmetterlingspuppe, eingewickelt; die Spitzen seines blonden Schnurrbarts streckten sich wie zwei Fühlhörner aus dem dicken Gesicht hervor. Der sagte Folgendes aus: „Gestrenge Richter! Seit letztem Vollmond hatte ich den Posten in der Waldmühle; da kam dieser gewesene Dragoner und Musketier an. Ich habe gesehen, wie er ohne Weiteres von Haus und Hof Besitz genommen. Ich hab' es gesehen, wie er auf Kosten seines Wirthes herrlich und in Freuden gelebt, von seinem Brod gegessen, von seinem Weine getrunken, in seinem Bette geschlafen, aus seinen Pfeifen geraucht. Ich hab' es gesehen, wie er in letzter Nacht den Müller mit Weib, Kind und Magd unbarmherzig aus dem Hause getrieben; ich habe gesehen, wie er aus des Müllers eigener Pistole den Fliehenden eine Kugel nachgeschossen, die des Müllers unschuldiges Töchterlein zum Tode getroffen. Aller dieser Dinge klage ich den Hans Quäckenberger an." —

„Halten zu Gnaden, meine Herren Officiers!" rief der Verklagte; „der ruppige Nachtvogel lügt wie ein Spitzbube!"

„Die Zeugen her!" befahl der General. — Aus einer Felsenhöhle traten hervor der Esel, die Henne, die Katze und der Kettenhund. Hinter ihnen ward eine Bahre getragen, die war mit einem Tuche bedeckt, weiß und glänzend wie frisch gefallener Schnee.

„Hier sind die,“ sprach der Richter, „die du gemißhandelt. Kannst du deine Thaten leugnen?“

„Halten zu Gnaden!“ erwiederte der Angeklagte. „Wenn dieser faule Esel ein Müller, diese geizige Kakelhenne eine Frau, wenn diese näschige Katze eine Magd und dieser bissige Köter ein Mühlknecht ist, ja! dann hat der Spion von Nachtvogel recht gehabt, und ihr mögt mich richten nach Recht und Gesetz. Nun frag' ich aber jeden braven Soldaten, ob er sich mir nichts, dir nichts wird mit Füßen treten, die Augen auspicken und das Gesicht zerkratzen lassen, ohne vom Leder zu ziehen und um sich zu schießen?“

Mit wüthenden Geberden wollten die vier Zeugen während dieser Rede über den Sprecher herfallen, wurden aber zur Ruhe verwiesen.

„Das Tuch von der Bahre!“ rief der Richter. — Man that wie er befohlen. Da lag auf einem Lager von Rosen und Rosmarin die Taube mit ausgebreiteten Flügeln und geschlossenen Augen, an ihrem Köpfchen war ein kleiner rother Fleck sichtbar.

„Hans Quäckenberger, kennst du diese?“ fragte der Richter.

„Das ist mein herziger Schatz! das ist meine Taube!“ rief jener mit herzzerreißendem Schrei. Schluchzend warf er sich neben der Bahre hin. „O, ich schlechter Kerl! Ich unglücklicher Mensch! Jetzt fühl' ich's, du bist nicht, was du scheinst! Hab' ich's doch gleich bei deinem ersten Anblick geahnt, daß du mein Schatz, mein Alles sein solltest. Nun bist du todt und ich bin dein Mörder!“

Er sprang von der Bahre auf, riß sich die Kleider von der Brust, und sprach: „Gebt mir den Tod, ich hab' ihn verdient!“

Man umwand ihm die Augen mit einem dichten Schleier. Zwölf Dragoner legten ihre Gewehre auf ihn an.

Hans selbst kommandirte: „Feuer!“ —

Todtenstille ringsumher; nur ganz in der Ferne krähte ein Hahn. Da ging durch die Luft ein Sausen, wie von einem gewaltigen Wirbelwind.

„Ist das der Tod?“ rief Hans und riß den Schleier von den Augen.

Der erste Morgenstrahl glühte eben durch die Felsspalten herauf, das Kriegsgericht mit allen seinen Dragonern war verschwunden; neben sich sah er vier Leute stehen. Der Müller war's mit Weib, Magd und Knecht. Aber vor ihm in einem Beete von Rosen und Rosmarin lag des Müllers Töchterlein, ein wunderliebliches Mädchen, mit geschlossenen Augen und bleichen Wangen. Eine schwarze Korallenschnur zierte ihren weißen Hals; ein kleiner, rother Fleck war an ihrer Stirne sichtbar.

Hans stand lange wie im Traume da. — —

Zwischen den Bergschluchten ergoß sich ein Lichtstrom der aufgehenden

Sonne, und wie sie dem Mädchen in das blasse Angesicht schien, fingen ihre Wangen an sich zu röthen und zu blühen, immer frischer und schöner, bis sie die Rosen verdunkelten, in denen sie lag.

Daß die Sonne aufgegangen war, hatte Hans nicht bemerkt, als aber das Mädchen vor ihm die Augen aufschlug, da ging für ihn eine Sonne auf, die



sein ganzes Leben von nun an bescheinen sollte. Er warf sich neben sie hin und küßte sie auf ihren rothen Mund, sie richtete sich auf, und beide schauten sich lange in die Augen und waren so glückselig, wie nie in ihrem ganzen Leben.

Da trat der Müller mit seinem Weibe zu den Beiden heran, legte ihre Hände in einander und sprach: „Dies ist deine Braut, die dir bestimmt ist, du braver Mensch! Du hast uns Alle von dem Zauber erlöst! Wir waren auf schlimmen Wegen, wir werden ein neues Leben anfangen!“ — Vater, Mutter und Tochter hingen mit Freudenthränen an dem Halse ihres Retters.

So ward Hans und das schöne Müllermädchen Braut und Bräutigam und Alle kehrten in voller Lust in die Waldmühle zurück. Der sonst so faule Müller ward ein fleißiger Mann, die geizige Müllerin eine freigebige, gastfreundliche Frau, die Magd naschte nie mehr in ihrem Leben, der bissige Knecht wurde ein friedliebender Mensch. Bald baute der Müller neben der alten Mühle eine ganz neue, und die Leute, die darin das glückseligste Leben von der Welt führten, waren Niemand anders, als Hans Quäckenberger und seine Frau.

Wer nun aber so überaus neugierig ist, daß er hieran noch nicht genug

hat, sondern wissen möchte, wie es mit der Verzauberung der Müllerfamilie zugegangen, dem zu Liebe will ich das auch noch berichten.

Der Wald, in dem die Mühle lag, gehörte zu Oberons, des Elfenkönigs, Herrschaft. Oberon also war es gewesen, der die Schuldigen zur Strafe für ihre Fehler in Thiere verwandelte. Aber mit ihnen mußte — das ist nun einmal in dieser Welt nicht anders — auch die Unschuld leiden, wie wir es an der Taube gesehen haben. Nur wenn dies treue Herz für die Ihrigen sich dem Tode von liebender Hand Preis gab, nur wenn der, welcher die Unschuldige tödtlich verwundet hatte, um ihretwillen sein eigenes Leben hinzugeben bereit war, konnte der Zauber in einer Vollmondnacht gelöst werden.

Dazu war Hans Quäckenberger von den neckischen Elfen ausersehen worden. Kein Anderer, als ein so braves Gemüth hätte die Prüfungen bestanden die dazu nöthig waren, unglückliche Geschöpfe wieder in fröhliche Menschen zu verwandeln.

Ob Oberon und sein Elfenvolk sich den Glücklichen noch späterhin gezeigt, als Dragoner oder in anderer Gestalt, das weiß ich wirklich nicht zu sagen, glaube es aber gewiß; denn fröhliche Leute sehen eben so oft lustige Geister, als mürrische zu allen Zeiten von bösen und garstigen Geistern heimgesucht und geplagt werden; und so wird es bleiben bis an der Welt Ende.

Bestrafter Hochmuth.

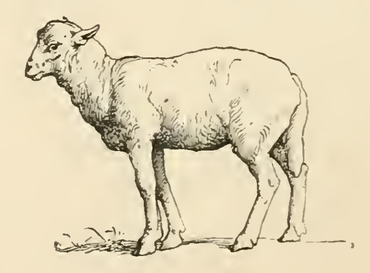
Eine Fabel.

Die Wespe summt dem Roß um's Ohr,
Das spricht: „Hör' auf, sonst schlag' ich!" —
Die Wespe spricht: „„Versuch's, du Thor!
„„Dein Schlagen das ertrag' ich.
„„Komm! Statt zu drohen, kämpf' mit mir!"" —
Da lacht voll Hohn das stolze Thier:
„Elender Wurm, nicht ziemt es mir,
„Zu wechseln noch ein Wort mit dir!"

Die Wespe aber fliegt, nicht faul,
Dem Stolzen auf den Rücken.
Es wiehert, schnaubt, es schlägt der Gaul,
Sie hört nicht auf zu zwicken;
Sie fliegt ihm endlich gar in's Ohr,
Und sticht, und ruht nicht, bis der Thor,
Nachdem er fast vor Qual vergeht,
Den „Wurm" zuletzt um Gnade fleht.

Muß anders werden!

Eine grobe Kuh, ein stät'scher Gaul,
Ein dummes Schaf, ein Esel, der faul,
Die muß man nehmen, wie sie sind;
Können nun einmal nicht anders werden. —
Aber ein eigensinnig Kind,
Das dumm und faul und grob gesinnt,
Das ist das Häßlichste auf Erden.
Wenn's nur wollt', 's könnt' anders werden!





Marie.

„Komm' Liese! Zeit ist's heimzugeh'n,
„Ich trag' dich über's Brücklein da.
„Und du, lieb' Hänschen, bleibe steh'n,
„Und geh' dem Wasser nicht zu nah'!
„Bald werd' ich wieder zu dir kommen,
„Gewiß, dann wirst du mitgenommen!"

So sprach des Fischers Töchterlein
Marie, erst sieben Sommer alt,
Und trägt ihr jüngstes Schwesterlein
Den schwanken Steg hinüber bald,
Setzt dort in's Gras die Kleine nieder,
Und kehrt zum Bruder dann sich wieder.

Da sieht sie mitten über'm Fluß
Ihn schon auf schmalem Brette steh'n,
Unsicher wankt sein kleiner Fuß,
Denn jüngst nur lernt der Knabe geh'n. —
Ach Hänschen! Hänschen setz' dich nieder! —
Es war zu spät, — schon sank er nieder.

Und schon faßt ihn die rasche Fluth,
Und bald ist es um ihn gethan! —
O wunderbarer Kindesmuth!
Das Mädchen wagt ihr Leben d'ran:
Sie springt ihm nach, mit treuen Händen
Den Tod des Bruders abzuwenden.

Du Himmel! Hab' Erbarmen doch,
Errette sie aus solcher Noth,
Die, selbst ein zartes Kindlein noch,
Erbarmend sich dem Tode bot!
Ihr Wellen, laßt es nicht geschehen,
Nicht so viel Lieb' im Keim vergehen! —

Nein, nein! Die Fluth hebt sie empor. —
Sie treibt an einen Weidenstumpf. —
Jetzt reckt die Arme sie hervor,
Und schreit um Hülfe matt und dumpf,
Und hält sich angstvoll an den Zweigen,
Die sich voll Mitleid zu ihr neigen.

Ein Wand'rer naht! — Er hat's geseh'n,
Sie winket ihm, sie rufet ihn,
Er stürzt daher, ihr beizusteh'n.
Da weis't sie nach dem Strom ihn hin,
Scheint ihn zu bitten, zu beschwören,
Nicht ihr die Hülfe zu gewähren.

Nur einzig an ihr Brüderlein
Denkt sie, das eben untersinkt. —
Der Mann gewahrt's, er springt hinein,
Des Knaben Rettung ihm gelingt.
Schon will sie Dank dem Retter winken,
Da bricht der Zweig, sie muß versinken.

So wär' denn keine Hülfe mehr? —
Ihr Wellen! — Hemmet euren Lauf! — —
Schon eilt des Knaben Retter her, —
O sieh'! — Da taucht sie wieder auf! —
Nun rasch zur Hand! — Es ist gelungen!
Dem Tod hat er sie abgerungen. — —

Dank dir, du unbekannter Mann,
Für deine gute, schnelle That,
Der hat ein herrlich Werk gethan
Der solch ein Kind gerettet hat!
Durch dich ließ es der Herr geschehen,
So viele Liebe nicht vergehen! *)

*) Nach einer wahren Begebenheit, die sich bei Elberfeld an der Wupper im Jahre 1834 zugetragen hat.



Das Mädchen und das Kätzchen.

„Das Mädchen soll spinnen
„Und möcht lieber spielen,
„Das Kätzchen soll spielen
„Und möcht' lieber spinnen.
„Thun was sie wollen,
„Und nicht was sie sollen.



Die Ernte.

Der liebe Gott mit milder Hand
Bedeckt mit Segen rings das Land:
Schon steht die Saat in voller Pracht,
Ein Zeuge seiner Güt' und Macht.

Nun ernte, Mensch, was du gesät,
Sei froh' und sprich ein fromm Gebet,
Und gieb von dem, was dir verlieh'n,
Auch deinen armen Brüdern hin.

So streust du neue Saaten aus,
Und ew'ger Segen blüht daraus,
Dann wird dein Herz voll Sonnenschein
Ein Erntefest dein Leben sein.

Frühlingsruf.

Ein Vogel, ein Vogel! O hört, wie er singt,
Wie hell durch den Garten sein Stimmlein erklingt!
Er rufet: „Ihr Kinder! Ihr Lämmer! heraus!
„Ihr Kinder zum Spielen, ihr Lämmer zum Schmaus!"
Und Alles auf Erden und hoch in der Luft
Das lacht und erfreut sich an Blüthen und Duft:
Was Flossen hat, schwimmt, was Beine hat, springt!
Was Flügel hat, fliegt; und wer singen kann, singt!



Der Weihnachtsaufzug.

Bald kommt die liebe Weihnachtszeit,
Worauf die ganze Welt sich freut;
Das Land, so weit man sehen kann,
Sein Winterkleid hat angethan.
Schlaf überall; es hat die Nacht
Die laute Welt zur Ruh' gebracht, —
Kein Sternenlicht, kein grünes Reis,
Der Himmel schwarz, die Erde weiß.

Da blinkt von fern ein heller Schein.
Was mag das für ein Schimmer sein?
Weit über's Feld zieht es daher,
Als ob's ein Kranz von Lichtern wär',
Und näher rückt's zur Stadt,
Obgleich verschneit ist jeder Pfad.

Ei seht, ei seht! Es kommt heran!
O schauet doch den Aufzug an!
Zu Roß ein wunderlicher Mann
Mit langem Bart und spitzem Hute,
In seinen Händen Sack und Ruthe.
Sein Gaul hat gar ein bunt Geschirr,
Von Schellen d'ran ein blank Gewirr:
Am Kopf des Gauls, statt Federzier,
Ein Tannenbaum voll Lichter hier;
Der Schnee erglänzt in ihrem Schein,
Als wär's ein Meer von Edelstein. —

Wer aber hält den Tannenzweig?
Ein Knabe schön und wonnereich,
'S ist nicht ein Kind von uns'rer Art,
Hat Flügel an dem Rücken zart.
Das kann fürwahr nichts anders sein,
Als wie vom Himmel ein Engelein!
Nun sagt mir, Kinder, was bedeut'
Ein solcher Zug in solcher Zeit? — —

Was das bedeut'? Ei, seht doch an,
Da frag' ich grad' beim Rechten an!
Ihr schelmischen Gesichterchen,
Ich merk's, ihr kennt die Lichterchen,
Kennt schon den Mann mit spitzem Hute,
Kennt auch den Baum, den Sack, die Ruthe.

Der alte bärt'ge Ruprecht hier
Er pocht' schon oft an eure Thür;
Droht mit der Ruth' den bösen Buben;
Warf Nüß' und Aepfel in die Stuben
Für Kinder, die da gut gesinnt. — —
Doch kennt ihr auch das Himmelskind? —
Oft bracht' es ohne euer Wissen,
Wenn ihr noch schlieft in weichen Kissen,
Den Weihnachtsbaum zu euch in's Haus,
Putzt wunderherrlich ihn heraus;
Geschenke hing es bunt daran,
Und steckt die vielen Lichter an;
Flog himmelwärts und schaute wieder
Von dort auf euren Jubel nieder.

O Weihnachtszeit, du schöne Zeit!
So überreich an Lust und Freud',
Hör' doch der Kinder Wünsche an
Und komme bald, recht bald heran;
Und schick' uns nur, wir bitten sehr,
Mit vollem Sack den Ruprecht her.
Wir fürchten seine Ruthe nicht,
Wir thaten allzeit uns're Pflicht.
D'rum schick' uns auch den Engel gleich
Mit seinem Baum an Gaben reich.
O Weihnachtszeit, du schöne Zeit,
Worauf die ganze Welt sich freut!





Furcht macht dem Einen schnelle Beine,
Den Andern macht sie gar zum Steine.

Verwandlung.



1.

Steht die Alte im Walde
Und schneidet sich Klee;
Kommen Jungen gesprungen
Und schimpfen. O weh!

2.

Hebt die Alte im Walde
Die Krück' in die Höh',
Und die Helden, die sie schelten
Werden Hasen — O Je!



Der Affe.

Eine Fabel.

„Was doch die Menschen eitel sind!
„Da denkt nun solch' ein Menschenkind
„Es wäre nur allein gelehrt.
„Ich seh' schon, was dazu gehört!
„Mit Büchern, Tafel, Schieferstein
„Will ich Student wie Andre sein."

So spricht der Aff' und im Moment
Steht er gerüstet als Student,
Bepackt mit Büchern allerhand,
Sein Schreibgeräth' in jeder Hand, —
Die Mütze keck auf's Ohr gedrückt,
Recht wie sich's für Studenten schickt
Geht er zur Schule ohne Scheu.
Ihn sieht des Nachbars Papagei,
Der schreit: „Herr Aff', Wohin? Woher?
„Was muß ich sehn? O Eitelkeit!
„Du als Student? Bist du gescheit!
„Glaubst wohl, du wärst kein Affe mehr?
„Wie bist du auf dem Holzweg! Nein!
„Du willst den Menschen ähnlich sein?
„Das können einzig und allein
„Nur wir gelehrte Papagei'n!"

Nun sagt, ob Aff' ob Papagei,
Der Dümmste von den Dummen sei?

Die Nußdiebe.

Eine Erzählung.

Es war ein köstlicher Herbstabend und dazu Sonntag, da pflegte es sonst im Dorf munter und lustig herzugehen, wenn die Burschen und Mädchen unter der Linde saßen und sangen, die Alten vor dem Wirthshause zum blauen Stern kegelten und die Kinder auf der Landstraße spielten. Heute aber war es viel stiller als sonst. Im nächsten Dorf wurde Kirmeß gefeiert, und zu der waren die Leute aus der ganzen Umgegend hingezogen. Nur einzelne Greise und Frauen mit ihren Kindern um sich her saßen im Sonntagsputz vor den Thüren ihrer Häuser. Sie plauderten still und behaglich mit einander und



genossen so recht den frischen Festabend. Es war aber auch gar schön rings umher; in den Stoppelfeldern schrillten die Grashüpfer, ein kühler Wind strich über die Obstgärten des Dorfes und schien die Regenwolken verjagen zu wollen, die am fernen Horizont aufstiegen; aus den Schornsteinen hob sich der Rauch lichtbeschienen in die blaue Luft, und wurde vom Winde lustig hier- und dahin getrieben.

Allmälig sank die Sonne, die bisher so freundlich geschienen, und ehe sie in den aufsteigenden Wolken untertauchte, warf sie noch wie ein lustiges Kind, das eben zu Bett gehen will, die freundlichsten Blicke auf die Erde herunter

und vergoldete zu guterletzt den Kirchthurm und die Dorflinden oben bei der Kapelle; es war eine Pracht anzusehen!

Nach und nach kamen nun auch schon auf der Landstraße im Oberdorf die Leute von der Kirmeß zurück und weit aus der Ferne klang Jubel und Musik herüber.

Um so stiller war es währenddessen im unteren Theile des Dorfes. Da zogen schon die Nebel aus den Wiesen herauf und es fing an dämmrig zu werden. In dem engen Gäßchen zwischen den Gartenzäunen ließ sich kein Mensch sehen, es schien rings umher wie ausgestorben. Nur ganz am Ende der Niederstraße bei des Schuhmachers Obstgarten standen drei Knaben vor einem kleinen Bretterzaun, und hoch über den Zaun streckte ein alter Nußbaum aus dem Garten einen mächtigen Zweig herüber, an dem die schönsten Wallnüsse hingen.

Die drei Knaben schienen sehr eifrig mit einander zu sprechen, bald steckten sie die Köpfe zusammen, bald blickten sie sehnsüchtig nach den Nüssen hinauf. Von Zeit zu Zeit schlich auch wohl einer von ihnen um die Ecke des Zauns und sah sich scheu und vorsichtig nach rechts und links um, ob den Fußweg durch's Stoppelfeld Jemand daher käme.

Wer die Buben längere Zeit hätte beobachten können, dem wär' es bald klar geworden, was sie eigentlich im Sinne hatten. Die Sache war die: sie wollten die stille Abendstunde benutzen, um Nüsse vom Baum zu stehlen, aber bis jetzt fehlte es ihnen an Muth zu einem so schlechten Streich; da gab es denn noch viel hin und her zu reden.

„Weißt du auch gewiß, daß dein Ohm nicht zu Hause ist?“ fragte des Schneiders Joseph mit gedämpfter Stimme den Gemüsekaspar, einen krausharigen, keckeen Jungen, der im Dorfe allgemein so genannt wurde, weil er häufig den Bauerfrauen das Gemüse zum Markt nach der Stadt karren mußte; er war als der schlauste und verschmitzteste Bube bekannt.

„Ich hab' dir's ja schon zehnmal gesagt,“ entgegnete der Kaspar, „ich hab' den Ohm mit meinen eigenen Augen zur Kirmeß weggehen sehen, und ist er einmal da, so kommt er vor Mitternacht nicht wieder, da könnt ihr euch darauf verlassen.“

„Aber seine alte Mutter?“

„Ach was Mutter! Die ist taub und wohnt vorn heraus und ist längst zu Bett.“

„Aber der Wasser!“ rief der jüngste von den drei Jungen, das war der Heinrich aus dem Feldhofe, ein schwächlicher blasser Junge. „Wenn der Wasser uns wittert, wird er da nicht bellen?“

„Was du doch immer für eine Angst hast!“ sagte der Gemüsekaspar — „der

Wasser ist mit dem Ohm fort nach Rothenau, und wenn er auch in seiner Bude läge, das hat nichts zu sagen. Der Wasser ist mein bester Freund, und wo ich dabei bin, da wird er nicht mucksen, das versichere ich euch, vor dem könnt ihr sicher sein."

„Ich thu's doch lieber nicht," sagte Joseph und kratzte sich hinter den Ohren. „Und wenn du wirklich die Nüsse in der Stadt verkaufst, wie viel wirst du denn dafür bekommen? und wie viel kommt denn von dem bischen Geld auf jeden Einzelnen von uns? das verlohnt sich ja gar nicht der Mühe, und außerdem ist's unrecht."

„Aber ich sag' dir ja, mein Ohm macht sich nichts aus den Nüssen, und es wäre doch eine Sünde, wenn die da oben am Baum vertrockneten oder ein Anderer sie sich herunterholte."

„Na! meinetwegen!" rief Joseph, zog, wie der Kaspar es schon vorher gethan hatte, seine Sonntagsjacke aus und warf sie auf den Weg. Aber jetzt fiel ihm wieder ein, daß er sich am Ende beim Klettern auch seine guten Hosen zerreißen könnte, und es war heute erst das drittemal, daß er sie anhatte. Er stand wieder unschlüssig da wie vorher.

Der Gemüsekaspar fing an, ihn wegen seiner Zimperlichkeit zum Besten zu haben und sagte ihm leise etwas in's Ohr. Unterdeß hatte der Heinrich an der Zaunecke hinter dem Fliederbusch gelauscht. „Seid ruhig!" rief er, „da kommt Jemand über das Stoppelfeld her!"

Die beiden Andern fuhren mit den Köpfen auseinander, und hätte Kaspar den Joseph nicht am Hemdärmel gehalten, so wär' der vor Gewissensangst fortgelaufen.

„Jetzt seh' ich, wer da kommt, es ist der Andres aus der Mühle," rief Joseph. —

„Der wird uns nicht beißen," brummte Kaspar vor sich hin, „der kann uns vielleicht noch helfen." Indem kam auch schon der Andres um die Ecke. Er hatte eine Bestellung in der Nachbarschaft zu machen gehabt und wollte eben zur Mühle zurück.

Die drei Jungen stellten sich, als hätten sie nichts Böses im Sinn, aber sie mußten sich zwingen, unbefangen auszusehen. Heinrich hinter dem Fliederbusch that, als ob er etwas verloren hätte und es jetzt am Boden suche, er pfiff dabei fortwährend vor sich hin; der Joseph nahm seine Jacke von der Erde auf, bürstete den Straßenstaub mit dem untern Ende des Hemdärmels davon ab; der Gemüsekaspar aber hob Steine auf und warf damit nach einem Vogel der oben auf einem dürren Ast eben sein Liedchen unschuldig in die Abendluft hineinsang. —



Andreas war eine arme Waise; der Müller hatte ihn in sein Haus aufgenommen, und dafür mußte der gewandte Junge ihm allerlei kleine Hausdienste und Botengänge verrichten. Er war eine gutmüthige liebe Seele, aber er hatte auch seine Fehler. Er war gar zu leichtgläubig und konnte nicht widerstehen wenn Jemand ihn überreden wollte, gegen seine bessere Ueberzeugung zu handeln, besonders wenn es seiner Eitelkeit schmeichelte. Diese seine sogenannte Gutmüthigkeit, die aber doch eigentlich eine große Schwäche war, wurde denn auch leider von seinen pfiffigen Kameraden häufig zu ihrem Vortheil und zu seinem Nachtheile benutzt und gemißbraucht. Der Umgang mit den drei Buben, die wir eben kennen gelernt, war dem Andres eigentlich in der Seele zuwider, und doch konnte er es nicht über's Herz bringen, sich von ihnen loszumachen. Wenn sie ihm nur ein wenig schmeichelten, oder ihm scheinbar nur eine kleine Gefälligkeit erwiesen, schien es ihm unmöglich, die Erfüllung ihrer Bitten zu verweigern. Um aber Andern eine böse Absicht bei ihren Handlungen zuzutrauen, dazu war er zu gut, und wie er selbst nie fähig gewesen wäre, eine Lüge zu sagen oder anders scheinen zu wollen, als er dachte und fühlte, so konnte er auch nicht denken, daß Jemand ihn belügen oder betrügen würde. Da die drei Buben nun auch noch sonst lustige Kameraden waren und immer sehr freundlich zu ihm thaten, so unterdrückte er jedes Mißtrauen und jede Abneigung gegen sie.

„Guten Abend!“ sagte Andres, als er in das Gäßchen einbog, „was macht Ihr denn hier?“

„Geht's dich was an?" fuhr der Kaspar ihn frech und trotzig an. „Ich werde doch wohl bei meines Onkels Garten stehen können?"

„Meinetwegen!" sagte Andres, „ich meinte nur, du müßtest doch eigentlich zu Hause sein, um dein Schwesterchen zu warten. Du hast mir's vor Mittag doch selbst gesagt, daß deine Eltern es dir befohlen hätten, eh' sie zur Kirmeß gingen."

„Ach was! Schwester hin! Schwester her!" rief der Kaspar, „die schläft ruhig zu Hause und unser alter Kater sitzt bei ihr, der kann sie bewachen, wenn er will, ich hab' was besseres zu thun." — „Du Andres!" fuhr er fort, schlug aber doch dabei die Augen nieder und pflückte am Knopf seiner Mütze, die er in der Hand herum drehte, „du Andres! mein Ohm, der Schuster möchte gern, daß wir die Nüsse da oben herunter nehmen. Nun wollten wir drei es thun, aber — du siehst wohl, wir haben unsere Sonntagskleider und du deine alten Hosen an. Unsere guten Kleider könnten leicht beim Klettern zerreißen, und du bist auch viel flinker wie wir, du kletterst ja wie eine Katze, wenn's d'rauf ankommt, alle Leute wundern sich darüber. Hör' Andres! thu' uns den Gefallen, geh' für uns auf den Baum und wirf uns die Nüsse herunter: aber gleich, damit sie alle herunter sind, eh' noch der Ohm nach Hause kommt." — —

„Für wen soll ich denn die Nüsse herunternehmen, für Euch oder für den Schuhmacher!?" fragte Andres.

„Nun für uns Alle, das versteht sich von selbst, der Ohm macht sich nichts daraus, und da ist es ihm lieber, daß wir sie bekommen, als daß ein Anderer sie stiehlt." —

Andres trat näher an den Baum heran, um zu sehen, wie er am besten zu der Stelle heraufkommen könnte, wo die Früchte hingen. Unterdeß zupfte Joseph den Kaspar am Aermel. „Aber sag' einmal, Kaspar!" flüsterte er ihm in's Ohr, „wenn dein Onkel nun später keine Nüsse am Baume findet und Lärm macht und der Andres es hört und deinem Onkel alle deine Lügen erzählt? Was dann?"

„Da laß mich machen," sagte leise Kaspar, „haben wir erst die Nüsse, dann sag' ich dem dummen Jungen, daß wir ihn bloß zum Narren gehabt, und will er uns dann anzeigen, dann mach' ich ihm Angst, daß gerade Er es gewesen ist, der die Nüsse abgeschüttelt hat, dann wird ihm schon bange werden und er wird sich hüten, uns anzuzeigen, das kannst du mir glauben; der wird sich nicht den Mund verbrennen."

„Ist's aber auch wirklich so, wie du da sagst," fragte Andres, der wieder zu den drei andern Knaben hingetreten war.

„Glaubst du, daß ich lüge?" fuhr der Kaspar ihn an. „Joseph! Heinrich! ist's nicht wahr?" — Die Beiden sagten auch „ja", wurden jedoch über und

über roth. Aber Andres in seiner Leichtgläubigkeit bemerkte das nicht. Zwar war ihm die Sache bedenklich, außerdem war es spät, aber da die Andern ihm immer eindringlicher zuredeten, hatte er zuletzt keinen Zweifel daran, daß Alles buchstäblich so wahr sei, wie sie es ihm vorschwatzten. Daheim in der Mühle war auch gewiß noch Niemand von der Kirmeß heimgekehrt, und vor Allem freute es ihn, daß er seinen Kameraden sich gefällig erweisen konnte.

Gewandt und rasch, wie er war, stieg er über den Zaun in des Schuhmachers Garten. Er kletterte wie der geübteste Matrose auf den Baum, und von Ast zu Ast bis hoch in die Zweige, wo die schönsten Nüsse saßen. Die pflückte er und schlug sie mit einem abgebrochenen Knüttel mit solcher Leichtigkeit ab, daß die Andern kaum so rasch die herunterprasselnden Früchte in ihre Taschen, Mützen und Schnupftücher hineinpracticiren konnten.

Wie die Sache so in vollem Gange ist und keiner von den Knaben mehr daran denkt, bei ihrem schlechten Streiche verrathen zu werden, da fährt mit einemmal um die Ecke des Zauns der große Hofhund des Schusters, derselbe Wasser, den der Kaspar seinen guten Freund genannt, mit lautem Gebell unter die drei Jungen hinein, und gleich nachher hört man hinter der Fliederhecke ein lautes Pfeifen. Die Buben unter dem Baum fahren auseinander, der eine klettert so rasch er kann über den Zaun, der Andere wirft in der Angst, was er von Nüssen schon gesammelt hat, aus den Taschen ins Gras und klemmt sich hinter einen alten Weidenstamm am Wege; der Gemüsekaspar aber, früher der frechste von allen, nimmt jetzt zuerst Reißaus und läuft, ohne sich umzusehen, dem Oberdorfe zu. Der Hund will ihm nachsetzen, aber da ruft vom Felde her hinter dem Fliederbusch eine kräftige Mannsstimme: „Wasser! Ruhig! Komm' her, Wasser!“ Schnell besinnt sich das Thier, steht still, bellt eine Zeitlang dem Laufenden nach und jagt dann wieder zurück hinter den Busch seinem Herrn zu, der ihn gerufen. Diesen Augenblick benutzen nun auch der Joseph und der Heinrich. Was die Beine nur laufen wollen, ergreifen sie das Hasenpanier und rennen davon. Bald waren sie hinter der oberen Ecke des Gäßchens verschwunden.

Andres hatte oben von seinem Ast aus den ganzen Spectakel mit angesehen. Er wunderte sich, wie der Kaspar solche Angst vor dem Hunde haben konnte, mit dem er doch sonst immer so gut Freund war. Freilich war einem Fremden nicht anzurathen, mit dem Thier zu spaßen, denn so gutmüthig es sonst war, so grimmig wurde es, wenn man es reizte oder wenn man es auf Jemand loshetzte.

Es dauerte nicht lange, so kam der Wasser wieder ruhig um die Ecke. Gleich hinter ihm spazierte gemächlichen Schrittes Kaspars Ohm, der Schuh-

macher daher. Er kam von der Kirmeß aus dem Nachbardorf. Dort hatte im Wirthshause ein Bauer mit ihm Streit angefangen. Zwar war die Sache bald wieder ausgeglichen worden, aber dem Meister war doch für heute Abend aller Spaß verdorben, und das war die Ursache, daß er, der sonst immer gern bis in die Nacht bei solchen Festlichkeiten blieb, diesmal es vorgezogen hatte früher heimzukehren.

Eben wollte Andres, der noch immer nichts Schlimmes ahnte, von seinem Ast wieder herunter klettern, als der Hund auch ihn witterte und noch viel wüthender als erst, zu bellen anfing.

Der Meister wurde stutzig. Vorhin, als er vom Feldwege aus das Bellen seines Hundes von weitem gehört, hatte er gedacht, der Wasser habe wieder einmal nach seiner alten Gewohnheit Jagd auf eine Katze gemacht. Er hatte ihn daher auch gleich wieder zurückgerufen, ohne deswegen selbst seine Schritte zu beeilen. Von den drei Nußdieben hatte er hinter dem dichten Fliederbusche nichts gesehen.

Jetzt bemerkte er plötzlich da unten auf dem Boden die Menge heruntergefallener Nüsse, und oben auf dem Baum den Knaben, der noch den Knüttel in der Hand hielt, mit dem er offenbar die Früchte heruntergeschlagen hatte. Was war da natürlicher, als daß er den da oben für den Nußdieb hielt! Sein Aerger wurde um so größer, als ihm einfiel, daß ihm schon vor einigen Wochen gerade die schönsten Aepfel, noch ehe sie reif waren, von den jungen Bäumchen, die zum erstenmal Früchte trugen, bei Nacht gestohlen waren.

Viel Worte bei solcher Gelegenheit zu machen, das war niemals des Schusters Art gewesen.

„Dich wollen wir schon kriegen, du Hallunke!" rief er zum Andres hinauf und drohte ihm mit seinem Knotenstock. Dann schloß er ruhig das Gartenpförtchen in der Nähe auf und trat in den Obstgarten.

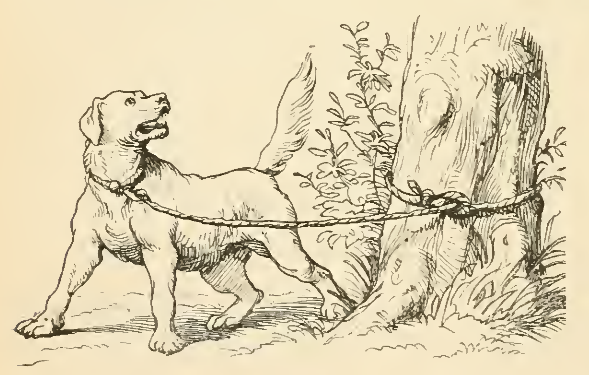
Andres in seiner Unschuld wußte gar nicht, wie ihm geschah. Vom Baum herunter zu steigen, wagte er nicht, denn die drohende Miene des Meisters und die funkelnden Blicke des Hundes versprachen ihm einen schlimmen Empfang da unten. Verlegen stotterte er seine Entschuldigung her. Ohne die Namen seiner Verführer zu nennen, sagte er: der Meister habe ja selbst befohlen, die Nüsse abzunehmen. Der aber hörte gar nicht auf seine Rede, er hätte sie auch vor dem Bellen des Hundes nicht verstehen können.

„Schon gut, mein Junge, schon gut!" brummte er vor sich hin, „diese Nacht soll dir einmal zeigen, wie den Mäusen das Mausen bekommt!" — Dann trat er zum Nußbaum, zog einen langen Strick aus der Tasche, schlang ihn mit einem Ende durch den Ring am Halsbande des Hundes und band

mit größter Seelenruhe das andere Ende des Strickes fest um den Stamm des Nußbaums.

„Paß auf! Wasser,“ sprach er zum Hunde und wies mit dem Finger nach oben. Dann klopfte er sich die kurze Tabakspfeife, die ihm während dieser Execution ausgegangen war, an den nächsten Stämmen aus und schritt langsam und gemächlich durch die dunkeln Baumgänge seinem Wohnhause zu. Bald hörte Andres, wie der Meister seine Hausthüre öffnete und sie laut hinter sich zuschlug, dann wurde Alles still in weiter Runde. Auch der Hund hatte aufgehört zu bellen, der schien es sich jetzt auf seiner Nachtwache möglichst bequem machen zu wollen. Er streckte sich ins Gras, legte den Kopf auf die Vorderpfoten und schielte nur von Zeit zu Zeit mit drohenden Blicken in die Höhe.

Da saß nun der gutmüthige Junge in dem grünen luftigen Käfig und hatte Zeit genug, seine übereilte Leichtgläubigkeit zu bereuen. An Heruntersteigen war nicht zu denken. So wie er sich nur ein wenig auf dem harten Ast bewegte und die Blätter dazu rauschten, fuhr der strenge Wächter wüthend aus dem Grase auf, stemmte beide Vordertatzen gegen den Stamm und zeigte dem Andres knurrend die Zähne. Schon der bloße Gedanke, daß der Schuhmacher ihm etwas Schlechtes habe zutrauen können, war kränkend genug für ihn. Was aber hatte der Mann sonst noch mit ihm vor? Das Geringste, was sich vermuthen ließ, war, daß er ihn die Nacht hier würde sitzen lassen. Das war schon eine traurige Aussicht. Aber nun erst am Morgen, was da? Er machte sich die schrecklichsten Vorstellungen, wenn der Schulze dazu käme, wenn er vor allen Leuten im Dorf am Ende da sitzen müßte wie der ärgste Spitzbube am Pranger. Erst jetzt wurde ihm die ganze Schlechtigkeit und Bosheit des Gemüsekaspar klar; viele Reden desselben, die er früher für reine Wahrheit genommen, erkannte er jetzt als lauter Lug und Trug. Der Gedanke daran brachte ihn gegen den schlechten Jungen in einen solchen Zorn, wie er bisher noch nie in seinem Leben gegen irgend einen Menschen gehabt hatte. „Wenn nur der Wasser den Kaspar tüchtig gefaßt hätte, als er so feige ausriß,“ so dachte er bei sich selber, „da



hätte der Schuhmacher doch wenigstens gesehen, was für einen saubern Neffen er hat, und der feige Lügner wäre doch seiner Strafe nicht entgangen." Der furchtbarste Gedanke aber war ihm der, was sein Pflegevater dazu sagen würde. Der Müller war ein rechtlicher und braver Mann, aber dabei streng und heftig, es war wohl möglich, daß, wenn er erfuhr, Andres habe sich zu solchen Dingen hergegeben, er am Ende den Knaben aus dem Hause verstoßen könnte.

Bei so traurigen Betrachtungen schlich dem armen Jungen die Zeit wie eine Ewigkeit hin. Schon fing es an, recht dunkel zu werden. Der Mond, der bisher hell am Himmel gestanden, wurde von den aufsteigenden Wolken immer mehr verdeckt. Noch hörte man von fern das Singen und Lachen der Leute, die von der Kirmeß heimkehrten. Jetzt kamen auch von Zeit zu Zeit dicht unter seinem Baum einzelne Bewohner des Unterdorfs vorbei, er erkannte den Schmidt, den Schullehrer und manche seiner Schulkameraden. Bei jedem Schritt, den er von neuem hörte, schlug ihm das Herz vor Angst, gesehen zu werden. Sein Sitz war unbequem genug, und doch durft' er sich nicht rühren, sonst wäre der Hund wieder aufgefahren und hätte ihn gleich den Leuten verrathen. Das waren qualvolle Stunden!

Allmälig wurde es stiller und stiller und die Nacht pechschwarz. Die Wolken waren heraufgekommen und ergossen sich in einen dichten Platzregen. Bisher hatten noch viele Lichter in den Häusern des Dorfes gebrannt. Jetzt sah er von seinem hohen Sitze, wie ein Licht nach dem andern verlosch. Nur in der Stube des Schusters brannte noch immer die Lampe und das war sein einziger Hoffnungsstern. Jetzt konnte Andres recht empfinden, wie es den armen kleinen Vögeln in solchem Regen zu Muth sein muß. Sie haben auch ihr Nachtlager in den Zweigen, aber sie sitzen doch weich in ihren Nesterchen und sind den häufigen Regen gewohnt. — Eine Stunde nach der andern verging. Jetzt kam auch noch ein Sturmwind dazu und rüttelte die Aeste des Nußbaums, daß Andres jeden Augenblick fürchten mußte, herunter zu stürzen. Die Glocke am Kirchthurm schlug zehn Uhr und er konnte deutlich hören, wie der Nachtwächter im Oberdorfe die Stunde abrief. Bald mußte der mit seinem Hunde nun auch hier vorbeikommen. Der Gedanke, daß man ihn als Dieb ergreifen könnte, war so schrecklich für ihn, daß er beschloß, einen Versuch zum Entspringen zu machen. Er horchte auf. Der Wasser, ganz vom Regen durchnäßt, schien in seinem Amtseifer etwas abgekühlt. Andres glaubte ihn schnarchen zu hören. Der Augenblick schien günstig. Er wollte leise bis an das äußerste Ende seines Astes klettern, und von dort, wenn auch mit Lebensgefahr, auf die Straße springen. Wachte der Hund dann auch auf, so konnte er ihm doch nicht nachsetzen, er war ja an den Baum festgebunden.

Schon rutschte der Knabe vorwärts auf seinem Aste: zwar rauschten dabei Zweige und Blätter, aber Regen und Wind rauschten noch stärker. Gottlob! der Hund rührte sich nicht, er schien fest zu schlafen. Jetzt brach der Mond wieder durch die Wolken, noch einmal sah Andres sich um, ob er auch den Nachtwächter schon kommen sähe. Da war es ihm, als käme Jemand das Gäßchen herunter. Offenbar war es kein Erwachsener, das war deutlich zu erkennen. Bald ging der Ankommende ein Paar Schritte vorwärts, bald blieb er stehen und sah sich um, endlich aber schlich er nach dem Zaun des Obstgartens hin.

Andres hielt den Athem an, er bog das Laub vor sich zurück, und siehe da: es war der Kaspar. Der hatte bei der Flucht seine Mütze liegen lassen, und seine Jacke, die er vorhin über den Zaun gehängt, war in den Garten gefallen. Damit nun der Schuhmacher diese am Morgen nicht fände und ihm dadurch auf die Schliche käme, mußte Kaspar sie wohl noch jetzt abholen. Außerdem wußte er nicht, was er seinen Eltern sagen sollte, wenn sie danach noch heute gefragt hätten.

Daß der Andres noch immer auf dem Baume saß, das konnte er unmöglich denken. Er suchte und suchte am Zaun herum. Endlich beim Mondlicht sah er, daß der Wind das Wams weit in den Obstgarten fortgeweht hatte; es blieb ihm nichts übrig, als hinüber zu klettern. Das war auch bald geschehen.

Schon hat Kaspar die Jacke gefunden, eben streckt er die Hände danach aus, aber in demselben Augenblick fährt auch der Wasser hinter einem Brombeerbusche hervor mit wüthendem Gebelle. Kaspar, besinnungslos vor Schreck, läuft zuerst dem Zaune zu, da kann er nicht weiter, die Beine versagen ihm den Dienst. Schreiend drückt er sich gegen den Zaun. Der Hund setzt ihm die Vordertatzen gegen die Brust; noch konnte er mit den Zähnen den Knaben nicht fassen, denn der Strick hielt noch eben seinen Kopf eine Spanne weit von dem Leibe desselben entfernt. Um so größer aber wird die Wuth des Thieres. Heulend und zähnefletschend zerrt es an dem Strick, der ihn hält, seine Augen funkeln im Mondlicht, mit den Tatzen zerkratzt es dem Kaspar die Brust und wehe diesem, wenn der Strick zerreißen sollte oder durch das gewaltige Zerren des Hundes locker würde! Gegen den Zaun geklemmt, kann der Knabe an's Fliehen nicht denken. Die Hände hoch erhoben, schreit er in Todesangst um Hülfe.

Da erkennt Andres oben im Baum die Gefahr, in der der Kaspar schwebt. Sogleich vergißt er jeden Groll und die eigene Gefahr. Er will, er muß den Unglücklichen retten. Von Zweig zu Zweig schwingt er sich herunter, bis er mit einem Sprunge die Erde erreicht. Er greift in den Strick, an dem der



Hund zerrt, zieht ihn um den Baum, und hängt sich mit Leibeskräften daran, so daß das Thier, vom Halsbande gewürgt, wohl ein paar Schritte vom Kaspar zurückgezogen wird.

„Jetzt lauf!" schreit er dem Buben zu. Der bekommt wieder Muth, läuft auch blindlings in den Garten hinein, stolpert aber bald über einen Stein und fällt zu Boden. Der Hund sieht es, mit erhöhter Wuth nimmt er einen Anlauf. Der Strick gleitet dem Andres aus der Hand, und der Knoten, mit dem er um den Baum geschlungen war, löst sich durch den heftigen Ruck. Noch einmal faßt Andres in eine zweite Schlinge des Strickes, um das Thier zurückzuhalten, aber unglücklicher Weise verwickelt er sich mit Hand und Fuß darin; durch den Strick zu Boden gerissen, wird er vom Hunde durch den Garten mit fortgeschleift. — Aber der Kaspar hatte sich indeß aufgerafft und war dem Hause des Schusters zugelaufen. Ueber den Zaun zurückzuklettern, hatte er in der Angst nicht gewagt. Das furchtbare Geschrei und das Gebelle des Hundes hatte indeß der Schuster gehört. Schnell ergriff er seine Hundepeitsche und sprang dem Kaspar schon dicht bei der inneren Gartenpforte entgegen. Heulend vor Angst stürzte der Fliehende auf ihn zu, umklammerte ihn und suchte hinter seinem Rücken Schutz. „Er frißt mich! er frißt mich!" Mehr konnte der Knabe nicht herausbringen. Aber indem ist auch schon das wüthende Thier da.

Ein Paar tüchtige Peitschenhiebe über den Kopf und die gewaltige Stimme seines Herrn brachten den Hund schnell zur Besinnung, winselnd duckte er sich auf den Boden nieder. Aber die Nachbarn waren auf den Lärm herbeigelaufen, bald erschien auch der Nachtwächter mit seiner Laterne. Man leuchtete dem Kaspar in's Gesicht, und der Schuhmacher war nicht wenig erstaunt, seinen eigenen Neffen zu erkennen. „Also du bist der Nußdieb?" fuhr er ihn an. „Aber bin ich denn betrunken? Erst hab' ich doch den Andres auf dem Baum gesehen!" Der Kaspar konnte kein Wort hervorbringen.

„Aber da liegt ja noch Einer im Grase!" rief der Nachbar. „Licht her! flink! flink! — der scheint ja todt zu sein. — Der ist ja an dem Strick von dem Hunde festgebunden," rief ein Anderer. „Rasch ein Messer her, daß man ihn losschneiden kann!"

Alles lief dahin und man sah den Andres mit Blut und Schmutz bedeckt im Grase liegen; er regte sich nicht. Bei näherer Besichtigung hatte er eine große Wunde am Kopf. Er war nämlich, indem der Hund ihn fortgeschleift hatte, gegen einen Stein geschleudert worden und dadurch hatte er die Wunde erhalten.

„Das ist Müllers Andres!" — „Um Gotteswillen, wie ist das gekommen?"



— „Der arme Junge!" — „Solch' braves Kind!" So schrie Alles durcheinander, aber der Schuhmacher drängte sich durch die andern, riß dem nächsten Weibe, das bei ihm stand, das Taschentuch aus der Hand, kniete nieder und verband dem Knaben die Wunde.

Der Kaspar wagte erst gar nicht hinzusehen, doch konnte er sich denken, wie das Alles so gekommen war. Endlich faßte er sich ein Herz und sah hin. Als er aber das blutige, mit nasser Erde bedeckte Gesicht seines Retters erblickte, und eine innere Stimme ihm zurief, daß er Schuld sei an dessen Tode, da schauderte er zusammen. Reuevoll warf er sich über den leblosen Körper hin, weinte und schluchzte und rief: „Andres! Andres! bleib' leben! Um Gotteswillen, bleib' leben, damit ich dir abbitten kann!“ Aber Andres rührte sich nicht.

„O Gott im Himmel! Er ist todt und ich bin schuld daran, ich bin ein Lügner, ich bin ein nichtsnutziger Dieb! Ich kann nicht länger leben, ich muß zu ihm, ich muß ihm abbitten!“ so jammerte der Kaspar und gestand auf näheres Befragen Alles ein, wie es sich zugetragen.

„Fort mit dir!“ rief der Schuster und stieß den Kaspar von seiner Seite. „Nachtwächter, nimm den nichtsnutzigen Jungen mit dir, und ihr Nachbarn, helft mir den Andres in mein Haus tragen.“

In der Stube angekommen, suchte man den Leblosen wieder zu sich zu bringen. Bald gelang es auch. Es war nur eine leichte Ohnmacht gewesen, die ihn eine Zeit lang betäubt gemacht hatte. Auch die Kopfwunde war unbedeutend und lange nicht so tief, als man Anfangs geglaubt hatte. Schon frisches Wasser allein reichte hin, den Knaben bald wieder gesund zu machen.

„Ist der Gemüsekaspar denn auch wirklich nicht vom Hunde gebissen worden?“ Das waren die ersten Worte, die Andres sprach, als er zur Besinnung gekommen war. Man sagte ihm, er sei unbeschädigt, er habe Alles eingestanden und werde morgen den Lohn für seine schlechten Streiche schon empfangen.

Da bat Andres so innig, man möge ihm doch den einzigen Gefallen thun und dem Kaspar die Strafe erlassen. Er meinte, die Todesangst, die dieser erlitten, als der Hund ihn anfiel, sei doch wohl Strafe genug für sein Vergehen.

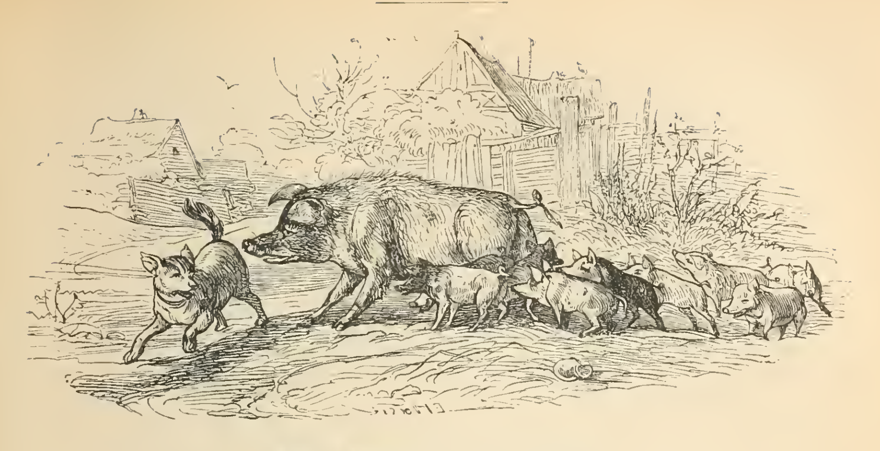
Gern erfüllte man die Bitte des gutmüthigen Knaben und ließ den Buben für diesmal frei. Auch der Joseph und Heinrich kamen noch auf die Fürsprache des Verwundeten mit leichten Strafen davon. Andres selbst aber nahm das Erlebte sich zur Warnung. Von jener Zeit an traute er keinen Schmeicheleien mehr, und ließ sich nie wieder wie früher zu schlechten Dingen mißbrauchen. Aber bei alledem blieb er gefällig und freundlich gegen Jedermann, und war er einmal überzeugt, daß die Sache, zu der man ihn aufforderte, eine gute und gerechte sei, so war er der Erste, wenn es galt zu handeln und Andern beizustehen.



Die Hirsche im Wildgarten.

Wie schön ist hier das Waldgehege,
Die hohen Tannen, der grüne Plan!
Das kann euch, Hirschen, wohl behagen,
Und doch sieht man es euch nicht an.
Man giebt euch Heu dort in der Krippe,
Im Winter selbst ein warmes Haus;
Bequem könnt ihr spazieren gehen,
Und doch seht ihr so traurig aus!

„Was soll uns das Haus und die Krippe voll Heu!
„Wir sind ja gefangen, die Lust ist vorbei.
„Wie setzten wir sonst durch Feld und Gestripp!
„Durch den brausenden Strom, über Stein und Geklipp!
„Oft warfen dem Tod wir entgegen die Brust.
„Jetzt geh'n wir spazieren. — Vorbei ist die Lust!“ —



Der Hund und die Sau.

„Hör' einmal, liebwerthſte Sau!
„Wenn ich's mir ſo recht beſchau',
„Muß ich geſteh'n, daß mich's verdrießt,
„Wie du deine Kinder erziehſt.
„Mitten im Schmutz, Tag aus, Tag ein
„Liegen ſie da, als müßt' es ſein,
„Schrei'n und quieken und grunzen und ſchmatzen
„Daß einem faſt die Ohren platzen,
„Lernen nicht jagen, nicht hüten, nicht wachen,
„Freſſen die unappetitlichſten Sachen;
„Wär's nicht traurig, man könnt' d'rüber lachen.
„Hör', Frau Sau, nimm dich in Acht!
„Deine Kinder, eh' du's gedacht,
„Werden — ich ſprech', wie ich es meine —
„Wenn's ſo fortgeht, rechte Schweine!" —

Kaum hat ſo der Hund geſprochen,
Fährt die Sau ihn wüthend an.
Und was hat er denn gethan?
Wahrheit hat der Hund geſprochen,
Ja, die hört nicht Jeder an!



Nur nicht verzagt!

Da ist nun der Mai!
Da grünen die Felder,
Die Gärten, die Wälder,
Da rauschen die Quellen
Da singen und springen
Die Vögel herbei,
Da laufen die Kinder,
Die Mädchen, die Buben
Aus Kammern und Stuben
Hinaus, hinaus aus dem engen Haus! —

Ein einzig Thierlein dort,
Wie sehr es auch sich strecke,
Kann nicht vom Hause fort,
Es ist die arme Schnecke. —
Ob sie deshalb sich schämt?
Wohl gar darum sich grämt?
O nein, sie denkt mit Lachen:
Es wird sich doch noch machen!
Sie denkt sich's so und so
Und endlich ruft sie froh:
„Ja ja, so wird sich's schicken:
„Ich nehm' mein Haus auf den Rücken!“ —
Und richtig, es geht,
Und die Schnecke, seht,
Kann nun mit allen Andern
Vergnügt in den Frühling wandern!



Abends im Walde.

Da unten am Bach im Waldesgrund,
Da ging ich gestern zur Abendstund'
Erdbeeren zu suchen ganz allein,
Die Sonne schien so warm hinein.
Da standen Blumen die Hüll' und Füll'
Und Schmetterlinge flogen und sogen;
Da war ringsum der Wald so still,
Und Rehe kamen angezogen,
Und tranken dort, und die Wellen im Bach
Die liefen so lustig einander nach
Und blitzten recht in den Abendstrahlen.
Das war so prächtig, so wunderschön,
Ich konnt' mich gar nicht satt d'ran seh'n:
Ach wär' ich ein Maler, das möcht' ich malen!



Die Burg.

1.

Seh' ich Trümmer ragen
Hoch am Felsenrand,
Träum' ich von den Tagen,
Wo die Burg hier stand.

2.

Wo die Thürme stiegen
In die Luft so schlank,
Wo auf hohen Stiegen
Klirrt' der Waffen Klang.

3.

Wo die Hörner schallten
Zu der lust'gen Jagd,
Wo die Fahnen wallten
Zu der wilden Schlacht.

4.

Männer sah man streiten
Hier mit Heldenmuth,
Wilde, rauhe Zeiten
Tobten hier in Wuth.

5.

Mag der Wind verwehen
Was die Zeit entrafft!
Eines soll bestehen:
Deutsche Heldenkraft!



Das Dorf.

1.

Steht ein Kirchlein im Dorf,
Geht der Weg d'ran vorbei,
Und die Hühner die machen
Am Weg ein Geschrei.

2.

Und die Tauben, die flattern
Da oben am Dach,
Und die Enten, die schnattern
Da unten am Bach.

3.

Auf der Brück' steht ein Junge
Der singt, daß es schallt,
Kommt ein Wagen gefahren,
Der Fuhrmann der knallt.

4.

Und der Wagen voll Heu
Der kommt von der Wiese,
Und oben darauf
Sitzt der Hans und die Liese.

5.

Die jodeln und juchzen
Und lachen alle Beid',
Und das klingt durch den Abend,
Es ist eine Freud'!

6.

Und dem König sein Thron
Der ist prächtig und weich,
Doch im Heu da zu sitzen
Dem kommt doch nichts gleich!

7.

Und wär' ich der König:
Gleich wär' ich dabei
Und nähme zum Thron mir
Einen Wagen voll Heu.

Rübezahls Mittagstisch.

Ein Märchen.

Ihr werdet schon manche Streiche von dem Berggeist im Riesengebirge gehört haben, ihr habt auch gewiß erfahren, daß er Jedem, der ihn mit dem Spottnamen „Rübezahl" benannte, einen tüchtigen Schabernack anthat. Einen Streich aber, den der Berggeist vor nicht gar langer Zeit gespielt hat, kennt ihr noch nicht, das weiß ich, und darum will ich ihn euch erzählen.

1.



Es war einmal ein schöner warmer Frühlingsmorgen, als aus dem Städtchen Hirschberg eine große Gesellschaft Herren, Damen und Kinder eine Lustpartie zu Wagen durch das Riesengebirge machte. Man hatte beschlossen, wo die Straße es zuließ, zu fahren, wo das unmöglich war, zu Fuße zu gehen. Früh um sechs Uhr hatte man sich auf den Weg gemacht und hielt jetzt, — es mochte neun Uhr Morgens sein — am Fuß einer Waldhöhe still, um zu einer schönen Bergumsicht zu gelangen.

Einer von der Gesellschaft, ein Student, hatte sich zum Führer angeboten. „Ich kenne hier jeden Weg und Steg, jeden Strauch und Stein," sagte er, „Sie glauben es gar nicht, was ich für einen merkwürdigen Ortssinn habe. Sie können sich darauf verlassen, wo ich nur einmal in meinem Leben gewesen bin, da will ich mich nach zehn Jahren, trotz aller alten und neuen Nebenwege, fast im Schlaf zurecht finden. Und wenn Sie den Rübezahl selbst als Führer annehmen wollten, der könnte Sie nicht so führen, wie ich!"

Einige Damen hatten aber nicht so rechtes Vertrauen zu seiner Führung,

sie meinten: es wäre doch ängstlich, wenn man nachher den Weg verfehlte, besonders da man gar keinen Mundvorrath mitgenommen hätte.

„Gut, so wollen wir den Berggeist rufen," sagte der Student etwas empfindlich. „Rübezahl! alter Rübezahl!" rief er in die Berge hinein. „Komm' und führ' uns!" — Alles war still ringsum, nur eine Elster auf dem nächsten Eichenbaum schnatterte, daß es wie Lachen klang und eine runde weiße Wolke guckte wie neugierig über die Berge herüber.

„Sehen Sie, der Rübezahl will nicht kommen; da müssen Sie mich schon als Führer behalten," sagte der junge Mann.

„Aber wie lange haben wir zu gehen?" fragte eine alte Dame. „Meine Kinder werden leicht müde."

„Nur eine kleine halbe Stunde," antwortete der Student, „dann haben wir die Höhe erreicht. Sie werden sehen: eine Aussicht ist da, himmlisch, göttlich. Da überblicken Sie das ganze Riesengebirge in seiner weitesten Ausdehnung, die Schneekoppe, Heuscheuer; alles in vollster Pracht. Und nun gar die Nähe! Unten im Grunde ein paar Dutzend Dörfer. Von den schwarzen Tannenwäldern steigen Rauchsäulen aus den Kohlenmeilern blau in die Luft, dazu von allen Seiten Glockenklingen, Kuhgeläute, Hundegebell und Hirtengesang. Und nun erst das Echo da oben! Nirgends in der weiten Welt ist ein Echo zu finden, das die schwierigsten Wörter mit solcher Leichtigkeit nachspricht. Z. B. das berühmte Wort: „Sechs und sechzig sächsische Schuhzwecken" ruft es sechsmal hintereinander zurück, wenn man es ihm nur deutlich vorgesprochen."

„Singt es denn auch wohl!" fragte ein pfiffiges, kleines Mädchen.

„Nein, singen thut es so recht eigentlich nicht," erwiderte der Student, „aber wenn man den Jäger-Chor aus dem Freischütz da oben anstimmt, so ist der Widerhall gerade so, als wenn ein ganzer Chor von Waldhörnern geblasen würde, und wenn ich meine Pistole in die Berge hinein abfeure, so giebt das ein Krachen, als ob von jeder Bergspitze ein Donnerwetter ins Thal hineinführe."

„Da wollen wir denn doch lieber nicht schießen," sagte die alte Dame und ihre Kinder machten schon jetzt so weinerliche Gesichter, als sollten sie beim bloßen Gedanken an den Schuß umfallen. Man kannte zwar den Studenten als einen Erzaufschneider und Windbeutel, aber da er in Breslau studirte und während der letzten Zeit viel im Gebirge umhergestreift war, so vertraute man sich in Ermangelung eines andern Führers seiner Leitung. Der Fußsteg, den er der Gesellschaft zeigte, schien bequem und schattig, man hoffte in anderthalb Stunden wieder zurück bei den Wagen zu sein; dazu war die Luft schön und warm, man ließ daher Mäntel und Schirme zurück und trat den Spaziergang an.

Vorauf schritt natürlich der Herr Studiosus. An seinen Stock hatte er einen Eichenzweig gebunden, den er als Fahne hoch in die Luft schwenkte.



Die übrige Gesellschaft, etwa dreißig Personen an der Zahl, mußten einer hinter dem andern ziehen; das sah zwischen den dunkeln grünen Büschen, zumal da, wo der Weg sich schlängelte, gar bunt und lustig aus. Die jungen Männer und Mädchen sangen allerlei Lieder, die Kinder, bald voran, bald wieder mitten unter den Andern, stimmten in die Melodien mit ein, suchten Blumen am Wege und liefen den Schmetterlingen nach. Die älteren Herren, ihre Cigarren im Munde, führten gelehrte Gespräche und zuletzt kamen die Frauen; ihrer seidenen Kleider wegen mußten sie sehr vorsichtig gehen. Sie waren gleich anfangs etwas verstimmt, denn der redselige Führer machte ihnen viel zu rasche Schritte. Auf ihre Bitten, seinen Eifer zu mäßigen, hörte er gar nicht.

Trotzdem ging es sich im Anfange ganz hübsch auf dem anmuthigen Wege. Rechts zog sich ein junger Tannenwald, mit leichten Birken dazwischen, den Berg in die Höhe; links rauschte unter Erlen ein geschwätziger Bach über farbige Kiesel, bald dunkel beschattet, bald mit den glänzenden Sonnenstrahlen spielend, die auf seinen Wellen wie lichte Flämmchen zitterten. Auch sah man hier und da auf ein freundliches Wiesenthal herunter, da stand das Heu in runden Haufen aufgeschüttet, und der frische Duft davon wurde von einem leichten Winde heraufgeweht.

„Nun, meine Herrschaften?" rief der junge Mann an der Spitze des Zuges, „was sagen Sie, versteh' ich es nicht, Sie zu führen?"

„Reizend! Ganz reizend!" riefen die jungen Mädchen.

„Entzückend schön!" rief eine Dame, sah aber dabei sehr ärgerlich nach dem Saum ihres seidenen Kleides, worin sie sich eben ein großes Loch gerissen.

„Nur weiter! nur weiter mein Lieber!" eiferte ein alter dicker Herr mit rothem Gesichte. „Je länger hier, je später kommen wir zum Frühstück wieder hinunter und ich habe gewaltigen Hunger und Durst."

Die bunte Reihe der Gesellschaft zog nun in die tieferen Schatten eines dunkeln Tannenwaldes hinein.

Bald fing die Sache an, etwas unangenehm zu werden. Der Weg war voll häßlicher spitzer Steine, dazwischen Pfützen und Schlamm. Von den Bäumen hingen an vielen Stellen dürre Zweige, mit weißem Moos bewachsen, tief herunter und hinderten die Gehenden. Schwarze nackte Schnecken schleiften sich an der Erde fort.

„Das sind schlimme Wetterpropheten,“ rief Einer in der Gesellschaft. „Ich fürchte, wir bekommen heute noch Regen!“

„Ich glaub's auch,“ sagte der dicke Herr. „Da unten in dem Dorfe hört man deutlich alle Hähne krähen!“

„Ach unsere Schirme! Wenn wir nur erst wieder zurück wären!“ seufzten die Andern.

Plötzlich schrie ein junges Mädchen laut auf: „Ums Himmels willen! Nehmt mir die gräuliche Spinne ab, die mir da auf dem Halse herumkriecht!“

„Das wird ja immer fürchterlicher!“ jammerten die älteren Damen, „lauter Spinneweben; man wird ganz davon eingewickelt!“ — „Ach die Wespen! die abscheulichen Mücken!“ schrieen die Kinder und dabei schlugen sie rechts und links mit den Händen um sich.

„Sind wir denn nicht bald oben?“ seufzte bald hier bald dort Einer.

„Gleich! gleich! — Nur noch um jene Ecke, da wird die Aussicht schon freier und in einer Minute sind wir oben!“ Das war die stehende Antwort des Studenten auf die immer dringender werdenden Fragen und Klagen. Aber der Weg wurde böser, der Student wurde einsilbiger und zuletzt ging die ganze Schaar stumm und still hinter ihm her.

Jetzt gelangte man zu einem Punkt, wo vier Wege nach allen Himmelsgegenden führten, einer steiniger wie der andere, statt der Blumen wuchsen da nur Disteln und Dornen.

Der Student stand still und sah sich um. Alles machte hinter ihm Halt.

„Meine Herrschaften,“ rief er nach einer Pause, „ich glaube fast, wir haben den rechten Weg verfehlt!“

„Nein, das ist abscheulich!“ riefen die Damen, „das ist unmöglich!“ Die Herren aber brummten oder verhöhnten den weisen Herrn Führer, der erst so groß gethan hatte.

„Aber mein Himmel!“ rief dieser, „daran sind Sie alle Schuld, mit Ihrem ewigen Jammern und Seufzen haben Sie mich ganz confus gemacht.“

„Umkehren!“ riefen Einige, „vorwärts!“ die Andern, und nun wurde hin und her gestritten, was zu thun sei; auf den Studenten ward gar nicht mehr gehört, die bittersten Vorwürfe mußte er ruhig hinnehmen.

Zu dem Aerger und Zank kam jetzt auch noch ein tüchtiger Regenschauer,



der Alles in die größte Aufregung brachte. Man drängte, man stieß sich hin und her, und je mehr man sich drängte und stieß, desto öfter blieb hier ein Kleid an den Dornen hängen, dort ein Schuh im Schlamm stecken; die Kinder weinten, die Aeltern beriefen sie und bei alle dem kam man nicht vom Fleck und zu keinem Entschluß.

Endlich hörte man durch den Lärm aus einiger Entfernung Hundegebell. Man horchte auf und einigte sich darüber, man wolle nach der Richtung, wo der Schall hergekommen war, in den Wald hineingehen, da hoffte man doch zuletzt einen Menschen anzutreffen, der die Gesellschaft auf dem nächsten Weg zu den zurückgelassenen Wagen bringen könnte. In dem Getümmel hatte man selbst den Pfad verloren, auf dem man hergekommen war.

Man schritt wieder vorwärts, aber das Hundegebell schien immer in derselben Entfernung zu bleiben. Bald brannte die Sonne, bald kamen neue Regenschauer, und dabei ging es fort und fort durch dichten Tannenwald; das Nadelholz gewährte gerade kein besonderes Schutzdach gegen den Regen. Schon ermüdeten die kleineren Kinder und mußten abwechselnd getragen werden, die Kleider der Frauen waren gänzlich durchnäßt und mit Schmutz bedeckt; den Männern tropfte der Regen von den Hüten und zu allen den Plagen gesellte sich noch Hunger und Durst.

2.

So war man im Ganzen drei Stunden lang fortgewandert, als der Wald sich endlich lichtete. Bald befand man sich in einem kleinen Thalkessel, rings von Klippen und Gestripp umschlossen. An der einen Seite einer Bergwand lehnte ein ärmliches Häuschen hinter hohen Fliedersträuchern, ihm gegenüber ragte ein Felsblock gleich einem mächtigen Steintisch aus der Erde.



Knorrige Wurzeln, mit weichem Moose wie mit Sammetpolstern bedeckt, umgaben diesen Stein im Halbkreise, uralte Buchen breiteten ihr schattiges Laubdach darüber hin. Sonst war der ganze übrige Raum des Thales zu einem Gemüsegarten benutzt. Auf saubern Erdrücken standen in zierlichen Reihen Kohlpflanzen, Rüben und Gemüse aller Art. Auch schien es hier gar nicht geregnet zu haben, die Sonne lachte freundlich und mild über die Beete hin, aber in den Buchenschatten wehte ein erquickender Wind.

Die Gesellschaft brach in einen Ruf der Freude aus, als sie aus dem Dickicht heraustrat, und obgleich die meisten eben noch vor Müdigkeit kaum gehen konnten, stürzte jetzt Alles jubelnd den Moosbänken zu und streckte die müden Glieder nach Herzenslust auf den bequemen Sitzen.

Erst jetzt entdeckte man das Strohdach hinter den Fliederbüschen. Einige Herren wollten hinlaufen, um die Bewohner des Hauses nach dem Wege zu fragen und um etwas Brod und Milch zu bitten. Aber der Student kam ihnen zuvor. Der Länge nach ins Gras gestreckt, rief er mit lauter Stimme: „Rübezahl! erschein' und deck' uns den Tisch!"

Auf den Ruf hörte man im Hause einen Hund bellen und gleich darauf öffnete ein alter kräftiger Holzbauer mit plumpen Gesichtszügen die Thür. Beim Anblick der Gäste zog er mit gutmüthigem Schmunzeln seine Pelzkappe.

„Was beliebt, meine Herrschaften?" fragte er.

Im Anfang war die Gesellschaft doch etwas erschrocken, als der Mann fast gleich nach dem Ruf „Rübezahl" vor sie hintrat. Seine Freundlichkeit erweckte aber bald Zutrauen.

Zuerst erkundigte man sich nach dem Wege und wo man denn eigentlich

sei. Zur größten Freude Aller berichtete der Bauer, daß sie sich nicht gar so weit von dem Punkte befänden, wo sie hin wollten. Der großen Müdigkeit wegen beschloß man doch noch eine Stunde hier zu ruhen.

„Unbeständig Wetter heute und garstiger Weg!“ sprach der Alte. „Euer Gnaden werden hungrig sein, ich kann mir's schon denken. Vielleicht kann ich mit was recht Schmackhaftem aufwarten. Wie Sie sehen, hab' ich hier ein vortrefflich Gemüse, wenn's gefällig.“ — „Nu Alter! Was habt Ihr denn?“ fragte der dicke Herr mit dem rothen Gesicht, „es wird nicht viel Gescheidtes sein, vielleicht Brennnesseln und Huflattich oder sonst so etwas Gut's, he?“

Der Bauer runzelte die Stirn. „Nu, nu!“ sprach er, „so übel, wie der Herr davon denkt, ist es just auch nicht. Die Herrschaften aus der ganzen Umgegend beehren mich oft mit ihrem Besuch, um meine Rüben und Kartoffeln zu essen.“

„Die Herrschaften aus der Umgegend,“ witzelte der Student, „die Euer Gemüse so schön finden, das sind wohl die Ochsen und Schafe da unten aus den Dörfern oder die Esel aus der Mühle. Nicht wahr, Alter?“

„Kann sein, daß auch so einer hier einmal herkommt,“ antwortete der Bauer mit trockner Miene und ließ sich in seiner Ruhe nicht stören. „Eben heute erwartete ich eine Gesellschaft aus Warmbrunn, es hat aber da unten geregnet und da werden sie wohl ausbleiben. Wenn sonst Euer Gnaden befehlen, eine Schüssel ist bereits angerichtet, ich brauch' sie nur herzubringen.“

„Immer zu!“ riefen die Herren. „Bringt Eure sieben Sachen herbei!“ Die Kinder aber verzogen die Gesichter bei dem Gedanken, daß das Gemüse so schmutzig aussehen würde wie das Haus des Wirths.

Der Mann ging in die Hütte zurück und kam bald darauf wieder heraus mit einer großmächtigen verdeckten Schaale, die stellte er mitten auf den Steinblock vor den dicken Herrn hin. Ihm folgten sechs Knaben, wahrscheinlich seine Kinder. Es waren kleine dickköpfige Buben mit alten braunen Gesichtern und strohblondem Haar. Sie brachten Salz und Pfeffer, reichten alte Scherben von Tellern herum und legten Löffel und Messer daneben; freilich war das Tischgeräthe so rostig und verbogen, schwarz und zerbrochen, daß man oft kaum noch daran die ursprüngliche Form des Geräthes erkennen konnte.

„Ihr seid ja allerliebste Engel,“ rief der Student und kneipte den ersten Jungen in die Backen. „Ist das Silber oder Gold, wovon die Raritäten da sind, die Ihr uns bringt?“

Die Jungen grinsten ihn an und sprachen kein Wort.

„Packt Euch, Ihr Jungens!“ rief der alte Bauer. „Und rechten guten Appetit, Euer Gnaden!“



Damit empfahl er sich und ging in sein Haus zurück. Die Jungen liefen mit wunderlichen täppischen Geberden ihm nach in die Hütte und warfen die Thüre hinter sich zu.

„Nun bin ich doch neugierig," sprach der dicke Herr mit spöttischem Lächeln, „was für seltsame naturgeschichtliche Produkte wir dazu sehen bekommen werden." Dabei putzte er seine Brille mit dem seidenen Schnupftuche ab.

„Heben Sie doch nur den Deckel von der Terrine!" riefen ihm die Andern zu, „es wird doch immer noch zu essen sein!"

Der dicke Herr setzte die Brille auf, faßte den Knopf am Deckel der Terrine und wollte ihn aufheben, aber — der Deckel saß fest.

„Das müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich nicht auf den ersten Ruck den Deckel losbekäme," rief der Student und drängte sich an die Terrine. Er schob und schob und rüttelte — der Deckel saß fest. „Aber jetzt passen sie auf, jetzt muß es gehen," rief er ganz roth vor Eifer. „Eins — — zwei — und — drei!"

Die Hand glitt ihm vom Knopf ab und schlug mit solcher Gewalt ihm an die Nase, daß sie zu bluten anfing, aber der Deckel rührte sich nicht.

Auch Andere versuchten noch ihre Geschicklichkeit daran, Alles war vergebens. Man rief nach dem Wirth, aber keine Antwort erfolgte. Im Hause blieb es mäuschenstill.

„Die Faullenzer halten da drinnen wahrscheinlich ihre Mittagsruhe und

liegen auf der Bärenhaut," rief der Student, „die wollen wir bald aus dem Schlaf wecken! Passen sie auf!"

Schnell holte er sein Terzerol aus der Tasche und lud es, trotzdem daß die Damen ihn flehentlich baten, nicht zu schießen. Einige von den dümmsten Kindern hielten sich sogar die Ohren zu und fingen an zu weinen.

„Rübezahl!" rief der Student, „öffne den Deckel!" — Er schoß in die Luft, — da krachte als Echo ein furchtbarer Donner von allen Bergen herunter in das Thal und schien noch lange im Innern der Erde nachzurollen. Zugleich flog der Deckel der Terrine hoch in die Luft, stieß oben gegen einen Buchenast und fiel in Scherben auf den Felsblock herunter.

In demselben Augenblick ertönte in den Felsen ein Chorgesang. Unsichtbare Stimmen sangen den Jägerchor aus dem Freischütz und aus weiter Ferne klang das Echo herüber, als würden viele Waldhörner geblasen.

Vor Schreck fast versteinert saß die Gesellschaft auf ihren Moosbänken da und rührte und regte sich nicht. Aller Augen richteten sich auf die wunderbare Terrine. Da sah man Kartoffeln und Rüben, schwarze Rettige und Radieschen, Gurken und Zwiebeln bunt durch einander darin liegen -- aber alles war roh und ungekocht, mit Haut und Blättern und Fasern daran, wie es eben aus der Erde herausgezogen.

3.



er Erste, der das Schweigen brach, war der dicke Herr. „Das ist ja eine riesenmäßige Kartoffel, die da oben drauf liegt," sprach er, „solch' Exemplar hab' ich noch in keinem Buche der Kochkunst beschrieben oder abgebildet gesehen!" Eben langte er mit der Gabel nach der Kartoffel hinein, als sich diese hoch aufrichtete und ihm ein fürchterliches Gesicht schnitt. Der dicke Herr ließ vor Angst die Gabel fallen und fuhr, so weit er konnte, auf seinem Sitze zurück.

Aber nicht bloß die eine Erdfrucht, nein! alles Uebrige in der Terrine wurde lebendig. An dem Gemüse keimten die Wurzeln und Fasern heraus und wurden Arme und Beine. Alle die verschiedenen Knollen und Warzen, die an den Kartoffeln zu sehen, schwollen an und wurden Augen, Nasen, Backen

und Lippen. So sprangen sie eine nach der andern auf den Rand der Terrine und von da auf den steinernen Felsentisch. Ihnen folgten die schwarzen Rettige als kleine dunkle Kerlchen mit dünnen Beinchen, die Gurken und Zwiebeln als Weiberchen, die Radieschen als Kinder. Bald waren sie alle aus der Terrine herausgehüpft und krabbelten lustig auf dem Felsblock herum.

Von Neuem erklang der wunderbare Gesang in der Luft, da sproßten und wuchsen auf dem Steintische Moos und Gras, Farrenkräuter und Blümchen zusehends auf und bildeten für das kleine närrische Volk einen allerliebsten Wald und Garten mit schattigen Bäumchen. Die wunderbaren Leutchen schienen sich



darunter ganz behaglich zu fühlen, sie thaten gerade wie große Menschen, sie begrüßten einander, wie alte Bekannte, unterhielten sich über das schöne Wetter, über die Gegend und über allerlei Lustbarkeiten, die sie sich machen wollten und benahmen sich so fein und anständig wie die gebildetsten Personen. Nun flogen auch noch aus der Luft Käfer, Fliegen und Mücken in den eben gewachsenen Garten hinein, setzten sich da auf Zweige und Aestchen und sangen den Kleinen ihre Lieder vor, wie die Vögel es den Menschen zu thun pflegen, und die

Kartoffelherren, die Rübendamen und die Radieskinderchen hörten ihnen mit Wohlgefallen zu.

Die große wirkliche Menschengesellschaft war vor Verwunderung ganz verstummt, man sah und horchte nur und vergaß darüber Hunger und Durst und Müdigkeit. Es war aber auch gar zu lustig anzusehen, was die kleine Welt da unten Alles trieb.



Die Kartoffel- und Rettigmännchen hatten sich von den andern abgesondert und nach einer Seite des Steintisches hin zurückgezogen. Von einem Haufen dürrer Fichtennadeln, der da lag, nahm jeder eine auf und steckte sie in den Mund. An einem Glühwürmchen, das dicht dabei in einem dunkeln Loche leuchtete, zündeten sie ihre Fichtennadeln an und rauchten sie mit großem Wohlbehagen, als wären es die feinsten Cigarren von der Welt. Einige von ihnen nahmen das große Blumenblatt einer wilden Rose in die Hände und studirten darin, als wär' es eine Zeitung. Die andern setzten sich je vier und vier unter den Schatten eines Farrenblattes; ein junger Rettig brachte ganze Packete von Schlehdornblättchen herbei, die wurden vertheilt und damit Karten gespielt, wie man es in unsern Gesellschaften zu thun pflegt. Von Zeit zu Zeit kam dann auch wohl ein Radieschen herbeigetrippelt und reichte in Blüthenkelchen Pflanzensaft herum, das war der Wein, den die kleinen Spieler tranken.

Auf der andern Seite des Felsblockes versammelte sich dagegen eine allerliebste kleine Damengesellschaft. Die Wirthin, das war eine schöne rothe Möhre mit ihren zwei jungen Töchtern, einem gelben und einem weißen Rübchen. Der

Kopfputz der drei Dämchen war besonders zierlich, feine Rübenblättchen hingen als Schleier ihnen über die Schulter herunter. — Nun kamen allmälig die andern Kaffeegäste. Zuerst eine große dicke saure Gurke mit sechs schlanken



Pfeffergurken, das waren ihre Töchter, dann drei Zwiebelschwestern, die waren elegant gekleidet in roth und gelb schillernden Kleidern, sie hatten einen Steifrock über den andern angezogen und auf dem Kopfe grüne Federn; das sah sehr stolz und vornehm aus. Darauf erschienen Schwarzwurzeln und Zuckerwurzeln und Rübenfamilien aller Art und mit ihnen eine ganze Schaar rothbäckiger Kinder, frische junge Radieschen mit weißen Strümpfchen und Schuhen.



Nach vielen Knixen und Begrüßungen setzte sich die Damengesellschaft unter eine hübsche dunkle Mooslaube. Da stand das Kaffeegeschirr in Bereitschaft, so fein wie die Kaiserin von China und die Kronprinzessin von Japan es nicht feiner haben kann. Rothe und weiße Fingerhutblüthen stellten die Kaffeekannen vor, Maiglöckchen die Täßchen, und die Unterschälchen das waren Erdbeerblüthen.

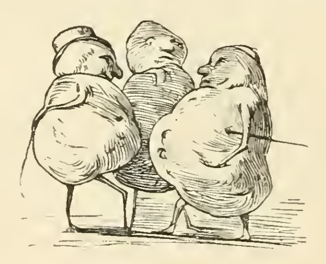
Nun holten die kleinen Dämchen auch ihre weiblichen Arbeiten hervor. Mit blanken Dornen häkelten und strickten sie aus Spinneweben Strümpfchen und Kinderhäubchen, die Arbeiten gingen von Hand zu Hand und wurden viel gelobt und bewundert. Ueberhaupt war die Unterhaltung der Gemüsegesellschaft im Anfange so artig, daß es eine Lust anzuhören war. Besonders machten die Zuckerwurzeln ungemein höfliche süße Redensarten, und die Zwiebelschwestern machten ihre Witze dazu, die allgemein belacht wurden. Aber das hielt leider nicht



lange vor. Man fing bald an einander zu necken und sich allerlei übel zu nehmen. Die Zwiebeln wurden scharf und beißend, die Peffergurken bitter, die große Gurkenmadam machte immer saurere Gesichter und die rothen Rüben wurden vor Aerger darüber noch viel röther, als sie es schon von Natur waren. Am empfindlichsten waren die sanften zarten Zuckerwurzeln; ihnen trat sogar bei den beißenden Witzen der Zwiebel das Wasser in die Augen.

Auch auf der andern Seite des Felsblockes waren indessen die Herren Kartoffeln bei ihrem Spiel in Zank und Streit gerathen. Ueber den Aerger gingen ihre Fichtencigarren alle Augenblicke aus, das Glühwürmchen hatte viel zu thun, um sie immer wieder von neuem anzuzünden. Höchst wunderlich war es anzusehen, wie die verschiedenen Leidenschaften sich in den verschiedenen Kartoffelgesichtern äußerten. Neid, Habsucht







und Schadenfreude trieben große Beulen in den schon von Natur nicht schönen Zügen der dickköpfigen Leutchen bald hier bald da heraus, manchen platzte sogar vor Aerger die Haut. Der dickste Kartoffelherr schnupfte im Zorn fortwährend Pfeffer aus dem Salz- und Pfefferfasse, welches zufällig neben ihm stand und zuletzt warf ein langer Rettig das Kartenspiel, das er in den Händen hatte, ärgerlich auf den Tisch, so daß alle die zwei und funfzig Blättchen lustig vom Winde durch die Luft geweht wurden.







Unterdessen hatten die rothbäckigen Kinderchen, die Radieschen, in einem Haidekrautwalde Blinde-Kuh und Kämmerchen zu vermiethen gespielt, aber auch da war es nicht in der Ordnung hergegangen. In kurzer Zeit war ihnen die

Sache langweilig geworden. Sie hatten nun „Ritter und Räuber“ zu spielen versucht. Aber das Spiel artete bald in wirklichen Kampf aus und sie fielen sich recht ernstlich in die Haare. Es dauerte nicht lange, so waren ihre grünen Mützchen mit den langen Federn zerrissen und zerzaust. Zuletzt wurden einige noch gar von ein Paar großen Schnecken gebissen. Aber das war die gerechte





Strafe für ihren Vorwitz, denn sie hatten die gutmüthigen Thiere aufs Aeußerste geneckt und gereizt.

So lag die kleine Welt an allen Ecken in Kampf und Streit, da läutete plötzlich eine große blaue Glockenblume vier Schläge. Die Blume stand hoch mitten auf dem Felsblock, gerade wie ein chinesischer Glockenthurm.

„Da schlägt es vier Uhr!“ sprach der älteste Herr Kartoffel. „Ich denke, meine Herren, wir heben das Spiel auf und machen unsere Landpartie.“ — „Liebster Schatz!“ rief er seiner Frau, der sauren Gurke zu, die an der andern Seite des Felsblockes saß, „es ist die höchste Zeit, aufzubrechen.“

Die Gurke und mit ihr die ganze kleine Gesellschaft, Herren und Damen, erhob sich von ihren Sitzen, Zank und Streit wurde vergessen, die Radies-Kinderchen herbeigerufen und man trat die Promenade an.

„Aber wer wird uns führen!“ fragte eine Mohrrübe. „Ich,“ rief der junge schwarze Rettig, der schon früher sich sehr eitel und anmaßend gezeigt. „Ich kenne hier jeden Weg und Steg, und wenn Sie den Rübezahl selbst als Führer annehmen wollten, der könnte Sie nicht so sicher führen!“ — —

Die Gemüseleutchen schienen nach langen Hin- und Herreden mit den Vorschlägen des Rettigs einverstanden zu sein. Der Rettig nahm nun ein Binsenstöckchen, band ein grünes Pflänzchen daran und schwang es als Fahne hoch empor. Ihm folgten die Uebrigen, einer hinter dem andern, und so ging der Zug über die Erhöhungen und Vertiefungen des Steinblockes unter dichten Heidelbeerbüschen fort, bis er endlich ganz von den höhern Kräutern verdeckt wurde. Man konnte aber deutlich die feinen Stimmchen der kleinen Leute unter der grünen Pflanzendecke vernehmen. Zuerst sangen sie allerlei Lieder, dann wurde es stiller, aber später schien auch da unten wieder neues Gezänk auszubrechen.



4.

Jetzt wollen wir die kleine Gesellschaft auf einige Zeit ruhig wandern lassen und wieder zu unsern großen Leuten zurückkehren.

Die saßen um den Steinblock herum wie im Traume; keiner wagte nach dem, was er eben gesehen, ein Wort zu sprechen. — —

Ein junges, naseweises Mädchen konnte endlich nicht länger schweigen. „Victor!" flüsterte sie ihrem kleineren Bruder in's Ohr, „Victor! hast du wohl gesehen? Das eine Radieschen da unten, das so ungezogen war und dem andern beim Spiel immer seine langen Beine in den Weg streckte, das sah doch gerade so aus, wie du."

„Und die eine Pfeffergurke," sagte der Bruder eben so leise, „die so krumm und einwärts ging und ihre Geschwister immer hofmeistern wollte, wem mag die wohl ähnlich gesehen haben?"

Das Mädchen wurde roth bis an die Ohren, der Student aber war vor Aerger und Beschämung ganz blaß geworden. Er merkte es wohl, daß der lange schwarze Rettig in Mienen, Worten und Geberden seine Anmaßung lächerlich machte. Am liebsten hätte er in seinem Grimm den Rettig gleich gepackt und ihn mit Haut und Haar aufgegessen, aber das war unmöglich, denn er fühlte alle seine Glieder wie durch eine Zaubermacht gelähmt und gefesselt. Seinem Aerger in Worten Luft zu machen, das wagte er nicht, weil er fürchtete, man würde ihn dann erst recht verhöhnen und auslachen.

Auch die andern waren betroffen, denn jeder Einzelne hatte unter den Gemüseleutchen deutlich sein eigenes Bild wiedererkannt. Aller Blicke folgten dem Geräusch unter der Pflanzendecke.

„Da kommen sie wieder! da sind sie!" rief die ganze Gesellschaft wie aus einem Munde, und richtig! der Zug der Gemüseleutchen trat wieder an's Tageslicht hervor. Aber wie traurig sahen sie jetzt aus! Der schöne Kopfputz der

Rüben war geknickt, die Zwiebeln hoben ihre seidenen Kleiderchen so viel es nur immer anging, in die Höhe, so daß man alle die vielen Reifröcke darunter deutlich sehen konnte, aber die Kleiderchen waren zerrissen und die weißen Reifröcke voller Schmutz. Die alte Gurkenmadam mußte sich von zwei kräftigen Kartoffeln führen lassen, so matt war sie, und die Rettige und Möhren trugen die weinenden Radieschen mühselig auf dem Arm oder auf dem Rücken.

Grade an der Stelle, wo der Zug aus dem Grün hervorgekommen war, lag ein großer, runder Kieselstein.

Jetzt sah man, wie die müde Gemüse-Gesellschaft sich um den Stein lagerte und nach Erquickung rief. Da sprang ein Eichkätzchen herbei, das trug eine große, große Nuß in den Pfötchen, die setzte es auf den Kieselstein und sprang wieder fort.

Nun sollte die Nuß geöffnet werden. Die Kartoffeln, die Rüben, die Zuckerwurzeln, Alles versuchte daran seine Kräfte, aber jede Mühe war vergebens.

Wie der Student es vorhin mit der Terrine versucht hatte, so that es jetzt der Rettig mit der Nuß. Zuletzt sah man, wie er eine Knallschote in die Hand nahm und sie wie eine Pistole hoch in die Luft hineinstreckte.

„Rübezahl!“ rief er und drückte die Knallschote ab.

„Krach!“ prasselte es ringsum von allen Bergen wie hundert Donnerschläge in's Thal herunter.

Der wirklichen Menschen-Gesellschaft vergingen die Sinne, alle sanken betäubt von den Moosbänken zu Boden.

Erst nach längerer Zeit erwachte der dicke Herr, er fühlte, daß jemand ihn am Arm rüttelte, und richtete sich auf.

„Aber um Himmelswillen, so stehen sie doch auf!“ rief ihm eine bekannte Stimme zu. „Die Sonne geht bald unter und wir müssen doch bei Zeiten in's Nachtquartier.“

Der dicke Herr sah herauf nach dem Mann, der ihn geweckt. Es war einer der Kutscher, die die Gesellschaft heute gefahren hatten. Ganz verwundert blickten die beiden sich an und wußten im Anfange nicht, was sie sagen sollten.

Nach und nach erwachten auch die Uebrigen aus ihrer Betäubung. Man rieb sich die Augen, wie nach einem langen Schlaf voll bunter Träume, und siehe da! da waren keine Moosbänke mehr und kein Felsblock. Mit Allem was darauf geblüht und gelebt, gespielt und sich gezankt hatte, war der Steintisch in die Erde versunken. Auch drüben das Haus des Holzbauern und weiterhin im Thal die Erdrücken mit den Gemüsepflanzen darauf, Alles das war verschwunden. Im übrigen aber sah es ringsum noch so aus wie vorher,



nur der Boden des Thales war jetzt eine einfache grüne Wiese, eben und glatt, und mit hohem, weichem Grase bewachsen.

Allmälig kam den Betäubten auch die Sprache wieder. Wie erfreut waren sie, den Kutscher hier zu sehen! Man drückte ihm die Hände, man überschüttete ihn mit Fragen, er sollte berichten, wie er hergekommen? wo die Wagen ständen? wo man denn eigentlich hier wäre? und dergleichen mehr.

Zuerst wußte der Kutscher nicht, was er von den Leuten denken sollte, es schien ihm fast, als hätten sie zu viel Wein im Kopf. Man sagte, man habe sich verirrt gehabt, und das beruhigte ihn endlich. Er berichtete nun, die Wagen ständen nicht weit von hier, etwa eine Viertelstunde Weges hinter dem Berge, und zwar an demselben Platz, wo man heute am Morgen ausgestiegen war, die Herrschaften müßten also wohl ziemlich im Kreise herum marschirt sein. Er selbst und seine Kameraden hätten von Stunde zu Stunde auf die Gesellschaft gewartet und wären zuletzt schon ganz in Angst um sie gerathen. Da sei denn vor einem halben Stündchen ein alter Holzbauer mit pfiffigem Gesicht des Weges daher gekommen und habe im Vorübergehen ihnen zugerufen: „Kutscher! Ihr wartet wohl auf eure Herrschaften? die liegen in guter Ruh da gleich hinter dem Berg im Grase und schlafen.“ Der Bauer sei darauf weiter gegangen. Da hätte er selbst sich aufgemacht, wäre auf dem nächsten

Fußweg hierhergelaufen und habe richtig es so gefunden, wie der Bauer gesagt.

Der Kutscher hatte seinen Bericht beendet. In viele Worte sich weiter einzulassen, dazu war jetzt keine Zeit. Bald gelangte man, von jenem geleitet, zu den Wagen hin, stieg ein, und kam noch gerade vor Einbruch der Dunkelheit im Nachtquartier an.

Von dem Abenteuer und den Mühsalen des Tages ermattet, hungrig und wie zerschlagen, waren Alle mit der ärmlichen Herberge, in die man einkehrte, überglücklich und das einfache ländliche Abendbrod, was man dort erhielt, schmeckte ihnen so köstlich, wie ihnen noch nie die leckerste Mahlzeit gemundet hatte. Nun kam auch jedem die alte Lustigkeit zurück und man besprach sorglos die wunderbaren Begebenheiten, die man erlebt. Zuletzt brachte sogar der dicke Herr mit dem rothen Gesicht bei einigen Flaschen Grüneberger Wein die Gesundheit des Berggeistes aus, der jedem von ihnen seine Schwächen und Fehler so ergötzlich vorgeführt hatte. Denn wer konnte der alte Holzbauer wohl anders gewesen sein, als der Berggeist Rübezahl?

Und so nahm ein jeder von dieser Lustfahrt eine gute Lehre für sein ganzes Leben mit, vor allen Andern aber der Student. Jede Anmaßung und Eitelkeit hat er seit jenem Tage abgelegt. Kam ihm später auch bisweilen die Versuchung an, in seine alten Fehler zurückzufallen, so brauchte er nur einen schwarzen Rettig anzusehen, und er war gleich wieder von den Fehlern geheilt.

Apfelernte.

„Du Bäumchen, Bäumchen, schüttle dich,
„Wirf deine Aepfel über mich!" —
Und als wir rüttelten den Baum,
Da fiel's herab, man glaubt es kaum,
In solcher Menge Frucht an Frucht,
Wie Hagel schlug es um uns her,
Doch Keiner macht sich auf die Flucht;
Wir jubelten nur um so mehr,
Und gabs auch manchen blauen Fleck,
Groß war der Spaß und klein der Schreck.

Versuchung.



1.

Gar emsig bei den Büchern
Ein Knabe sitzt im Kämmerlein,
Da lacht herein durch's Fenster
Der lust'ge blanke Sonnenschein
Und spricht: „Lieb Kind! du sitzest hier?
„Komm' doch heraus und spiel bei mir!“ —
Den Knaben stört es nicht,
Zum Sonnenschein er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!“

2.

Der Knabe schreibet weiter,
Da kommt ein lustig Vögelein,
Das picket an die Scheiben
Und schaut so schlau zu ihm herein.
Es ruft: „Komm' mit! der Wald ist grün,
„Der Himmel ist blau, die Blumen blüh'n!“ —
Den Knaben stört es nicht,
Zum Vogel kurz er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!“ —

3.

Der Knabe schreibt und schreibet,
Da guckt der Apfelbaum herein
Und rauscht mit seinen Blättern
Und spricht: „Wer wird so fleißig sein?
„Schau meine Aepfel! diese Nacht
„Hab' ich für dich sie reif gemacht!“ — —
Den Knaben stört es nicht,
Zum Apfelbaum er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!“ —

4.

Da endlich ist er fertig;
Schnell packt er seine Bücher ein
Und läuft hinaus zum Garten:
Juchhe! Wie lacht der Sonnenschein!
Das Bäumchen wirft ihm Aepfel zu,
Der Vogel singt und nickt ihm zu.
Der Knabe springt vor Lust
Und jauchzt aus voller Brust,
Jetzt kann er lustig sein!





Zwei Tauben und zwei Hähne.

Zwei Täubchen sah ich sitzen
Da oben bei dem Taubenhaus.
Wie girrten sie,
Wie schwirrten sie,
Es sah so zärtlich aus.
Wie schnäbelten sich beide da,
Ich dachte Wunder, was ich sah. —
Nun streut' ich ihnen Futter aus
Und, siehe da, beim Essen
War alle Lieb' vergessen!

Zwei Hähne sah ich kämpfen
Da unten bei dem Hühnerhaus
Ganz stumm vor Wuth,
Den Kamm in Gluth;
Es sah gefährlich aus!
Die Federn kraus, die Augen roth
Ich dacht': die beißen sich halbtodt! —
Da streut' ich ihnen Futter aus
Und, siehe da, beim Essen
War Kampf und Streit vergessen!

So wenig Lieb' und viel Geschrei!
So große Wuth und nichts dabei!



Der Schmetterling.



„Schmetterling, was bist du schön! —
„Dieser Flügel reiche Pracht,
„Dieser Farben bunte Zier! —
„Laß dich in der Nähe seh'n."

Und der Knabe hat das Thier
Bei den Flügeln leicht erwischt;
Ach, die Farben und die Pracht
Sind wie Staub davon verwischt. —
Hätt' er jemals wohl gedacht,
Daß die Schönheit und die Pracht
Wie ein Hauch so schnell verlischt?

Die freche Gesellschaft.

Wir Kinder hatten im Garten gesessen,
Hatten getrunken dort und gegessen,
Gingen spazieren darauf durch die Büsche,
Kamen zurück und — ei, der tausend!
Eine Gesellschaft fanden wir schmausend
Trinkend und jubelnd an unserm Tische —
'S waren Leut' ganz anders als wir,
Hatten so ihre eig'ne Manier:
Schön in Kleidern mit Federn geziert,
Thaten sie doch sehr ungenirt,
Standen frech auf Tisch und Bank,
Schrie'n gewaltig mit lautem Zank,
Konnten das Kratzen und Beißen nicht lassen
Stiegen zuletzt gar in Teller und Tassen —
Ja, ihr meint, 's wär, nicht zu glauben?
Gut, so hört die Namen an:
Jungfer Ent' und Fräulein Tauben,
Madam Huhn, Herr Spatz, Herr Hahn
Nebst Familie waren da;
Aber kaum, daß man uns sah,
Flogen sie Alle mit Saus und Braus
Wie der Wind zum Garten hinaus,
Und aus war es mit dem Schmaus.





Närrischer Tanz.

Im Hofe bläst der Hans
Das hört die Gans
Und spricht zur Ente:
„Ach, wer doch tanzen könnte!“ —

Die Ente spricht:
„Wer kann's denn nicht?
„Sieh' mich nur an,
„Wie schön ich's kann.“ —
Sie hebt die Pfoten
Als wär's nach Noten,
Und wackelt daher
Bald vorwärts und
Bald in die Quer,
Und ziert sich sehr
Und denket Wunder
Wie schön es wär'!

Die Gans dabei
Voller Entzücken,
Mit Kennerblicken,
Sie spricht: „Ei ei!
„Wie ist das schön!
„Doch sollst du seh'n,
„Obgleich es schwer,
„Ich mach dir's nach.“ —

Und denkt nur, ach!
Sie hebt die Pfoten,
Als wär's nach Noten
Und wackelt sehr,
Und denkt sich Wunder
Wie schön es wär'!

Und wie nun Ent' und Gans
Beide im vollen Tanz,
Kommen vom Teiche daher
Der Gäns' und Enten noch mehr,
Viele, viele,
Und sehen zu dem Spiele. —
Und kaum, daß sie's geseh'n,
Fangen sie an sich zu dreh'n,
Die Beine zu recken,
Die Hälse zu strecken,
Und setzen die Pfoten
Als wär's nach Noten,
Und wackeln im Hofe herum
Und stoßen einander sich um,
Die närrischen Wichter,
Und schneiden Gesichter,
So dumm, ach so dumm, so dumm!

Wie der Hans den Tanz erblickt,
Er fast erstickt,
So hat er gelacht
Und hat gedacht:
„Jetzt seh' ich's klar,
„Wie oft ein Narr,
„So viele and're Narren macht!“ —





Kindergespräch.

Grete.

Ich möchte schon meine Mutter sein!
Nur müßten meine Kinder hübsch artig sein:
Müßten nur lachen,
Nichts Dummes machen,
Des Nachts in der Wiegen
Hübsch stille liegen,
Mich niemals plagen,
Sich gut vertragen.
Wären meine Kinder so artig und fein,
Dann möcht' ich schon meine Mutter sein.

Hans.

Wären nun aber deine Kinder wie du,
Grete, was meinst du dann dazu?
Denk' 'mal nach:
So den ganzen Tag
Die vielen Sorgen
Vom Abend zum Morgen!
Ist eines still,
Das And're was will.
Das bettelt und schmeichelt,
Das weint und das streichelt.
Das Eine ist grillig,
Das And're nicht willig,
Lassen der Mutter doch wenig Ruh',
Grete, was meinst du wohl dazu?

Grete.

Wären meine Kinder wie ich und du? —
Nein!
Da möcht' ich nicht meine Mutter sein!

Hans.

Aber Grete, ich denk' über's Jahr,
Sind wir vernünft'ger geworden, nicht wahr?

Die Schilfinsel.

Ein Märchen.

1.

Es war an einem schwülen Sommertage zur Mittagszeit, da fuhr ein alter Fischer mit seiner zwölfjährigen Tochter Hella über den See, der sich vor dem Fischerdorfe zwischen Wäldern und Buchten weit in's Land hineinzog. Das Mädchen ruderte und der Alte warf seine Netze aus.

So weit wie heute war der Vater noch nie mit dem Kinde hinausgefahren. Die Sonne brannte glühend heiß, die Luft war still und der See spiegelglatt. Die Hitze und die schwere Arbeit ermüdeten den alten Mann. Allmälig fielen ihm die Augen zu, sein Kopf nickte bald rechts, bald links auf die Schultern hin, zuletzt lehnte er sich an den Bord des Kahnes und schlief sanft und ruhig



ein. Hella wollte den Vater nicht stören. Sie zog daher die Ruder ein und ließ das Fahrzeug auf dem glatten Wasser forttreiben. Nach und nach wurde ihr die Gegend ringsum immer fremdartiger und endlich erblickte sie zur Seite in einiger Entfernung eine kleine Insel, die war dicht mit Schilf und Rohr und hohen Blumen bewachsen; aber das Alles sah so wunderbar aus, wie sie es nie zuvor gesehen hatte. Fremde schöne Vögel wiegten sich still auf den schlanken Halmen, prächtige Schmetterlinge, blau, roth und goldig flatterten um die Blüthen herum, ein leichter Wind wehte einen köstlichen Duft von allen den selten gestalteten Pflanzen herüber. Jetzt hörte sie auch, wie aus dem Schilf feine leise Töne herüberschallten, als ob Kinder dort auf kleinen Rohrpfeifen bliesen, das klang so lieblich in der stillen Luft. „Wie muß es da drinnen unter den kühlen Schatten herrlich sein!“ dachte Hella, „und wer mögen nur die Leute sein, die da auf den Pfeifen blasen? Vielleicht sind es Fischer-

kinder wie ich; es wär' doch lustig, die kennen zu lernen!" Gar gern wäre das Mädchen hingefahren; doch sie wagte es nicht, den Vater zu wecken, und ohne seinen Willen wollte sie es nicht thun.

Aber die Töne wurden immer voller und lockender, Hella konnte sich nicht satt daran hören. Nur das Schnarchen des Vaters störte sie; freilich war es ein Zeichen, wie fest er schlief. Der Wunsch, nur noch etwas näher an die Insel heranzurudern, wurde immer mächtiger in dem Kinde. „Ich thu's!" sprach sie endlich für sich, „der Vater schläft so fest, er wird ja nicht davon aufwachen!" — So sacht wie möglich schob sie die Ruder wieder in's Wasser hinaus, um zur Insel hinzufahren, aber eh' sie sich's versah, glitt ihr das eine Ruder aus der Hand und fiel mit Gepolter in den Kahn. Der Alte wachte auf; verschlafen rieb er sich die Augen, dann sah er sich um und horchte. „Um's Himmelswillen, da ist die böse Insel!" rief er plötzlich ganz bleich vor Schrecken. „Halt' dir die Ohren zu, Hella! halt' dir die Ohren zu, liebes Kind, ehe die Nixen ihre Lieder zu singen anfangen, sonst bist du verloren!" Dabei riß er ihr die Ruder aus der Hand. Das Mädchen erschrak, sie wußte nicht, was des Vaters Worte bedeuteten, doch that sie, wie er befohlen. Mit aller möglichen Kraft wendete der Fischer rasch den Kahn um und ruderte so kräftig, daß das leichte Fahrzeug wie ein Pfeil über das Wasser dahinschoß. Bald waren sie auch wieder weit von der Insel weg, und die Töne verhallten in der Ferne. Erst als nichts mehr davon zu hören war, erlaubte der Fischer seiner Tochter, die Hände von den Ohren zu thun.

„Was war denn das für ein prächtiger Blumengarten, den wir da eben gesehen haben, Vater? und wer hat darin so herrlich geblasen?" fragte Hella. „Ach wie klang das doch so schön, so wunderschön!"

Der Alte hatte im Rudern nachgelassen, um sich von der schweren Anstrengung zu erholen. Nachdem er tief Athem geschöpft, sprach er: „Kind, Kind, denk' nicht mehr an das, was du gesehen und gehört hast. Dank' du Gott, daß wir der bösen Gefahr entkommen sind! Der Garten, den du geschaut hast, das war die böse Schilfinsel. Da sitzen am Tage die Nixenkinder darin, und locken mit ihren Rohrflöten die Fischerkinder zu sich hin und dann singen sie ihnen nachher ihre Lieder vor, und wenn die armen Menschenkinder die Lieder hören, wird es ihnen schwer, sie wieder zu vergessen."

„Wenn die Lieder aber hübsch sind, Vater, was ist denn da so Schlimmes dabei?" fragte Hella.

„Wie dumm du nur da wieder fragst," sprach der Alte. „Sehr Schlimmes ist dabei, sehr Schlimmes! Wer die Nixenlieder nur einmal in seinem Leben gehört hat, der mag sie auch gern singen, und wer sie singt und ist dann gerade auf dem See, der muß in's Wasser hinunter, er mag wollen oder nicht!"

Hella wollte noch mehr darüber fragen, aber der Vater rief: „Denk' nicht mehr d'ran, ich befehl' es dir, denk' nicht mehr d'ran! Und was ich dir ein für allemal sage: daß du dich nie unterstehst, nach der Insel zu fahren! Wenn du es thust, so bist du verloren auf Lebenszeit. — Und daß du auch keinem Menschen sagst, daß wir im Nixenrevier gewesen sind und die Insel gesehen haben! Das bringt uns bei den Leuten in böses Gerede. Und jetzt kein Wort mehr darüber!"

Hella schwieg; sie kannte ihren Vater, er war ein heftiger Mann und sprach nicht gern mehr, als er nothwendig mußte. Aber immer und immer wieder kamen ihr die hübschen Melodien in den Sinn, die sie noch eben gehört hatte. — Unterdessen waren sie bei der Fischerhütte gelandet, Vater und Tochter stiegen an's Land, banden den Nachen an seinen Pfahl und trugen Fische, Netze und Ruder schweigend in's Haus.

2.

Kurze Zeit darauf starb der alte Fischer. Auf seinem Todtenbette hatte er Hella noch einmal vor der bösen Insel gewarnt, und sie hatte ihm versprechen müssen, niemals dahin zu fahren.

Das verwaiste Mädchen wurde nun von andern Fischersleuten an Kindesstatt angenommen und hielt sich in deren Hause brav und fleißig, freundlich und gut, wie früher, so daß alle Leute im Dorfe sie lieb hatten; nur beim Fischen war sie nicht mehr so eifrig wie sonst, und das kam daher, weil die Neugierde, die verbotene Insel doch noch einmal zu sehen, ihr keine Ruhe ließ. Uebrigens sprach sie mit Niemand darüber.

Wohl ein Jahr war vergangen, da war Hella wieder einmal ganz allein zum Angeln hinausgefahren. Schon geraume Zeit war sie umhergerudert und hatte fast gar keine Fische gefangen. Wie sie nun so fortwährend in's Wasser niedersah, bemerkte sie, wie neben dem Kahn einige schöne duftende Blumen daherschwammen. Sie fischte davon heraus, was sich mit der Hand ergreifen ließ, und betrachtete die Blüthen mit großem Wohlgefallen.

„Die sind gewiß von der Schilfinsel!" sprach sie für sich. „Ja, wer dahin könnte!" — — „Aber ich darf ja nicht!" sagte sie nach einer Weile und sah traurig in die Ferne. Dann angelte sie wieder weiter fort, aber kein Fisch biß an.

Da kam ein großer Schmetterling durch die Luft geflogen, blau, roth und goldig, der setzte sich auf die Blumen, die dem Kinde im Schooß lagen. „Der ist gewiß von der Schilfinsel!" sprach sie wieder. „Ich möchte doch für mein Leben gern einmal dahin fahren!" — — „Aber es geht ja doch nicht an!" rief sie nach einer Weile und die Thränen traten ihr in die Augen. Sie nahm

die Schürze vor's Gesicht und weinte still vor sich hin. So saß sie längere Zeit und sah und hörte nichts.

Da rauschte plötzlich etwas über ihrem Kopfe, und als sie aufsah, hatte sich vorn auf die Spitze des Nachens ein prächtiger Vogel hingesetzt. Der sah



sie mit klugen blanken Augen an und zwitscherte dabei mit so feiner Stimme, als wollte er ihr allerlei Geheimnisse erzählen. „Du kommst von der Schilfinsel, das seh' ich dir an!" sprach Hella. „Du liebes Thier! Ach, wie schön ist Alles, was von daher kommt! Nur ein einzigmal sehen möcht' ich die Nixenkinder, von denen der Vater sagte, daß sie so böse wären. Ich kann's mir gar nicht denken. — Wüßt' ich nur den Weg dahin, aber ich könnt' ihn allein nicht wieder finden."

Da hob sich der prächtige Vogel mit seinem glänzenden Gefieder in die Luft — und schwebte langsam um die nächste Waldecke. „Er wollte mir den Weg zur Insel zeigen," sprach das Mädchen. „Ich muß doch sehen, wo er geblieben ist." Sie ruderte ihm nach. Schon war sie nah' an der Waldecke, als sie hörte, wie daheim in ihrem Dorfe die Kirchenglocken läuteten. Das klang so ernst und feierlich, und erinnerte sie an ihren verstorbenen Vater und an ihr Versprechen, niemals zur Insel hinzufahren. Sie hielt mit dem Rudern an.

Jetzt hob sich aber auch der Schmetterling von ihrem Schooß und flog ebenfalls um die Waldecke. Hella sah ihm traurig nach. „Der ist nun auch fort," rief sie. „Da will ich denn die schönen Blumen auch nur fortwerfen sie helfen mir ja doch nichts mehr!" Sie warf die Blumen in den See, und auch sie schwammen denselben Weg, den der Vogel und der Schmetterling genommen hatten.

Statt aber nun gleich ihren guten Vorsatz auszuführen, statt umzukehren und nach Hause zu fahren, ließ sie sich von einer sträflichen Neugierde bethören. Sie wollte ja nur bis zu der Waldecke fahren, um zu sehen, wo der Vogel, der Schmetterling und die Blumen geblieben wären. „Dann kehr' ich auch gleich um," sagte sie, „und will nie, nie wieder an die Insel denken."

Mit eiliger Hast ruderte sie vorwärts, bis sie jenen waldigen Vorsprung erreicht hatte und siehe! da lag vor ihren Blicken das Zaubereiland in voller Pracht da.

Sie erschrak, sie wollte umkehren und konnte doch nicht, es war als ob sie keine Kraft mehr in den Armen hätte, die Ruder zu führen. Schon klangen wieder die Flötentöne aus dem Schilf herüber, aber die Kirchenglocken im Dorf verstummten. Sie hätte auch jetzt nicht mehr darauf geachtet. Der Vater, ihr Versprechen, Alles war vergessen, ihr Gewissen schwieg, sobald sie die lockenden Töne vernahm. „Ich muß hin! Ich muß hin!" rief sie, „mag daraus werden was da will." Neue Kraft belebte sie wieder, mit allem Eifer ergriff sie die Ruder, die Thiere und die schwimmenden Blumen waren auch wieder da und flogen und zogen dem Nachen voran, der, wie von unsichtbarer Macht getrieben, über das Wasser dahin flog, als ob er selbst ein Vogel wäre. Bald hatte sie das schattige Eiland erreicht und sprang aus dem Nachen auf die farbigen Kiesel des Ufers.



Mit klopfendem Herzen schlüpfte sie nun durch die schlanken Schilfhalme, die wie hohe Palmen über ihrem Kopf zusammenschlugen. Bald hatte sie eine lichtere Stelle erreicht. Da saßen sie, die Nixenkinder, unter den schattigen Blumenbüschen und bliesen auf ihren Rohrpfeifchen. Die Kinder waren schön mit blonden Locken und leuchtenden dunkeln Augen. Sie lachten das Fischermädchen freundlich an, als sie aus dem Schilf hervortrat, und bliesen ruhig weiter. Hella legte sich vor ihnen ins Gras und hörte zu, und es war ihr, als müßte sie immer da bleiben.

Als aber die Sonne herabsank, und schon nah' am Untergehen war, da hörten erst die Nixenkinder auf zu blasen, und sprachen zu ihr: „Hella, jetzt besteige wieder deinen Nachen und fahre nach Hause, damit deine Pflegeeltern nicht schelten, wenn du zu spät kommst. Und morgen komm' hübsch wieder, da wollen wir dich den Ringelreihen lehren und dir unsere Lieder vorsingen, das wird dich freuen!"

Hella that, wie ihr geheißen war, bestieg den Nachen und fuhr heim. Sie war ganz glücklich über das, was sie erlebt hatte. — Erst als sie sich ihrem Dorfe näherte, fiel es ihr mit einem Mal schwer auf's Herz, was die Pflegeeltern wohl sagen würden, daß sie so lange ausgeblieben sei und keine Fische mitgebracht habe. Mit traurigem Blick schaute sie auf die Netze zu ihren Füßen herunter und was sah' sie? da sprang und wimmelte es in den Netzen von den schönsten Fischen; die hatten die Nixen ihr heimlich hineingethan. Beruhigt stieg sie an's Land. Wie aber die Ihrigen die vielen Fische sahen, die sie mitbrachte, freuten sie sich und fragten nicht weiter nach, wo sie so lang geblieben wäre; sie glaubten sicher, das Kind habe die Fische alle selber gefangen.

3.

So fuhr nun Hella jeden Nachmittag zu der schönen Insel und brachte dort mehrere Stunden zu. Das Fischen verlernte sie fast ganz. Sie brauchte es ja nicht, ihre Netze wurden auch ohne das jedesmal von den Nixchen mit Fischen angefüllt. Wie waren die Kinder freundlich und zutraulich zu ihr geworden! sie lehrten sie allerlei hübsche Spiele, tanzten mit ihr den Ringelreihen und sangen ihr Lieder vor, und die klangen so schön, so wundervoll, Hella konnte sie gar nicht mehr aus dem Sinn bekommen. Fing aber der Tag an zur Neige zu gehen, und die Sonne senkte sich den Bergen zu, da trieben die Nixchen jedesmal mit einer Art Unruhe ihren Gast an, doch nur ja schnell heim zu kehren, ehe die Dunkelheit anbräche.

Nun wurden die Abende aber immer schöner, denn es war die Zeit des Vollmondes. Gern wäre Hella bei ihren Besuchen noch etwas länger auf der Insel geblieben; aber nach wie vor duldeten die Kleinen es nicht und thaten gar geheimnißvoll, wenn sie fragte, warum sie denn nicht länger bleiben dürfe. Das machte das Mädchen neugierig, und sie beschloß, der Sache auf die Spur zu kommen.

Den andern Tag, als sie wie gewöhnlich zur Insel gefahren war und die Zeit der Abfahrt herankam, nahm sie, wie sie es immer zu thun pflegte, von den Kindern Abschied und bestieg, nachdem sie durch die Schilfhecken geschlüpft war, ihren Nachen; aber anstatt gleich nach Hause zu rudern, lenkte sie den

Kahn leise in eine Bucht der Insel, wo sie durch die Blumenbüschel hindurch sehen konnte, was die Nixenkinder vornehmen würden.

Mit angehaltenem Athem saß sie in ihrem Schifflein da und lauschte. Die Sonne ging unter, der Vollmond trat klar hinter dem Walde hervor. Und wie seine glänzenden Strahlen über den See fielen, da wurde das Wasser plötzlich ganz durchsichtig und, o Wunder! was erblickte sie da? Wie lauter Silber und Edelgestein schimmerte und flimmerte es aus dem Grunde des See's herauf. Und was da so schimmerte und flimmerte, das waren lauter Bäume und Pflanzen, und die waren noch viel wunderbarer anzuschauen, als Alles was sie bisher auf der Insel gesehen. Aber mitten unter den silbernen Bäumen stand ein großes perlmutternes Schloß, ausgelegt mit rothen Korallen und farbigen Muscheln, und bei dem Schloß stand ein Thurm, der war von dem klarsten durchsichtigsten Bernstein erbaut, wie man ihn nur an den Ufern des Meeres zu finden pflegt; und in jedem Stockwerk des Thurms hing eine große Glocke von reinem Krystall.



Das war ein Anblick! Hella sah und sah und konnte sich nicht satt daran sehen. Jetzt schien der Mond gerade auf das Schloß. Da huben alle Krystallglocken des Thurmes an zu läuten. Das schien ein Zeichen für die Kinder auf der Insel zu sein. Noch einmal tanzten sie nach dem Takte der Glocken ihren Ringeltanz und sangen dazu:

'S ist Zeit, 's ist Zeit,
In's Wasser schnell!
Auf der Erde wird's dunkel,
Im Wasser hell!

Sobald aber der Gesang zu Ende war, sprangen sie alle zusammen in das stille Wasser hinunter. Hella sah ihnen staunend nach und erstarrte fast vor Schrecken über das, was sie jetzt erblickte. Dieselben

Kinder, mit denen sie noch eben gespielt, waren im Wasser in ganz andere Geschöpfe verwandelt. Zwar hatten sie immer noch die lieblichen Gesichter mit den blonden Haaren und den schwarzen Augen, aber ihre Leiber waren jetzt mit Schuppen bedeckt und statt der Beine hatten sie garstige Fischschwänze mit breiten Flossen bekommen.

Dem armen Mädchen lief ein Grausen über das Herz, als sie das erblickte; sie wagte es nicht, in ihrem Kahne sich zu rühren, sie fürchtete, die Nixen da unten könnten sie bemerken und sie zu sich hinunterziehen. Erst als der Mond hinter Wolken trat und der See im Abendwinde Wellen schlug, so daß der Blick in die Tiefe getrübt wurde, wagte es Hella nach Hause zu rudern. Ganz blaß vor Schrecken über das, was sie erlebt, kam sie bei den Ihrigen an. Als man sie fragte, was ihr fehle, sagte sie, sie wäre krank und ging zu Bett. Da fiel ihr nun alles ein, was sich seit jener Fahrt, wo sie zuerst die Schilfinsel gesehen, mit ihr begeben hatte. Unter heißen Thränen bereute sie ihre böse Neugier, ihren sträflichen Ungehorsam. Seit dieser Nacht fuhr sie nie mehr nach der bösen Insel hin.

4.

Wieder war ein Jahr verstrichen. Hella zeigte sich in Gegenwart anderer Leute fleißig und gut wie früher. Zwar füllten sich ihre Netze nicht mehr von selbst an, sie mußte tüchtig arbeiten, um Fische zu fangen, aber sie that es gern. Sie hoffte, ihr früheres Vergehen wieder durch Arbeitsamkeit gut zu machen. Nur wenn sie allein war, und sich von niemandem belauscht glaubte, konnte sie nicht widerstehn, da gab sie sich nach wie vor den Gedanken an die wundervolle Zauberinsel hin, statt daß es doch ihre Pflicht gewesen wäre, mit aller Kraft auch die leiseste Erinnerung daran zu unterdrücken. So sang sie, wo sie nur irgend konnte, jene Melodien leise vor sich hin, die sie von den Nixenkindern gehört hatte. Nur auf dem See hütete sie sich wohl, es zu thun.

Nun begab es sich, daß einmal im Dorfe an einem schönen Samstagabend die Fischerburschen und Fischermädchen auf dem freien Platz am Ufer saßen. Die Burschen schnitzelten an ihren Rudern und Angeln, die Dirnen strickten Netze und alle vertrieben sich dabei noch außerdem die Zeit gar anmuthig, indem sie abwechselnd sich einander Geschichten erzählten und Lieder vorsangen. Hella pflegte bei solcher Gelegenheit gewöhnlich auf einem großen weißen Stein zu sitzen, der rings vom Wasser umspült, nicht weit vom Ufer aus dem See hervorragte. Ueber die Kähne, die zwischen dem Ufer und dem Stein lagen, konnte man leicht dahin gelangen.

Auch heute saß sie wieder da. Es hörte sich von dort aus der Gesang der Andern so hübsch an.

Nun hatten die jungen Mädchen unter einander abgemacht, daß jede von ihnen der Reihe nach ein Lied singen müsse, die Aelteste zuerst und so fort bis zur Jüngsten unter ihnen, und das war Hella.

Da gab es viel Schönes zu hören und über dem Singen war es spät geworden. Die Sonne war bereits hinter dem Walde untergegangen.

Schon hatten die Uebrigen ihre Lieder beendet und jetzt kam die Reihe an Hella. Alle waren begierig sie zu hören; denn sie wußte die meisten und schönsten Lieder und trug sie mit so lieblicher Stimme vor wie keine Andere.



„Hella! komm' herunter von deinem Stein!" riefen einige. „Setz' dich her in unsern Kreis, damit wir dich besser hören!"

„Nein, nein!" riefen Andere. „Laßt sie da oben sitzen bleiben, es hört sich so schöner an, wenn der Gesang aus dem Wasser herüberschallt!"

Hella blieb sitzen. Sie sang ein altes Fischerlied, das sie noch von ihrem Vater gelernt hatte. Das Lied klang fromm und feierlich durch den stillen Abend. Die Burschen und Mädchen ringsum horchten mit innigem Wohlgefallen zu. Als das Lied beendet war, baten alle: „Noch ein Lied, Hella! noch ein Lied!"

„Ich weiß kein schöneres als das," sagte sie.

„Dir wird schon etwas einfallen!" riefen die Andern und baten so dringend, daß das Mädchen es nicht abschlagen konnte. „Laßt mir nur eine kleine Weile Zeit, mich zu besinnen!" sprach sie.

Nachdenkend stützte sie sich auf den Arm und schaute sinnend hinunter in das Wasser.

Indessen war der Mond aufgegangen und schien hell auf die Stelle des Wassers, in die Hella hinein schaute. Da glaubte sie eine große Blume zu sehen, die von den Wellen an den Stein herangespült wurde. Sie griff danach,

und indem sie die Blume immer und immer wieder betrachtete, versank sie in Nachdenken und vergaß alles, was um sie her vorging.

„Singe doch, Hella!“ riefen die Mädchen. „Es wird spät und bald ist's Zeit, zur Ruhe zu gehen!“ — Hella achtete aber noch immer nicht darauf. Sie sah nur in die Blume hinein, die sie in den Händen hielt.

Plötzlich richtete sie sich hoch auf. Mit klarer Stimme, daß es weit über den See durch die stille Nacht hinschallte, sang sie:

„'S ist Zeit, 's ist Zeit,
„In's Wasser, schnell!
„Auf Erden wird's dunkel,
„Im Wasser hell!“

Und wie sie das gesungen hatte, glitt sie vom Stein und stürzte hinunter in den See. In demselben Augenblicke streckten sich weiße Kinderarme aus den Wellen herauf und zogen sie in den Abgrund zu sich nieder. Aus der Tiefe aber klang es herauf, als ob viele Stimmen dasselbe Lied mit heller Stimme nachsangen, bis es endlich im Rauschen der Wellen verhallte.

„Was war das?“ riefen die Mädchen, und die Burschen eilten an den Strand, um der Herabgestürzten nachzuspringen, damit sie sie retteten. Aber ein alter achtzigjähriger Fischer, der auch hinzugetreten war, sprach:

„Laßt gut sein, Kinder! ihr rettet sie nicht mehr; Hella ist von den Nixen herabgezogen! Ich war dabei, als ihr Vater auf dem Sterbebette sie warnte; ich habe gehört, wie feierlich sie ihm versprach, sich nicht mit den falschen Kindern des Sees einzulassen. Sie folgte ihrem Vater nicht und jetzt leidet sie die Strafe dafür.“

Nach drei Tagen spülten die Wellen den todten Körper des armen Fischermädchens an das Ufer.



Ringelreihen.

1.



Ringel-Ringel-Reihen!
Die Vögel singen im Maien,
Sie fliegen früh am Morgen fort;
Viel ist zu thun im Walde dort.
Sie kehren heim beim Abendroth,
Dann knabbern sie ihr Vesperbrod,
Und ducken sich in's Nest zur Ruh'
Und rufen noch einander zu:
„Duck mit dem Kopf!
Daß uns der Marder nicht kriegt beim Schopf!"



2.

Ringel-Ringel-Reihchen!
Die Fische in den Teichen,
Die Fische in dem Erlenbach
Sie schwimmen Eins dem Andern nach,
Und scheint die Sonne droben,
So kommen Alle nach oben;
Doch wenn den Klapperstorch sie seh'n,
Mit seinem rothen Schnabel steh'n!
„Duck' mit dem Kopf!
Daß uns der Storch nicht kriegt beim Schopf!"

3.



Ringel-Ringel-Reihe!
Der Hase läuft in's Freie,
Der Hase läuft durch's Stoppelfeld,
Am Besten ihm der Kohl gefällt;
Da setzt er auf zwei Beinchen sich
Und frißt sich satt ganz ordentlich.
Doch kommt von fern ein Jägersmann,
Wie spitzt der Has' die Ohren dann:
„Duck' mit dem Kopf!
Daß uns der Jäger nicht kriegt beim Schopf!"



Reime für kleine Kinder.

1.

Bach=Bachstelzchen,
Wie nett drehst du dein Hälschen,
Wippst mit dem Schwanz und läufst so flink,
Ich fang' dich doch, du kleines Ding! —
Da fliegt Bachstelzchen über'n Bach,
Und ruft mir zu: „Komm nach! komm nach!"

2.

Grau=Grau=Mäuschen,
Bleib' in deinem Häuschen!
Frißt du mir mein Butterbrod
Kommt die Katz' und beißt dich todt.
Grau=Grau=Mäuschen,
Bleib' in deinem Häuschen!

3.

Mise=Mise=Kätzchen,
Wie weich sind deine Tätzchen,
Wie zierlich ist dein Näschen,
Wie lustig deine Späßchen!
Doch was ist das, du falsches Thier,
Du kratzest mich? Was that ich dir?

4.

Putt=Putt=Hühnchen!
Im Garten summt ein Bienchen,
Das Hühnchen das läuft hinterdrein
Das Bienchen soll sein Frühstück sein.
Da kommt die Köchin aus dem Haus,
Und jagt mein Hühnchen zum Garten hinaus.

5.

Im Felde liegt ein Schäfchen,
Das Schäfchen macht ein Schläfchen;
Da kommt der Wolf in schnellem Lauf
Und will mein Schäfchen fressen auf,
Doch treulich hat der Hund gewacht
Und hat den Wolf davon gejagt.

6.

Schnatter=Schnatter=Entchen!
Du hast ja keine Händchen,
Das Messer und die Gabel
Die hast du auch vergessen,
Womit wirst du denn essen? —
„Womit? — Mit meinem Schnabel!"

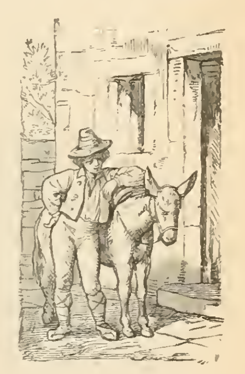
Des Esels Schatten.

Eine Erzählung.

Da war gestern wieder einmal mein Vetter bei mir, der vor kurzem von seiner Reise aus Italien zurückgekommen ist. Wenn der mich besucht, so pflegt er gewöhnlich vielerlei zu erzählen, was er in dem fremden Lande Alles mit erlebt hat. Manches davon wird euch Freude machen zu hören, wie zum Beispiel die Geschichte von des Esels Schatten.

Der Vetter erzählte:

Ich wollte einmal von Rom nach Tivoli hin. Das ist ein Städtchen im Gebirge, wo sich viele herrliche Wasserfälle durch die zerbrochenen Fenster eines verfallenen Schlosses tief in ein schönes Thal herabstürzen. Der Weg dahin ist kein Katzensprung, er ist wohl an die vier Meilen weit und so hatt' ich mir einen Reit-Esel gemiethet, wie man dort zu Lande zu thun pflegt. Der Esel kam auch zur bestimmten Stunde vor mein Haus und mit ihm sein Herr, der Eseltreiber Antonio. Ihr alle wißt ja, was so ein Grauer für ein faules Thier ist. Wenn man d'rauf reitet, so folgt er nicht wie das edle Pferd auf das bloße Wort, oder beim Anziehen der Zügel oder beim Druck der Schenkel. Nein, da muß fast immer noch ein Mann oder ein Junge hinterher laufen, der mit einem Knüttel tüchtig auf den Faulpelz losschlägt, denn alle Augenblicke steht das Thier still und will schlafen oder fressen. Aber das ist wahr, solch ein Esel hat doch eine dicke Haut, zwölf tüchtige Schläge mit einem starken Knüttel bringen ihn oft kaum von einer Distel weg, auf die er einmal Appetit bekommen hat.



Also gut! Ich besteige mein Thier und reite d'rauf los und mein Antonio läuft lustig hinterdrein und schreit fortwährend: „Ari! Ari! Vorwärts Fauler, vorwärts!" Und so geht die Reiterei im Anfange ganz vortrefflich.

Nun aber war gerade an jenem Tage eine fürchterliche Hitze, wie das oft in Italien ist. Der Weg nach Tivoli führt durch eine wüste, öde Gegend: da ist kein Haus, kein Baum, oft nicht einmal ein Strauch am Wege. — Allmälig ward es Mittag, die Sonne brannte mit ihren stechenden Strahlen durch meinen Strohhut durch, daß ich nicht wußte, wo ich vor Hitze bleiben sollte. Der Esel wurde müde zu laufen, der Treiber wurde müde zu prügeln, und ich wurde müde länger auf dem Thiere zu sitzen. — Der Schlaf drückte

mir gewaltig auf die Augen, aber nirgends, wohin ich nur sehen konnte, war auch nur so viel Schatten, daß ich meinen Körper darin in Ruhe hätte ausstrecken können. Da kommt mir mit einemmal ein ganz gescheidter Einfall in den Sinn. „Halt!" ruf' ich und mein Esel steht wie angewurzelt still. Was das Wort „Halt" bedeutet, das hat er gut behalten, dagegen das Wort „Vorwärts" lernt so ein Esel sein Lebenlang nicht verstehen.

Am Wege steht ein großer vertrockneter Aloestengel, an den binde ich meinen Grauen an und denke, ich will es recht pfiffig machen und mich in den Schatten, den er auf das braunverbrannte Gras wirft, zur Ruhe legen. Ehe ich aber diesen vortrefflichen Vorsatz ausführe, wisch' ich mir den Schweiß von der Stirn, schlenkere meine beiden Beine in Ordnung — denn sie waren von dem langen Reiten steif wie ein paar Schwefelhölzer geworden — und seh' mich noch einmal nach den schönen blauen Bergen um, die sich auf der andern Seite in weiter Ferne hinziehen.

Als ich mich darauf wieder umkehre, um mich hinzulegen, wer liegt da schon in guter Ruhe im Schatten des Esels und schnarcht wie eine Rohrdommel?



Kein anderer als mein Antonio. Er war doch noch ein größerer Pfiffikus gewesen als ich; was ich erst wollte, hatte er schon ausgeführt.

Daß der Mann da so gemüthlich lag und schlief, das war recht schön und gut, aber hier war ich doch offenbar die Hauptperson und er nur des Thieres wegen mitgekommen. Außerdem konnte er ja die Sonnenhitze besser vertragen, da er viel mehr daran gewöhnt war, als ich.

„Heda, Antonio, steh' auf!" rief ich und schüttelte ihn. Er schlug die Augen auf, sah mich groß an, machte dann wieder die Augen zu und — legte sich auf seine andere Seite.

Ich schüttelte ihn derber. „Antonio!" rief ich, „steh' auf! Der Schatten, in dem du liegst, gehört mir und nicht dir." Diesmal aber gab sich Antonio gar nicht einmal die Mühe, die Augen aufzuschlagen, auch sprach er kein Wort, sondern bewegte nur den Zeigefinger der rechten Hand hin und her, was bei den Italienern soviel sagen will, als: „Nein, Herr!" Noch einmal schrie ich ihm in die Ohren: „Antonio, nimm doch Vernunft an! Ich habe den Esel einmal gemiethet und folglich auch seinen Schatten mit ihm, daher packe dich fort! Der Schatten ist mein!"

Da rief Antonio: „Herr! Beweist mir erst, daß Ihr selbst ein Esel seid, dann sag' ich, Ihr habt recht, denn dieser Schatten gehört einem Esel und der Esel gehört mir, und daher werde ich nicht aufstehen, sondern in dem Eigenthum meines Eigenthums ruhig fortschlafen!"

Und wieder wollte er sich zur Ruhe legen, aber jetzt hatte er mich in Zorn gebracht, eben weil ich die Wahrheit seiner Worte nicht widerlegen konnte. Ich packte ihn an dem Kragen und riß ihn von der Stelle weg, wo er lag. Jetzt wurde er aber auch zornig und sprang auf. Und so faßten wir uns Beide, um uns gegenseitig von dem ersehnten Platze wegzuschleudern. Da gab es einen tüchtigen Ringkampf, denn keiner wollte nachgeben. Zuletzt stießen wir an einen Stein, fielen Beide zu Boden und wälzten uns in der vollsten Mittagssonne so lange herum, bis wir endlich einen kleinen Erdabhang wohl ein Paar Fuß tief auf die weiche Erde herunter rollten. Da lagen wir in dem glühenden Sande wie ein Paar gebratene Hühner in der Bratpfanne; dennoch hielten wir uns als tapfere Ringer noch immer gegenseitig umschlungen.

„Herr!" sprach jetzt Antonio, „ich sehe wohl, wir sind an Kraft und Gewandtheit gleich. Wozu plagen wir uns gegenseitig? Hört einen Vorschlag an. Gebt mir einen Paul (so heißt ein römisches Geldstück) da will ich Euch den Eselschatten verkaufen!"

„Wenn es nichts weiter ist, du närrischer Kerl," rief ich, „den Paul will ich dir schon geben. Hättest du das nur gleich gesagt, so hätten wir uns nicht unnöthig geärgert."

Wir ließen einander los und standen auf. Antonio empfing sein Geld und wir stiegen wieder den Abhang herauf, von dem wir noch vor Kurzem heruntergerollt waren.

Was sahen wir da! Denkt euch unsern Schrecken! Der Eselschatten, den ich eben für einen blanken römischen Paul gekauft, war fort und der Esel mit ihm. Antonio war pfiffiger gewesen als ich, aber Antonio's Esel noch viel

pfiffiger als Antonio. Das Thier hatte die Aloestaude, an die es gebunden war, mit Leichtigkeit aus der Erde gerissen und war auf und davon gegangen.



Ganz weit hinten am Horizont auf dem Wege nach Rom sah ich es gemüthlich hintraben.

Wie Antonio aber den Esel nicht an seinem Platze erblickte, glaubte er, das Thier wäre ihm auf immer verloren und gerieth, auf echt italienische Weise in die wildeste Verzweiflung. Er biß sich in den Daumen, er raufte sich die, Haare, er warf seinen spitzen Hut auf die Erde und trat ihn mit Füßen, kurz, er geberdete sich wie ein kindischer, jähzorniger Bube. Dabei schrie er fortwährend: „Ach mein Eselchen! Ach du mein liebes Eselchen! Du einziges Gut das ich armer Mann auf dieser Welt besaß! Ach, der einzige Fehler, den du hattest, das war der verdammte Schatten. Hättest du keinen Schatten gehabt, dann hätt' ich dich noch hier, dann wärest du nicht weg!"

„Sei doch kein Kind!" rief ich, „da läuft ja dein Esel ruhig nach Hause!" Und ich wies mit der Hand dahin, wo der Esel seines Weges zog.



Da wurde Antonio plötzlich wie verwandelt. Er jubelte laut auf. Schnell stülpte er wieder den Hut auf sein zerrauftes lockiges Haar; die schwarze Manchesterjacke warf er über die linke Schulter, mit der rechten Hand faßte er seinen Knüttel und fort lief er wie der Wind seinem Esel nach. Nie in meinem ganzen Leben habe ich einen Menschen so laufen gesehen!

Da stand ich nun, allein, mitten in der Gluth einer italienischen Mittagssonne. Was blieb mir zu thun übrig, als meinen beiden Begleitern traurig nachzusehen. „Hoffentlich werden sie bald wieder da sein!" dacht' ich, setzte mich am Wege hin und brummte in den Bart ein deutsches Lied, das da anfängt: „O du lieber Augustin, Alles ist weg!"

Alle meine Hoffnung war vergebens. Ich saß eine, ich saß zwei Stunden da, aber wer nicht wiederkam, war Antonio mit seinem Esel. An jene zwei Stunden werde ich mein Lebtage denken! Endlich wurde ich erlöst. Eine Weinkarre, die von zwei langhörnigen Stieren gezogen wurde, kam des Weges daher gefahren. Hätte der Weinkärner sich nicht meiner erbarmt und mich gegen ein gut Stück Trinkgeld mitgenommen, vielleicht säß' ich noch da. — —

So erzählte mein Vetter. Und was ist die Lehre von der Geschichte? Die Lehre ist die: „Wenn es heiß ist und du hast einen Esel, so sei du froh und reite zu, bis du an's Ziel kommst. Wer sich aber um eines Esels Schatten streitet, der hat nur Aerger und verliert den Esel obendrein."

Mailust.

Sonnenschein und Blüthenduft,
Das ist ein Vergnügen!
Wann in blauer Maienluft
Hoch die Lerchen fliegen.
Wann des Baches Wellen sich
Durch die Blumen schmiegen,
Und die Schmetterlinge sich
Auf den Halmen wiegen,
Ach, wie ist es da so schön
Tief im Gras zu liegen
Und zum Himmel aufzusehn! —
Das ist ein Vergnügen!

Zwei Sommerlieder.

1.

Wann der Frühling vorbei,
Kommt der Sommer heran. —
War der Frühling ein Kind,
Ist der Sommer ein Mann.

War dem Frühling sein Wämschen
Schon lustig genug,
Ist dem Sommer sein Rock
Mehr von gelblichem Tuch.

Hat der Frühling sich Blumen
Um's Hütlein gethan,
Steckt der Sommer sich Kirschen
Und Erdbeeren d'ran.

Und weinte der Frühling
Da gab's einen Regen;
Und brummt der Herr Sommer,
Da giebt's einen Segen.

Der fährt gleich mit Donner
Und Wetter darein,
Und 's kann auch nicht alle Tag'
Sonnenschein sein.

Doch wenn er auch brummet,
Daß ringsum es kracht,
Nachher um so lust'ger
Er schmunzelt und lacht.



2.

Dem Sommer, dem bin ich
Absonderlich gut,
An Alt und an Jung
So viel Gutes er thut.

Giebt Guten und Bösen
Ihr tägliches Brod,
Und trocknet viel Thränen
Und stillt manche Noth,

Und spricht zu den Kindern:
„Nun kommt 'mal und seht,
„Was zwischen dem Korn ich
„Für Euch hingesät!"

„Die Kornblum' so blau
„Und den klatschrothen Mohn,
„Die pflückt Euch und macht Euch
„Ein Kränzel davon!

„Und wünscht Ihr noch recht
„Etwas Lust'ges dazu,
„Da schick' ich die Schmetterling'
„Auch noch Euch zu.

„Und der Kuckuk soll rufen,
„Die Frösch' sollen schrei'n.
„Nun kommet und spielet
„Und vertraget Euch fein!"



Halloh! Die Thüren aufgethan!
Hör' zu, wer hören will,
Ich bin der Herbst, ein lust'ger Mann,
Ich steh' nicht lange still!

Heut' fahr' ich Gerst' und Hafer ein
Und trag' den Erntekranz,
Und Abends dann beim kühlen Wein
Mach' ich Musik zum Tanz.

Und morgen auf die Bäum' hinauf! —
Kopf weg, und aufgepaßt!
Hei! Wie das roth und gelb zu Hauf
Herunterschlägt vom Ast! — —

Ein ander Mal dann in den Wald
Da blaſ' ich auf zur Pirsch;
Der Jäger kommt, die Büchse knallt,
Hussah, sie traf den Hirsch!

Hussah! wie das im Walde klingt,
Im grünen, stillen Raum'
Wo sich die Eichkatz' munter schwingt
Im Nu von Baum zu Baum!

Ich bin der Herbst, Ihr kennet mich,
Ich steh' nicht gerne still.
Halloh, halloh! Drum tummle sich
Wer fröhlich werden will!

Frühlingsglocken.

Schnee-Glöckchen thut läuten!
Was hat das zu bedeuten? —
Ei, gar ein lustig Ding!

Der Frühling heut' geboren ward,
Ein Kind der allerschönsten Art;
Zwar liegt es noch im weißen Bett,
Doch spielt es schon so wundernett.
Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd
Und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all',
Erwacht im Thal!
Was soll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern!

Mai-Glöckchen thut läuten!
Was hat das zu bedeuten? —
Frühling ist Bräutigam,

Macht Hochzeit mit der Erde heut'
Mit großer Pracht und Festlichkeit.
Wohlauf denn, Nelk' und Tulipan,
Und schwenkt die bunte Hochzeitfahn'!
Du Ros' und Lilie, schmückt euch fein,
Brautjungfern sollt ihr heute sein!
Ihr Schmetterling'
Sollt bunt und flink
Den Hochzeitreigen führen,
Die Vögel musiciren!

Blau-Glöckchen thut läuten!
Was hat das zu bedeuten? —
Ach, das ist gar zu schlimm!

Heut' Nacht der Frühling scheiden muß,
Drum bringt man ihm den Abschiedsgruß.
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,
Es rauscht der Wald, es klagt der Quell,
Dazwischen singt mit süßem Schall
Aus jedem Busch die Nachtigall,
Und wird ihr Lied
So bald nicht müd',
Ist auch der Frühling ferne —
Sie hatten ihn all' so gerne!



Wie ist doch die Erde so schön!

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelein:
Sie heben ihr leicht' Gefieder,
Und singen so fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und Seen:
Sie malen in klarem Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel
Und die Wolken, die drüber geh'n!

Und Sänger und Maler wissen es
Und Kinder und and're Leut'!
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer's nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'!



Sonntagsmorgen.

Aus den Thälern hör' ich schallen
Glockentöne, Festgesänge,
Helle Sonnenblicke fallen
Durch die dunkeln Buchengänge,
Himmel ist von Glanz umflossen
Heil'ger Friede rings ergossen.

Durch die Felder still beglücket
Ziehen Menschen allerwegen;
Frohen Kindern gleich geschmücket
Geh'n dem Vater sie entgegen,
Der auf gold'ner Saaten Wogen
Segnend kommt durch's Land gezogen.

Wie die Blumen festlich blühen!
Wie so fromm die Bäume rauschen!
Eine Lerche seh' ich ziehen,
Ihren Liedern muß ich lauschen;
Alle streben Gott zu dienen
Und ich bete still mit ihnen.

Eine Hühnerwirthschaft.

1.





Auf einem Gehöfte lebte ein alter Hahn, der hieß Henning, und seine Frau, die alte Henne, hieß Kratzefuß. Von den vielen Kindern, welche die beiden gehabt hatten, waren fast alle von ihrer Herrschaft aufgegessen, nur zwei Hähnchen waren noch übrig: Gokelmann hieß der ältere und Hähnel der jüngere. Beides waren muntere Burschen, keck, eitel und streitsüchtig, wie man es von jungen Hähnen nur verlangen kann: aber der Gokelmann hatte eben nicht das Pulver erfunden, während sein Bruder Hähnel schon gescheidter war. Beißen mußten sie sich täglich ein paarmal, denn bei Hühnern gehört das zur guten Lebensart. Nun wohnte auch noch auf demselben Hofe ein rothhaariger Hund, Phylax mit Namen; der war ein so gutmüthiges Thier, daß er den Hühnern nie etwas zu Leide that. Oft ließ er ihnen sogar manchen guten Bissen von seinem Fressen übrig; daher hatten sie ihn denn auch alle gern.

Eines Morgens spazierte einmal der Gokelmann ganz gemüthlich für sich allein in dem großen Garten hinter dem Hause. Da wußte er ganz hinten am Ende des hölzernen Zaunes einen prächtigen hohen Misthaufen, auf den er für sein Leben gern hinaufflog. Wie stolz und majestätisch kam er sich da oben vor, wie krähte es sich da so hübsch über die weiten Felder hin!

Auch heute war sein erster Gang zu dem Haufen dort. Wie er nun so im besten Scharren und Kratzen und Krähen war, sah er am Wasser hinter dem Zaun Meister Reinecke, den Fuchs, liegen, der rührte und regte sich nicht und schaute fortwährend eifrig nach dem Ufersande hin. Gokelmann hatte wohl schon oft in seinem Leben von dem bösen Hühnerdieb gehört, aber nie einen gesehen, und weil nun der Fuchs rothhaarig war und auch sonst viel Aehnlichkeit mit einem Hunde hatte, redete er ihn an und rief: „Du da! Bist du nicht ein Bruder von unserm Phylax?“



Der Fuchs, der schon lange den appetitlichen jungen Hahn da oben gewittert hatte, dachte: „Warte, ich will dich schon fassen, wenn ich dich nur erst hier habe!“ Er blieb ruhig in seiner Stellung liegen und that, als ob er nichts gehört hätte.

„Du da! Bist du nicht der Bruder von unserem Phylax?“ rief das Hähnchen noch ein paarmal mit immer lauterer Stimme.

„Ach, sieh' da, liebster Gokelmann!“ sprach endlich der Schlaue und richtete den Kopf in die Höhe. „Wie bin ich froh, daß ich dich einmal zu sehen bekomme, du lieber, kleiner Kerl! Allerdings bin ich der Bruder vom Phylax, und der hat mir so viel Schönes von dir und deinem Bruder Hähnel erzählt. Ihr sollt ja beide prächtig krähen können; du glaubst nicht, wie gern ich das anhöre! Leider bin ich jetzt erkältet und die Erkältung hat sich mir auf die Ohren geworfen, so daß ich schwer in der Ferne höre. Du würdest mir eine große Freude machen, wenn du über den Zaun zu mir herunterfliegen möchtest und mir so recht in der Nähe etwas vorkrähtest!“



„Ich kann ja nicht zu dir kommen,“ sprach Gokelmann ganz traurig. Er fühlte sich so sehr geschmeichelt von dem Lobe des Fuchses.

„Ach wie schade!“ sprach Meister Reinecke, „ich wollte dich auch noch um eine andere Gefälligkeit bitten. Der Doktor hat mir gerathen, ich soll wegen meiner Taubheit frische lebendige Regenwürmer auf die Ohren legen; da bin ich nun hergekommen, um mir welche zu holen und kann sie nicht gut mit meiner Schnauze fassen. Ja, wer deinen Schnabel hätte!“

„Regenwürmer? fette Regenwürmer? Sind denn wirklich welche da?“ fragte Gokelmann eifrig.

„Ach und was für welche!“ sprach der Fuchs, „Kerle, wie die Aale so fett, das kribbelt und wibbelt davon hier unten beim Wasser. Nie in meinem Leben sah ich solche Menge beisammen.“

Wie das der Gokelmann hörte, konnte er sich nicht halten, er hob die Flügel um über den Zaun zum Fuchs hinunter zu fliegen. Sein liebstes Essen von der Welt waren ja fette Regenwürmer! — Aber vergebens! Gerade gestern hatte die Köchin ihm die Flügel beschnitten, damit er eben nicht überall hinfliegen könne. So ward es ihm unmöglich hinunterzuflattern.

Er klagte dem Fuchs sein Leid. Dieser wollte ihm auch eben einen guten Rath geben, wie er trotzdem aus dem Garten heraus zu ihm kommen könne, da ließen sich aber in der Nähe Menschenstimmen hören. Der Fuchs hatte gerade noch Zeit, dem leichtgläubigen Gokelmann zuzurufen: „Komm' morgen wieder, du Herzens-Gokelmann! und bring' doch auch ja deinen lieben Bruder Hähnel mit, dann wollen wir mehr mit einander sprechen, hörst du?" — Darauf streckte er den Schwanz hoch in die Luft und lief, was er nur konnte, in's Feld hinein.



Traurig ging Gokelmann nach seinem Hofe. Fortwährend dachte er an das leckere Frühstück, wovon der Fuchs ihm gesagt hatte.

Daheim angelangt, erzählte er nun seinen Eltern, was ihm begegnet war. Nach seinen Worten konnten die alten Hühner auch nicht anders denken, als daß der taube Freund am Ufer ein Hund gewesen wäre. „Alterchen!" sprach Frau Kratzefuß zum Hahn, „wie wär's, wenn wir morgen um diese Zeit alle zusammen nach der Stelle hingingen, wo die Regenwürmer sind? Wir haben lange keine gegessen und es ist doch das Köstlichste, was ein Geschöpf essen kann."

„Schon recht, Mutter!" sprach der alte Henning. „Wir können schon hin, ich möcht' aber auch gern unsere lieben Kinder mitnehmen und denen sind ja leider gestern die Flügel beschnitten."

„Wird schon gehen," sprach die Henne, „laß mich nur machen! Ich weiß, da ist unter dem Gartenzaun ein kleines Loch in der Erde, das kratzen und scharren wir beide soweit auf, daß wir die Kinder bequem durchbringen. Nicht wahr, du bist dabei?"

„Nun meinetwegen!" rief Henning und die ganze Hahnfamilie freute sich schon im voraus auf das morgende Frühstück.

2.

Kaum waren am andern Morgen früh die Hühner aus dem Stalle gelassen, so liefen sie, wie es verabredet war, in den Garten. Das Loch unter



dem Zaun war bald gefunden. Die gute Kratzefuß scharrte es mit Beinen und Flügeln größer. Bald schlüpften alle vier durch und nun gings halb laufend, halb fliegend zu der Stelle am Bache hin, wo gestern der Fuchs gelegen hatte.

Sie suchten, sie scharrten, sie pickten, — von Regenwürmern war keine Spur zu finden. Ermüdet hörten endlich die Hähne auf, danach zu suchen; nur die Henne scharrte und kratzte noch immerzu, sie hoffte doch noch das ersehnte Regenwürmer-Frühstück zu finden.

„Hör' auf, Mutter!" sprach endlich Hähnel mit einem ärgerlichen Seitenblick nach dem Bruder hin, „der Gokelmann hat sich wahrscheinlich wieder einmal zum Narren halten lassen von irgend einem Landstreicher von Hund, oder gar von unserm Todfeinde, dem Meister Reinecke selber. Dem Gokelmann kann man solche Weisheit schon zutrauen."

„„Was willst du damit sagen?"" fuhr Gokelmann gegen seinen Bruder los.

„Was ich damit sagen will?" erwiderte Hähnel ganz ruhig, „ich will damit sagen, daß du ein dummer Junge bist!"

„„Ein dummer Junge?"" schrie der Andere, „„Bruder, du hast mich geschimpft! Wir müssen uns schlagen! Ich fordere dich!""

„Auf Schnäbel oder auf Sporen?" fragte Hähnel.

„„Auf alle beide!""

„Meinetwegen, komm' heran!" sprach der Herausgeforderte und die Kämpfer stellten sich gegeneinander auf.

Frau Kratzefuß wollte die Söhne auseinander bringen, aber der alte Henning sagte: „Mutter, laß die Beiden ruhig sich mit einander beißen. Hähne sind Hähne; wie ich jung war, hab' ich's mit meinen Brüdern ebenso gemacht."



So kämpften denn die beiden streitsüchtigen Hähne ihren Zank nach der richtigen Hahnenordnung aus. Erst standen sie lange Zeit gegeneinander gekehrt, mit gesträubten Halsfedern, die Köpfe tief, die Schwänze hoch, dann pickten sie grimmig in den Sand, zuletzt aber flogen sie scharf auf einander los, und versuchten mit ihren Sporen und Schnäbeln sich Eins zu versetzen. So wiederholten sie den Kampf vielemal. Beide hielten sich gleich tapfer, aber Hähnel, obgleich der Jüngere, war doch stärker als sein Bruder. Er biß zuletzt den armen Gokelmann so zusammen, daß dieser matt in's Gras fiel und sich für besiegt erklärte.

Jetzt rauschte es plötzlich im Busche neben den Hühnern.

„Der Fuchs! der Fuchs!" schrie der alte Hahn mit einem lautgellenden Schrei. Er und die Henne und der tapfere siegreiche Hähnel rissen nun aus, was sie konnten, über Disteln und Dornen, über Stock und Stein. Der arme Gokelmann aber, der vom Kampfe ermattet, nicht so schnell laufen konnte, wurde von dem listigen Fuchs beim Kragen gefaßt und unbarmherzig erwürgt.

Seht, Kinder, so geht es in einer Hühnerwirthschaft zu. Giebt's was zu fressen oder zu streiten, da ist so ein Hahn gleich hinterher und beißt sich tapfer herum. Kommt es aber darauf an, einander beizustehen in großer Gefahr, da laufen sie weg und lassen Kinder und Brüder im Stich.

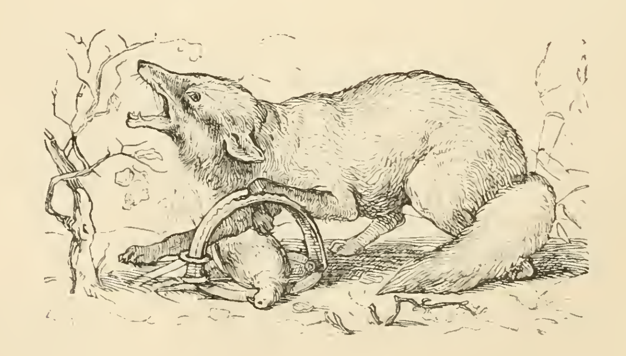
Ob es wohl Menschen geben sollte, die es eben so machen?

Aber nun wollt Ihr wohl auch noch wissen, wie es dem Meister Reinecke erging. Dem bekam sein Raub schlecht, denn Füchse sind listig, aber Menschen sind noch listiger.

Die Hühner hatten ihr Unglück dem Hofhunde geklagt, der Hofhund erzählte die Geschichte seinem Herrn, und der Herr stellte bei dem Loche am Garten-



zaun, wo die Hühner durchgeschlüpft waren, eine Falle auf, in die er eine Taube befestigte. Da kam eines Nachts der Hühnerdieb geschlichen; er meinte durch den Garten in den Hof und von da in den Hühnerstall einzubrechen. Da hätte er sich gar zu gern den lieben Hähnel zum Nachtessen abgeholt. Diesmal aber hatte der Schlaukopf sich verrechnet, er fing sich selbst in dem Fuchseisen, wurde todtgeschlagen und von seinem Felle ist eine Pelzmütze gemacht worden, die Ihr noch beim Pelzhändler sehen könnt. Wo aber dieser Pelzhändler seinen Laden hat, das hab' ich wirklich vergessen.



Der Schmeichler.



„O Ihr lieben schmucken Tauben,
„Wie Ihr zierlich oben sitzet!
„Dieses Spiel von bunten Farben,
„Das an Eurem Halse blitzet,
„In der Nähe möcht ich's sehen;
„Laßt Euch doch herab zu mir,
„Eure Pfötchen möcht' ich küssen.
„Täubchen! o erlaubt es mir!"

Girrend hörten es die Tauben,
Fingen an, dem Fuchs zu glauben.

„Zarte Tauben! süße Tauben!
„O wie girret Ihr so schön,
„Leider ist mein Ohr erkältet
„Und ich kann's nicht gut versteh'n.
„Süße, allerliebste Tauben!
„Flieget doch zu mir hernieder,
„Daß kein Hauch verloren gehe
„Von dem Klange Eurer Lieder!" —
Flatternd hörten es die Tauben,
'S war so schön, dem Fuchs zu glauben.

„Welch ein Anblick! o wie zierlich
„Dieses Flattern Eurer Schwingen,
„Keinem Schwane, keinem Adler
„Kann solch' Flügelschlag gelingen!
„Kommt! o kommt!" —
Die Tauben kamen
Und bald hätt' er sie gefaßt,
Hätte nicht zum Glück der Hofhund
Schnell verjagt den schlimmen Gast. —
Merkt ihr nun, ihr eitlen Tauben,
Wie dem Schmeichler ist zu glauben?



Der Steckenpferdreiter.*)



Ei, Ei! Herr Reiter,
Sein Roß will ja nicht weiter!
Mich dünkt, es wird schon müde sein,
D'rum kehr' er hier in's Wirthshaus ein,
Geb' er dem Rößlein frisches Heu,
Trink' selbst er einen Schluck dabei. —
So, so! Herr Reiter!
Nun kann er wieder weiter! —



Halt, halt! Herr Reiter,
Sein Rößlein darf nicht weiter!
Hier ist die Stadt und hier das Thor,
Da zahlt man seinen Zoll zuvor:
Drei Groschen werden nöthig sein,
Sonst sperrt man in die Wach' ihn ein!
So, so! Herr Reiter,
Nun kann er wieder weiter!

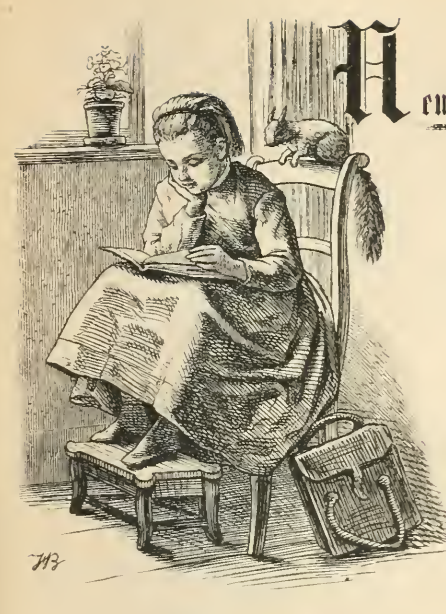


Ei, ei! Herr Reiter,
Sein Gaul will ja nicht weiter!
Sein Gaul, der will beschlagen sein,
Hier ist die Schmiede, tret' er ein,
Heb' er dem Thier das Füßlein auf,
So nagl' ich ihm drei Eisen d'rauf!
So, so! Herr Reiter!
Nun kann er wieder weiter!



Ei, sieh' da, Herr Reiter,
Das Pferd zum Stalle leit' er.
Nun ist er heimgekehrt vom Ritt,
Was bringt er denn den Kindern mit? —
Er Schelm! d'ran hat er nicht gedacht?
Das Geld verthan, nichts mitgebracht!
Ei, ei! Herr Reiter,
Ich dacht' ihn mir gescheidter!

*) Zwischen jeder Strophe reitet der Steckenpferdreiter dreimal herum.



Neugier.

Nehm' ein Buch ich in die Hände
Nehm' die Feder, nehm' den Stift:
Kommt Eichkätzchen wie der Blitz,
Guckt und guckt von seinem Sitz
In das Buch mir, in die Schrift.

Mätzchen! sprich, du willst wohl lernen?
„Lernen? ich Eichkätzchen? Was?
„Nein! Nur sehen will ich, sehen!
„Neues, Neues will ich sehen!
„Nur was Neues macht mir Spaß.“ —

Reimsprüche.

Nach dem Sauren das Süße.

Wer erst in saure Aepfel biß
Und dann in einen süßen,
Der wird den süßen ganz gewiß
Dann doppelt froh genießen.
Doch wer in süße Aepfel biß
Und dann in einen herben,
Dem wird der herbe ganz gewiß
Die ganze Lust verderben.

Nur zum Guten brauch' die Hände
Was du thust, bedenk' das Ende.

Guter Rath.

Wer sich des Brodes freuen will,
Muß guten Teig sich kneten.
Wer sich des Gartens freuen will,
Der muß das Unkraut jäten.
Wer sich des Lebens freuen will,
Muß arbeiten und beten.

Wie die Arbeit, so der Lohn,
Und die Ernte, wie die Saat:
D'rum, wer nichts gelernet hat
Schande trägt er nur davon.

Vom boshaften Hannes.

Eine Erzählung.

Was das für ein boshafter Junge ist, der Hannes! Da zieht er neulich mit einigen Schulkameraden vor's Thor hinaus. Jeder der Knaben hat seinen Papierdrachen mitgenommen, den wollen sie auf der Pfingstwiese fliegen lassen. Vor ihnen läuft Nero, der halbausgewachsene und schon so große Hund des Hannes.

„Mein Drachen steigt doch noch einmal so hoch als eure schlechten Papier-lappen da!“ ruft Hannes unterwegs.

„Wir werden's ja sehen!“ meinen die Andern und beachten sein Geschwätz nicht weiter.

„Gut! Wetten wir!“ spricht jener und steht still.

„Wir können unser Geld besser brauchen, als zum Wetten!“ sagen die Andern und gehen vorwärts. „Wessen Drachen am höchsten steigt, der hat die meiste Freude, da kann er genug d'ran haben!“ —

Jetzt waren sie auf der Pfingstwiese angelangt. Sie nahmen ihre Papier-vögel und ließen sie steigen; der Wind war günstig. Im Anfang hob sich auch wirklich der Drachen des Hannes am ruhigsten und sichersten, während die der Andern fortwährend hin und her schwankten, ehe sie stiegen. — Bald aber drehte sich das Ding und zuletzt standen alle übrigen Drachen viel höher als seiner.

„Noch ist nicht aller Tage Abend!“ rief er mit großer Zuversicht. — Aber innerlich verdroß es ihn nicht wenig.

Was war zu thun? Er mochte zerren oder ziehen, laufen oder still stehen, es wollte ihm nicht gelingen, den Andern zuvor zu kommen.

Jetzt lief dem Buben die Galle über und er ließ seinen Aerger an den Spielgenossen aus. Bald sprang er ihnen vor die Füße, bald suchte er sie im Laufen seitwärts in den Graben zu stoßen, und was dergleichen Bubenstreiche mehr waren. Alles' umsonst! Seine Kameraden waren gewandte Jungen; geschickt wußten sie ihm jedesmal auszuweichen. „Gieb dir keine Mühe, Hannes!“ sprachen sie mit größter Ruhe, „paß' auf, daß du selbst nicht stolperst, Hochmuth kommt vor dem Fall.“

Nichts kränkt den Zornigen mehr, als die Ruhe derer, gegen die er seinen Zorn auslassen möchte. Der böse Junge gerieth förmlich in Wuth; am lieb-sten wär' er gleich über die Spielgenossen hergefallen und hätte darauf losge-schlagen, aber freilich, er wußte, daß er da schlecht angekommen wäre. Er hielt ja auch immer den Faden seines herrlichen Drachens in der Hand und

wollt' ihn nicht loslassen. Dabei geberdete er sich so täppisch, daß die Andern lachen mußten, sie mochten wollen oder nicht.

„Ich will Euch lehren, über mich lachen!" schrie er jetzt, da er sich nicht anders zu helfen wußte. „Nero! Faß, faß die Buben da! Faß!"

Nero, so jung er war, pflegte sonst recht gern dabei zu sein, den Leuten, auf die er gehetzt wurde, ein Stück aus dem Rocke zu zerren oder sie in die Waden zu beißen; heute war er vernünftiger als sein Herr und in lustiger Laune. Statt die andern Knaben anzufallen, sprang er spielend und bellend am Hannes herauf und hinderte den im Laufen.

„Faß! Nero! Faß!" schreit dieser fortwährend und thut alles Mögliche, den Hund böse zu machen. Indem aber fällt sein eigner Drachen in derselben Richtung nieder, wo er das Thier hinhetzt. So wie mein Nero, der nun endlich doch bissig gemacht ist, den fallenden Papiervogel sieht, wie der so jämmerlich am Boden zappelt, fährt er wie der Wind darauf los und packt ihn und zaust ihn, daß die Fetzen nur so herumfliegen.

„Nero! Laß los!" schreit der Hannes, der es mit Schrecken erblickt, „laß los!" Dabei läuft er, was er nur kann, dem Hunde nach. Ja schrei' und lauf' du so viel du willst! Mein Nero meint, er müsse seine Beute nun auch gleich heim bringen. Mit den lustigsten Sprüngen, den Kopf stolz in die Höhe



gereckt, trägt er den zerfetzten Vogel im vollen Rennen nach Hause. Die großen Augen und das aufgerissene Maul, die auf dem Drachen gemalt waren, paßten herrlich zu der traurigen Lage des papiernen Ungeheuers; es sah aus, als ob es aus Leibeskräften um Hülfe schreien wollte.

Und was that der Hannes? Er lief und wüthete immerfort hinter dem Hunde her und merkte gar nicht, daß alle Leute, die den Spektakel mit ansahen, über die komische Jagd sich lustig machten.

Unterdessen spielten die andern Knaben auf ihrer Pfingstwiese noch lange Zeit zusammen in Lust und Einigkeit und waren froh, den Hans Großmaul los zu sein. — Wie mag der sein herrliches Prachtstück zu Hause wieder gefunden haben!

Doppeltes Veilchen.



Lieb Veilchen, lieb Veilchen,
Du warst bescheiden ein Weilchen;
Doch doppelte Bescheidenheit, —
Ich muß gestehn, es thut mir leid, —
Riecht ein klein wenig nach Eitelkeit.



Im Frühling.

Der Frühling ist 'kommen,
Rings freut sich die Welt;
Es grünet, es blühet
Im Wald und im Feld!

Was wollt ihr noch warten?
Hinaus in den Garten!
Mögt unter den Buchen
Euch haschen und suchen,
Um unter den Linden
Euch wieder zu finden,
Im hohen Gras.
Welche Lust ist das!

Und die Büsch' und die Sträucher und Hecken,
Die werden euch sicher verstecken.

Doch müßt ihr euch hüten
Zu knicken die Blüthen.
Wie leicht sind zerrissen
Die zarten Narzissen!
Zertritt man die Nelken,
Bald werden sie welken. —
Und singt euch im Flieder
Ein Fink' seine Lieder:
So nehmt euch in Acht,
Keinen Lärm dann gemacht!
Denn die freundlichen lustigen Vögel
Sind ängstlich und scheu in der Regel.

Und wollt ihr vom Spielen
Im Schatten euch kühlen,
Da sucht noch ein Weilchen
Nach Maaslieb und Veilchen
Und bringt sie nach Haus.
Und schlafet euch aus,
Und träumet von Spielen und Blüthen,
Und die Engel mögen euch hüten!



Reimsprüche.

Die Elster.

Die Elster schwatzt und hüpft daher
Als ob's ein eitel Mädchen wär'.

Das schlechteste Kleid.

Es giebt gewiß kein schlechter Kleid,
Als wie das Kleid der Eitelkeit.

Setz' dem Esel in die Krippen
Auch den schönsten Braten hin:
Und er wird mit rohen Lippen,
Ohne nur davon zu nippen,
Aergerlich das Maul verzieh'n.
Aber gieb ihm grobes Stroh,
Hei, wie schmaust er da so froh!

Was geh'n den Spitz die Gänse an?



Es war einmal ein kleiner Spitz,
Der glaubt', er wär' zu Allem nütz,
Und kam ihm Etwas in die Quer,
Da knurrt und brummt und bellt er sehr. —

Nun wackelt einst von ungefähr
Frau Gans mit ihrem Mann daher,
Und vor den lieben Eltern wandern
Die Kinderchen, Eins nach dem Andern;

Und wie sie um die Ecke biegen
Da schreien alle vor Vergnügen:
„Seht doch die Pfütze da! — Kommt hin!
„Wie herrlich muß sich's schwimmen drin!"
Das sieht Herr Spitz und bellt sie an:
„Weg da! Weg da! Nu seht doch an!
„Wie könnt ihr euch nur untersteh'n
„In's Wasser so hinein zu geh'n?
„Wenn ich nicht wär' dazu gelaufen,
„Ihr müßtet jämmerlich ersaufen!"

Das macht der alten Gans nicht bange!
Sie zischt ihn an wie eine Schlange.
Da zieht mein Spitz sein Schwänzchen ein
Und läßt die Gänse, Gänse sein,
Doch knurrt er noch im vollen Lauf: —
„Nu, wer versaufen will, versauf'!" — —



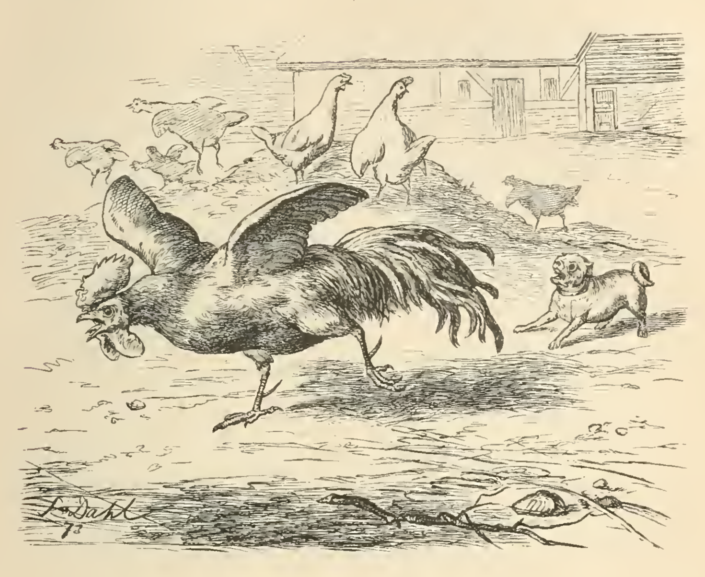
Die Gänschen aber, trotz dem Spitze,
Sie schwelgten recht in ihrer Pfütze;
Und immer noch aus weiter Fern'
Hört bellen man den weisen Herrn. —
Bell' er, so viel er bellen kann!
Was geh'n den Spitz die Gänse an?



Der Hahn.

In der Sonne steht der Hahn,
Redet seine Hennen an:
„Seht mich an! Wo ist der Mann,
Der mit mir sich messen kann?
Seht dies Auge groß und mächtig,
Meine Federn golden, prächtig,
Meines Kammes Majestät,
Diese rothe Krone, seht! —
Meine Haltung stolz und schlank
Meines Ruf's Trompetenklang,
Und mein königlicher Gang,
An den Füßen diese Sporen,
Alles zeigt Euch einen Mann,
Der wahrhaftig sagen kann:
Daß zum Helden er geboren!“

Also spricht der stolze Hahn,
Kräht, so laut er krähen kann! — —
Plötzlich kommt ein kleiner Mops
Springt und bellt mit lust'gem Hops
Nur zum Spaß den Helden an,
Und — — o seht! der kühne Mann
Läuft, was er nur laufen kann. — —
Ach, du jämmerlicher Hahn!



Im Aehrenfeld.

Seht, wie überall
Reif die Aehre schwellt,
Welche goldne Pracht
In dem weiten Feld!
Hundertfach erfüllt sich
Eines Kornes Saat;
Tausendfach vergilt sich
Eine gute That!

Vogelschießen.

Jetzt sind wir alle Schützen
Und darauf sind wir stolz;
Wir schießen große Vögel,
Doch sind sie nur von Holz.

Ihr Vögel in den Lüften,
Ihr habet vor uns Ruh',
Kommt nur, ihr lust'gen Pfeifer,
Und macht Musik dazu!

Einer so, der Andere so!

Einer thut's mit dem Verstand
Und der And're mit der Hand. —
Was man thut, womit man's thut,
Ist gleichviel — nur werd' es gut!

Die Hausgenossen*).

1.

Es war einmal eine Wurst, eine Maus und eine graue Erbse, die wohnten zusammen in einem Hause. Nun waren alle drei von verschiedener Art; denn die Wurst war immer ernsthaft und traurig gestimmt, die Erbse lachte fortwährend, und die Maus war etwas dummdreist und voreilig; aber im Ganzen vertrugen sie sich doch recht gut zusammen. In der Woche bekümmerten sie sich wenig um einander, denn da ging jedes seinen Geschäften nach. Kam aber der Sonntag heran, so machten sie gemeinschaftliche Küche. Sie hatten sich dabei untereinander verabredet, daß, wenn zwei von ihnen an diesem Tage Vormittags auf Visiten ausgingen, das Dritte jedesmal zu Hause bleiben sollte, um den Sonntagskohl zu kochen, und so hielten sie es denn auch längere Zeit ganz genau nach der bestimmten Ordnung.

Nun traf sich immer, daß der Kohl an den Sonntagen, wo die Wurst ihn gekocht hatte, den beiden Andern köstlich schmeckte, absonderlich aber der Maus. Wie sie daher eines Tages wieder einmal am Essen waren, da konnte die Maus sich nicht länger halten und sprach:

„Nun sag' einmal, liebes Wurstchen, wie machst du das eigentlich, daß der Kohl immer so schön schmeckt, wenn du ihn kochst?"

„I, das will ich dir schon sagen, liebe Maus," antwortete das Wurstchen, „das ist gar keine große Hexerei. Sieh' mal, ich mach' es so: wenn er recht im vollen Kochen ist, dann lauf' ich selber ein Paarmal durch den Kohl durch, und davon schmeckt er denn so schön. — Die Maus dachte: „Gut, das will ich mir merken."

Nun war gerade am nächsten Sonntag die Reihe an ihr, den Kohl zu kochen, und da wollte sie es denn auch genau ebenso machen, wie sie es von der Wurst gelernt hatte. Aber, ach du liebe Zeit! beim ersten Durchlaufen durch den heißen Kohl verbrühte sie sich, ertrank und verkochte darin.

Wie nun die Wurst und die Erbse nach Hause kommen und sich zu Tische setzen wollen, da kocht der Kohl im Topfe, daß es nur so brummt, aber wer nicht da ist, das ist unsere Maus. Da suchen und suchen die beiden Andern denn im ganzen Hause herum, aber Alles vergebens.

„Wenn der Maus nur kein Unglück passirt ist," sagte die Wurst und wurde ganz traurig. Aber die leichtsinnige graue Erbse lachte wie immer und sagte: „Ach hol' sie der Kuckuck! Mich hungert, gieb den Topf her!" — Wie sie nun den Kohl auf die Schüssel gegossen haben, was fanden sie da? Da lagen

*) Nach einem plattdeutschen Märchen aus Ostpreußen.

die feinen Knöchelchen und der lange graue Schwanz von der armen Maus auf dem Grunde des Topfes, aber alles Uebrige an ihr war verkocht.

Wie das die graue Erbse sah, merkte sie gleich, wie die Sache sich zugetragen hatte, und mußte dabei so schrecklich über die Dummheit der Maus lachen, daß ihr davon mit einemmal der ganze Rücken aufplatzte. Da mußte sie flink zum Schuster hinlaufen und sich einen Flick aufnähen lassen, und seit der Zeit haben auch alle grauen Erbsen hinten einen schwarzen Flick. Die arme Wurst aber war ganz untröstlich, setzte sich auf die Thürschwelle und weinte und schluchzte, daß es zum Erbarmen war.

2.

Wie nun so die Wurst im besten Weinen und Lamentiren ist, kommt grade ein Hund die Straße dahergelaufen.

„Wurst!" fragte der Hund, „was weinst du?"

„Na, soll ich denn nicht weinen? Maus ist im Kohltopf versoffen."

„Ach, das ist ja fürchterlich! Na, dann will ich auch auf der Stelle heulen!"

„Hund, Hund!" rief der Zaun, der dicht daneben stand, „was heulst du denn so?"

„Na, soll ich denn nicht heulen? Maus ist im Kohltopf versoffen, Wurstchen sitzt auf der Schwelle und weint, soll ich denn da nicht heulen?"

„Ach; das ist ja fürchterlich! Na, dann will ich auch gleich umfallen!"

„Zaun, Zaun!" rief der Baum, gegen den der Zaun umfiel, „bist du betrunken? Was fällst du denn um?"

„Na, soll ich denn nicht umfallen? Maus ist im Kohltopf versoffen, Wurstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund heult, soll ich denn nicht umfallen?"

„Ach, das ist ja fürchterlich! Na, dann will ich auch gleich mein Laub fallen lassen!"

„Baum! Baum!" rief der Brunnen, in den das Laub hineinfiel, „warum läßt du dein Laub fallen?"

„Na, soll ich denn nicht? Maus ist im Kohltopf versoffen, Wurstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um; soll ich denn nicht mein Laub fallen lassen?"

„Ach, das ist ja fürchterlich! dann will ich auch gleich all' mein Wasser ausspeien!"

Da kommt die Magd und will Wasser schöpfen: „Aber Brunnen! Warum spei'st du denn all' dein Wasser aus?"

„Na, soll ich nicht? Maus ist im Kohltopf versoffen, Wurstchen sitzt auf

der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt sein Laub fallen; soll ich denn nicht mein Wasser ausspeien?"

„Ach, dann will ich auch gleich meine Eimer entzwei schlagen."

Kommt der Herr angefahren: „Magd, bist du unsinnig? Schlägst deine Eimer entzwei?"

„Na, soll ich nicht? Maus ist im Kohltopf versoffen, Wurstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt sein Laub fallen, der Brunnen speit sein Wasser aus; soll ich denn nicht meine Eimer entzwei schlagen?"

„Ach, dann will ich auch gleich meinen Knecht prügeln!"

„Herr, Herr!" schreit der Knecht, „was prügelt ihr mich denn?"

„Na, soll ich nicht? Maus ist im Kohltopf versoffen, Wurstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt sein Laub fallen, der Brunnen speit sein Wasser aus, die Magd schlägt ihre Eimer entzwei; soll ich denn nicht meinen Knecht prügeln?"

„Na, dann will ich auch in die weite Welt laufen, bis ich umfall!" sagt der Knecht und nun läuft er und läuft immerzu, und läuft noch jetzt, wenn er nicht schon umgefallen ist.

Das übergelehrte Kind.



Vöglein, lieb' Vöglein,
Was treibt ihr für Faxen?
Singt wie eur' Schnäbelein
G'rade gewachsen,
Immer dasselbe Lied
Und doch wird's keiner müd.
Sagt mir in aller Welt
Wie sich das Ding verhält?

Seht nur, ich armes Kind,
Muß mich so plagen;
Lerne der Lieder viel,
Weiß sie zu sagen,
Denke fortwährend mir
Wie ich sie deklamir',
Und doch macht's wenig Spaß.
Vöglein, wie kommt denn das?

„Kindlein, lieb' Kindlein,
So treib' doch nicht Faxen?
Sprich wie dein Schnäbelein
G'rade gewachsen.
Streng' nur dein Köpfchen an
Doch bist du fertig dann,
Tummle die Glieder aus,
Jauchz' in die Welt hinaus!"

Der Rosenstrauch.

Ein Märchen.

In einem stillen Waldthal stand ein kleines Haus, das war so freundlich, daß jedes Jahr im Frühling die Schwalben hingeflogen kamen und ihre Nester an dem Fenstergebälk bauten, da wo der Weinstock, der um das Fenster herumgewachsen war, ihnen dazu Platz ließ. Neben diesem Hause war ein Gärtchen, eng und schmal, aber hübsch und heimlich, darin blühte ein Rosenstrauch auf einem Platz wie ihn ein Rosenstrauch sich nur wünschen kann. Die Erde worin er wuchs, war so recht fett und schwarz; im Frühling blühten um ihn herum Primeln und Veilchen, im Sommer Levkoien und Lavendel, mit denen konnte er sich unterhalten, so viel er Lust hatte. Auch stand ein dichter Fliederbusch nicht weit davon, drin hatten Vögel ihre Nester und hinter dem Fliederbusch am Bach stand ein hölzerner Schuppen mit sechs Bienenstöcken, die waren voller Bienen. Da sangen und summten die Vögel und Bienen und machten Musik von Morgens früh bis Abends spät; es war eine rechte Freude das anzuhören. Was aber dem Rosenstrauch ganz besonders gefallen konnte, das war das blonde Anne-Mariechen, die in dem kleinen Hause wohnte. Sie pflegte ihn gerade als wäre er ihr Kindchen. Morgens, wenn sie frisch gewaschen und glatt gekämmt in den Garten kam, da war das Erste was sie that, daß sie ihren lieben Rosenstock begoß, ihm die Raupen ablas, ihm die vertrockneten Blätter abstreifte, und wenn irgend



eine Brennnessel oder sonst ein häßliches Unkraut über Nacht in seiner Nähe aufgeschossen war, riß sie es aus und warf es über den Zaun. Dafür schenkte

ihr der Rosenstock denn auch, wenn seine Blüthezeit war, die schönsten Knospen. Das sah einmal hübsch aus, wenn Anne-Mariechen Sonntags, wenn sie zur Kirche ging, sich die Rosen an ihr himmelblaues Brusttuch steckte; und wenn sie Abends im Schatten des Fliederbusches neben ihrem lieben Rosenstock saß, ihre Liederchen sang und dann wieder ab und zu ihr klein weiß Näschen tief tief in die Rosen hineinsteckte, um sich an ihrem Geruch zu ergötzen, da waren beide, der Rosenstock und's Anne-Mariechen so vergnügt und still zufrieden, wie man es nur irgend sein kann.

So ging das Ding eine Zeitlang fort, bis einmal ein fremder Vogel in den Garten geflogen kam, der setzte sich auf den Gartenzaun und sang dem Rosenstrauch ein nie gehörtes Lied vor. Er erzählte wie schön es sei weit fort außerhalb des Waldes: da stände ein prächtiges Königsschloß und neben dem Schloß wäre ein herrlicher Garten; in dem Garten wüchsen keine Primeln und kein Thymian, keine Aurikel und kein Lavendel — nein! — da ständen die schönsten Blumen aller Art grade so stolz und schön wie die Fräulein, die in dem Garten immer herumspazierten, und da rieselte auch nicht nur ein gewöhnlicher Bach, — nein! — hohe Springbrunnen plätscherten dort in marmornen Becken und statt der Nachtigallen im Fliederbusch plapperten dort grüne und rothe Papageien in zierlichen Vogelhäusern.

Der Rosenstrauch konnte sich an dem Liede nicht satt hören. „Was meinst du," fragte er den Vogel, „würde ich in den Garten wohl hinpassen?"

„„Warum denn nicht,"" antwortete der Vogel. „„Du bist schöner wie viel andere Blumen in der Welt! und außerdem gehörst du auch gar nicht hierher, unter die erbärmlichen Primeln und Levkoien. Da drüben, da drüben! da gehörst du hin, da ist der rechte Platz für dich!""

„Aber das Anne-Mariechen!" rief der Rosenstrauch und schüttelte bedenklich seine Zweige. „Das pflegt mich und ich habe es so lieb!"

„„Ach was! Anne-Mariechen hin, Anne-Mariechen her! Da drüben ist ein gelehrter Kunstgärtner und sechs Gehülfen, die werden dich ganz anders warten und hüten, und die schönen Fräulein, die wirst du erst recht lieb gewinnen, wenn du ihre seidenen Kleider und ihre feinen Gesichter siehst. Die werden auch nicht immer deine Knospen brechen und dich mit Riechen incomodiren wie das einfältige Anne-Mariechen, in ihrem Leinenröckchen, mit den braunen Fingern und dem Stumpfnäschen, — die sehen dich nur an und machen Gedichte an dich und singen dir Lieder vor, wie kein Vogel und keine Biene und kein Bauernkind es vermag.""

„Nein, das muß prächtig sein!" rief der Rosenstrauch, „da muß ich hin, mag's werden wie es will!"

„„„So recht!“‟ rief der Vogel, „„„also auf baldiges Wiedersehn!“‟ und damit flog er fort.

Aber dem Rosenstrauch war es als hörte er immer noch den Wundersang, Tag und Nacht, und er sehnte sich fort, fort von hier in den schönen Garten. Und er klagte den Blumen umher sein Leid, doch sie Alle, groß und klein, flüsterten: „Gar schön ist's hier, beim lieben Anne-Mariechen.“ Und er fragte die Bienen, die summten und brummten: „Nein, nein! bleib' hier, beim Anne-Mariechen!“ und den Vögeln im Fliederbusch klagte er auch und sie sangen lustig und laut: „Wie schön ist's hier! bleib' hier, bleib hier!“

Doch der Rosenstrauch war gar thöricht, er hörte nicht auf den Rath seiner Freunde, die es so gut mit ihm meinten, er sah gar nicht mehr wie schön Alles um ihn her war, merkte kaum auf Anne-Mariechens zärtliche Pflege; alle seine Gedanken und Wünsche flogen zum schönen Garten hinüber. Und er bat den Bach: „O nimm mich mit und bring' mich zum Königsgarten.“ Aber die Wellen rauschten: „Nein, nein! das kann nicht sein! bleib' hier, bleib' hier, beim Anne-Mariechen!“

Und der Vogel kam wieder und wieder und sang die lockende Weise und der Rosenstrauch ward immer trauriger und bat wieder und wieder den Bach: „O nimm mich mit, nimm mich mit!“ — —

Es war Sommer und heiße Tage kamen; die Sonne brannte und Alles schmachtete nach Frische und Kühlung. Der Rosenstock konnte wohl zufrieden sein, denn reichlich waren seine Wurzeln mit Wasser getränkt vom kleinen Anne-Mariechen, die es mühsam geschöpft, denn der Bach war fast vertrocknet bei der großen Hitze; aber dennoch ließ der Rosenstrauch die Blätter und Knospen hängen und war gar traurig und Anne-Mariechen ward es mit ihm. Sie konnte nicht begreifen, warum er nicht lustig fortgrünte und blühte, that sie ihm doch alles Liebe und Gute. Noch vor Schlafengehen brachte sie ihm wieder Wasser und sah ihn lange freundlich und nachdenklich an.

Und in der Nacht zog ein entsetzliches Wetter herauf! Der Sturm sauste durch die Luft, Blitze fuhren durch die Dunkelheit, der Donner krachte unaufhörlich und dann rauschte mächtiger Regen nieder. Der Bach schwoll an und seine Wellen jagten eilig am Rosenstrauch vorüber, da rief der: „Jetzt nimm mich mit, nimm mich mit! bring' mich zum Königsgarten!“ — In demselben Augenblick ging die Thüre des kleinen Hauses auf und Anne-Mariechen erschien in derselben. Sie wollte sehen ob das Unwetter ihrem lieben Rosenstrauch nicht zu weh thäte. Ein heller Blitzstrahl zeigte ihre kleine Gestalt im leichten Röckchen, ihr angstvolles Gesichtchen -- aber Sturm und Regen tobten gar zu arg und jagten sie zurück in's Haus. Und die Wellen riefen: „„„Bleib' hier, bleib'

hier beim Anne-Mariechen!"" Aber der Rosenstrauch bat und flehte, immer mehr und mehr und immer heftiger und dringender und da ward der Bach zornig: „„Jetzt hab ich's satt,"" rief er, „„so komm' denn mit, du Thor, wenn du durchaus es willst."" Und er riß den Strauch mit allen Wurzeln aus dem Boden; heftiger Schmerz durchzuckte seine Zweige, Blätter, Blüthen und Knospen und er ächzte tief auf — der Bach aber riß ihn mit fort, weit wei fort, in die ferne Welt hinaus!

Das Gewitter war vorüber, die Nacht tief dunkel und auf den schäumenden Wellen fuhr der Rosenstrauch weiter und weiter. Es ward ihm Angst und Bange und er rief den Wellen zu: „Nicht so schnell" — und dann in steigender Furcht: „O bringt mich zum Anne-Mariechen!"" Aber der Bach rauschte: „„Du hast's gewollt!"" und rauschte weiter, immer weiter.

Da endlich kam der Morgen! Der Lauf des Baches ward allmählig langsamer und plötzlich fühlte der Rosenstock einen Halt am Ufer; er lag am Fuß einer kleinen Brücke. Leicht schwang sich ein feiner Bogen mit zierlichem Geländer über den Bach, ganz anders als der kleine Steg an Anne-Mariechens Häuschen. Die Sonne ging auf in stiller Pracht und der Rosenstock schaute erstaunt um sich, — welch' glitzernde, strahlende Herrlichkeit umgab ihn. Ja! das war der Königsgarten, von dem ihm der Vogel erzählt. In der Ferne sah er das prächtige Schloß, ringsum den herrlichen Garten mit seinen Blumen, Springbrunnen und Wundervögeln und auf allen Bäumen, Sträuchern, Blumen glänzten Tausende von Diamanten, die Regentropfen der Nacht, im Sonnenschein. Der Rosenstock war voll Freude und Bewunderung; bald aber überkam ihn ein Gefühl der Trauer und des Zagens. O, wie einsam, wie verlassen lag er hier. Er sah flinke Gärtnerburschen in zierlicher Kleidung, die hier eine vom Sturm gebeugte Blume aufbanden, dort abgebrochene Zweige sammelten, aber Niemand kümmerte sich um ihn — fern war das Kind, das ihn so treu gepflegt, so sehr geliebt! — und wie klein, wie unbedeutend fühlte er sich in der ihn umgebenden Pracht! —

So verging Stunde auf Stunde; immer trauriger ward der arme Rosenstrauch. Sollte er hier im Anschaun der ersehnten Herrlichkeit verschmachten? O wenn der Bach ihn wieder mitnähme und brächte ihn zum Anne-Mariechen. Aber der Bach hörte nicht auf sein Seufzen; er that als kenne er ihn nicht mehr und lief eilig vorüber.

Da plötzlich sah der Rosenstock zwei schlanke Mädchengestalten, vom Schloß her, kommen. Ein kleines Windspiel lief vor ihnen her, umkreiste sie spielend in zierlichen Sprüngen und kehrte dann wieder liebkosend zur schönen Herrin zurück. Ja! das waren die Königsfräulein, mit den seidenen Kleidern und den

feinen Gesichtern, von denen der Vogel erzählt hatte; glitzerten doch auch ihre langen Locken im Sonnenschein wie lauteres Gold. „Sie werden mich finden, mich aufnehmen und pflegen," so hoffte er. Das Hündchen kam heran, beschaute und beroch den Gast aufmerksam und schoß wieder weiter; doch auch die schönen Fräulein kamen näher und näher. Jetzt betraten sie die Brücke und schauten ringsum, als sie oben standen. Da rief die Größere: „O sieh, der schöne Rosenstock! Wo mag er herkommen? Ich will's dem Gärtner sagen, der soll ihn einpflanzen" — und sie gingen vorüber! Wie wäre das Anne-Mariechen zu seiner Hülfe herbeigesprungen, hätt's nicht geachtet, wenn die Dornen ihre Fingerchen gestochen, ihr Kleidchen zerrissen. Der arme Rosenstrauch war gar traurig!



Bald kam nun ein munterer Gärtnerbursch und nahm ihn mit zu seinem Herrn, dem Obergärtner, und der sagte: „Es ist ein guter Rosenstrauch; wir können ihn gebrauchen. Pflanze ihn ein, hier nahe beim Springbrunnen. Aber der Rosenstrauch muß anders werden. Ich will ihn beschneiden und er soll künftig nicht nur hellrothe, sondern auch weiße, gelbe und dunkelrothe Blüthen tragen."

Und so geschah es. Die Zweige wurden gestutzt, andere Triebe künstlich eingesetzt. Mit neuen Augen schaute nun der Rosenstrauch um sich, aber fröhlich konnte er nimmer werden. Wohl war es schön um ihn her — aber die Lieder die der Springbrunnen neben ihm sang, waren immer die gleichen, einförmig und langweilig; die fremden Blumen umher erzählten einander von ihrer fernen Heimath gar seltsame Geschichten. Der Rosenstock aber wollte nichts lieber hören als vom Anne-Mariechen im stillen Waldthal und davon wußten sie nichts, und wenn er ihnen von dort erzählte, so hörten sie kaum zu. Und die andern Rosen, seine schönen Schwestern, die im Garten standen, kümmerten sich auch nicht um ihn. Und selbst die bunten Vögel mit ihren Wunderliedern und ihrer



gelehrten Sprache machten ihm keine Freude. Er wurde achtsam gepflegt, man ließ es ihm an nichts fehlen; auch die schönen Königsfräulein kamen öfter in den Garten, gingen an ihm vorüber, sahen auch wohl mit freundlich theilnehmenden Blicken auf ihn — aber sie liebten ihn nicht wie's Anne-Mariechen! An die dachte er Tag und Nacht. Er wußte es nur zu gut, das Kind auch sehnte sich nach ihm und trauerte wohl gar um ihn! Fast weinte er sich die Augen aus, ward welk und krank.

Und eines Morgens kam der Gärtnerbursch, riß den armen Rosenstrauch aus dem Boden und warf ihn zum Garten hinaus. Da lag er nun verschmachtend an der Mauer und seine dürren Zweiglein flüsterten noch traurig: „O, Anne-Mariechen, wär' ich bei Dir geblieben!"





Das Bienenhaus.

Im Garten ist es schwül und still,
Die Sonne brennt, 's ist Mittagszeit;
Kein Blättchen da sich regen will,
Kein Mensch zu sehen weit und breit.

Wo sind sie denn nur alle hin?
I nu, da hat es keine Noth,
Die Leute in den Häusern d'rin
Sie ruhen aus beim Mittagbrod.

Und auch die Schwalbe unterm Dach,
Im Stall die Kuh, im Feld das Schaf,
Die Tauben auf dem Taubenschlag,
Hält Alles seinen Mittagsschlaf.

Wie still ringsum! — Nein! Horch' doch hin!
Dort um den Gartenzaun herum
Beim Hopfen, wo die Malven blüh'n,
Was ist das für ein leis' Gesumm?

Ja so! da steht das Bienenhaus.
Er freilich, da geht's fleißig her! —
Ihr Bienlein, ruht ihr denn nicht aus?
Die Sonne sticht doch gar zu sehr!

Nu! nehmt mir's nur nicht gleich so krumm,
Ich fragte nur gelegentlich.
Macht doch nicht gleich ein solch' Gebrumm!
Ich seh', ihr habt nicht Zeit für mich. — —

Und immerfort hinein, hinaus!
Die sammeln Blumenstaub sich ein,
Die andern machen Honig d'raus,
Die richten sich ihr Zellchen ein.

So geht es bis zum Abendroth,
Sie wissen nichts von Mittagsruh'.
Ihr fleiß'gen Thierchen, grüß' euch Gott,
Wie seh' ich euch so gerne zu!

Ja, thät' ein Jeder, wie ihr thut,
Was wär' das eine Freude doch!
Nu, macht nur euren Honig gut,
Es giebt auch fleiß'ge Kinder noch!



Der Schneemann.

Steh', Schneemann, steh'! —
Und bist du auch von Schnee,
So bist du doch ein ganzer Mann,
Hast Kopf und Leib und Arme d'ran,
Und hast ein Kleid, so weiß und rein,
Kein Seidenzeug kann weißer sein;
Du stehst so stolz und fest und breit
Als wär' es für die Ewigkeit. —

Steh', Schneemann, steh'! —
Wenn ich dich recht beseh':
So fehlt dir nichts auf weiter Welt.
Du hungerst nicht, sorgst nicht um Geld.
Ich glaub' auch, daß dich gar nichts rührt,
Und wenn es Stein und Beine friert;
Der Frost, der And're klappern läßt,
Der macht dich erst recht hart und fest. —

Steh', Schneemann, steh'!
Die Sonne kommt, Juchhe!
Jetzt wirst du erst recht lustig sein! — —
Was ist denn das? Was fällt dir ein?
Du leckst und triefst ohn' Unterlaß,
O Schneemann, Schneemann, was ist das?
Das schöne warme Sonnenlicht,
Der Menschen Lust, erträgst du nicht?

Weh', Schneemann, weh'
Du bist doch nichts als Schnee!
Dein Kopf war dick, doch nichts darin,
Dein Leib war groß, kein Herz darin,
Und das, was And're fröhlich macht,
Hat dir, du Wicht, nur Leid gebracht.
Ich glaub', ich glaub', manch' Menschenkind
Ist g'rade so, wie du gesinnt:
Schnee, nichts als Schnee!

Reimsprüche.

Ein Jeder nehme wohl in Acht
Was Lust und Ehr' ihm hat gebracht,
Der Wirth seinen Krug,
Der Krämer sein Tuch,
Der Bauer seinen Pflug,
Das Kind sein Buch.

Ist der Bauch dir gar zu voll
Geht dir nichts, wie's gehen soll.

Hast was Schlechtes du gethan
Und es will dich reuen,
Fange schnell was Gutes an
Und du wirst dich freuen.

Wenig mit Lust.

Wer trocken Brod mit Lust genießt,
Dem wird es gut bekommen,
Wer Sorgen hat und Braten ißt,
Dem wird das Mahl nicht frommen.

Das Geburtstagsgeschenk.

Eine Erzählung.

1

Der junge Baron Reinhold, ein reicher Gutsbesitzer, war eines Tages auf seinem leichten Wägelchen allein spazieren gefahren. Er hatte sich unterwegs etwas verspätet, daher trieb er jetzt seinen feurigen englischen Rappen um so eiliger an, damit er bei Zeiten zu Hause sein könne. Er wollte heute Abend in Haus und Garten manche Anordnung treffen, denn den morgenden Tag, seinen Geburtstag, gedachte er durch allerlei Lustbarkeiten zu feiern.

Wie er nun in einen steinigen Hohlweg kommt, wo es so schmal ist, daß nur eben ein Wagen fahren kann, sieht er, wie vor ihm der alte Hildebrand, ein Bauer aus seinem Dorfe, fährt; auf dessen Wagen stehen einige Körbe, die oben mit Stroh und Leinwand bedeckt sind. Der Bauer fährt aber langsam wie eine Schnecke. „Vorwärts! Vorwärts!" ruft Reinhold dem Manne zu. „„Es geht nicht, Herr Baron!"" ruft dieser zurück. „„Beim besten Willen;



es ist unmöglich!"" Der Baron wird verdrießlich, der Bauer spricht zu seiner Entschuldigung Manches, was Reinhold vor dem Gerassel auf den Steinen nicht versteht, und da jener noch immer in demselben Schneckengange fort fährt, ruft er: „Jetzt hab' ich Euren Eigensinn satt; entweder vorwärts oder ich mache Ernst mit Euch!"

Noch einmal vertheidigt sich der Bauer mit aller Würde und Ruhe. Er sagt, es wären da Dinge in den Körben, die er auf dem steinigen Wege nicht zu Schanden fahren dürfte. „„Haben sie doch nur etwas Geduld, Herr Baron!"" ruft er, „„der Weg wird bald wieder breiter, da können Sie mit Gemächlichkeit an mir vorbeifahren."" Aber der ungestüme Reinhold achtet nicht darauf was jener sagt; er schimpft, er flucht und droht endlich, wenn Hildebrand seine Pferde nicht auf der Stelle rascher antreibe, so werde er ihm mit der Deichsel seines Wagens in die Körbe hineinfahren. Das wird dem Bauern denn doch etwas zu arg. Sein Gesicht verfinstert sich und mit nachdrücklichem Ton spricht er: „„Herr Baron, um Ihrer selbst willen bitte ich Sie inständigst, lassen Sie das bleiben. Ich sag' Ihnen, sie würden es bereuen!""

„Was?" ruft Reinhold im vollen Jähzorn, „auch drohen wollt Ihr mir noch obendrein? Ihr sollt erfahren, daß ich gewohnt bin mein Wort zu halten!" Und ohne weiter zu überlegen was er thut, treibt er seinen Rappen mit einem tüchtigen Hiebe an. Richtig fährt er mit der Deichsel gegen die Körbe, die nun einer gegen den andern stoßen. Klirr—rr! bricht und knackt es in den Körben zusammen.

Erschrocken über die eigene That reißt Reinhold jetzt schnell sein Pferd zurück. Aber das feurige junge Thier nimmt das übel, springt rechts und links, schlägt nach allen Seiten um sich und bäumt sich hoch in die Luft.

Unterdessen hatte der Bauer durch alles das, was bisher geschehen war, sich nicht aus der Fassung bringen lassen. Ohne sich auch nur umzusehen nach dem Klirren der Körbe war er ruhig weiter gefahren und selbst seine Tabakspfeife, die er im Munde hielt, war ihm noch nicht einmal ausgegangen. Jetzt aber sieht er plötzlich, daß der Baron durch das wüthende Thier in offenbarer Lebensgefahr ist. Ohne sich lange zu besinnen, springt er von seinem Wagen, eilt dem, der ihn noch eben so arg beleidigt hat, zu Hülfe und bringt bald durch seine kluge und ruhige Behandlung das wild schnaubende Thier wieder in Ordnung. Darauf geht er gelassen zu seinem Wagen zurück. Ehe Reinhold, der, seines immer noch sehr unruhigen Pferdes wegen, jetzt langsam fahren muß, ihn erreichen kann, ist der alte Bauer bereits in eine Seitenstraße eingelenkt, die auf einem Nebenwege zum Gute führt.

Jetzt erst erkannte der junge übermüthige Mann sein Unrecht. Am liebsten

wäre er gleich seinem Retter nachgefahren und hätte ihm den Schaden, den er ihm an seinen Körben zugefügt, bezahlt; aber leider mußte er des Pferdes wegen sich beeilen, daß er sobald wie möglich nach Hause kam, denn das Thier war bei seinen Sprüngen am Bein verletzt worden.

Schon am Anfange der alten Kastanienallee, die zum Schloß führte empfing den Heimkehrenden seine junge Frau mit freundlicher herzlicher Bewillkommnung. Reinhold wagte es nicht, ihr frei in die Augen zu sehen. Sein Unrecht gegen den alten Hildebrand drückte ihn wie ein Stein auf dem Herzen. Von dem ganzen Vorfall sagte er seiner Frau nichts. Sonst hatte es ihm immer so viel Freude gemacht, ihr Alles, auch das Geringste, was ihm auf seinen Spazierfahrten begegnete, mitzutheilen.

Das erste, was Reinhold that, als er sich auf seinen Zimmern allein befand war, daß er an den alten Hildebrand einen Brief schrieb. Am Schlusse des Schreibens bat er, der Alte möge ihm doch sagen lassen, was er in den Körben gehabt habe, er wolle ihm den Schaden wieder ersetzen. Diesen Brief schickte er sogleich an Hildebrand ab. Der aber ließ ihm ganz kurz als Antwort sagen: „Das werde sich Alles schon finden." Mehr wußte der einfache schlichte Mann in diesem Augenblick nicht zu sagen. Der Gutsherr hatte ihn mit seinen rohen Schimpfreden doch zu tief gekränkt. — —

2.

Der Geburtstag Reinholds war angebrochen. Schon am frühen Morgen sah es auf dem Schlosse gar festlich aus. Die junge Baronin pflegte an solchen Tagen sämmtliche Festgeschenke im Frühstückzimmer zierlich unter schönen Blumen aufzubauen. Auch heute that sie das und als Alles in der besten Ordnung da stand, führte sie ihren Mann, nachdem sie ihm von Herzen Glück gewünscht, vor den reichbesetzten Tisch.

Sie hatte ihm diesmal eine ganz besondere Freude zugedacht. Schon lange hatte Reinhold sich ein hübsches neumodisches Eßgeschirr von Porzellan gewünscht. Das hatte die Frau heimlich in der Stadt eingekauft und es gestern durch den alten Hildebrand herausbringen lassen. Erst vor einigen Minuten hatte der Bauer die Körbe durch seinen Knecht hergeschickt. Ohne sie vorher viel anzusehen, hatte die Baronin sie, wie sie da waren, auf den Tisch gesetzt. Die Ueberraschung sollte auf diese Art um so größer sein; gerade das Auspacken solcher Geschenke machte ihrem Mann immer so viel Vergnügen.

„Hier, lieber Reinhold," sprach sie mit leuchtenden Augen zu ihm, „ist mein Hauptgeschenk. Ehe du aber die Körbe öffnest, rath' einmal, was darin ist!"

Reinhold rieth hin und her, aber er traf es nicht. „Da wollen wir denn doch lieber gleich die wunderbaren Schätze an's Tageslicht bringen!" rief er. Mit freudiger Erwartung hob er den ersten der Körbe vom Tisch auf die Erde herunter und fing an, den Bindfaden, der über den Inhalt geschnürt war, herunter zu schneiden. Wie er dabei den Korb näher betrachtet, da fällt ihm ein, er habe doch ganz kürzlich irgendwo ähnliche Körbe gesehen. Nachdenklich hält er in seiner eifrigen Arbeit inne. Plötzlich aber wird sein Blick ernst, seine Stirn zieht sich in Falten zusammen; er hat sich erinnert, daß dies dieselben Körbe sind, die er gestern auf Hildebrands Wagen mit kindischem Aerger so übel behandelt hat. — Seine Frau merkt die Veränderung seines Ausdrucks. „Ist dir etwas, lieber Mann?" fragt sie und sieht ihn besorgt an. —

Nach einigem Zögern rief der Baron: „Nichts, nichts!" dann öffnete er den Korb und wickelte mit sichtbarer Unruhe die einzelnen Tücher und Papiere von den Packeten, die in dem Korbe sorgfältig nebeneinander lagen, auf. Aber gleich in dem ersten Packet, welch' ein trauriger Anblick! Da lagen die bunten



Scherben einer kostbaren Porzellanterrine wirr durch einander, und bald sah er zu seinem Schrecken, daß das ganze Service wohl in ähnlichem Zustande in dem Korbe liege.

„Aber mein Himmel!" rief die junge Frau, „wie ist denn das nur geschehen! Da kann doch niemand anders d'ran Schuld sein, als der alte Hildebrand, der mir gestern die Körbe aus der Stadt gebracht hat!" Aber Reinhold sah ihr ernst in's Auge und sprach: „Liebe Hedwig, der alte Mann ist unschuldig daran. Der jähzornige übermüthige Mensch, der uns beiden diese Freude, der mir diesen schönen Tag durch seine unverzeihliche Uebereilung verbittert hat, das bin ich selbst." Und nun erzählte er der Frau sein ganzes Unrecht von gestern und verschwieg auch nicht das Allergeringste dabei. Zuletzt sprach er: „Liebe

Frau, du hast mir ein so schönes Geschenk machen wollen, und ich hab' dir die Freude verdorben. Jetzt will ich dir ein Geschenk machen, das nicht so leicht zerbrechen soll, wie dieses da. Hier! Nimm mein festes Versprechen, daß ich nie wieder einem so sträflichen Uebermuth mich überlassen will." Gern verzieh ihm die freundliche Frau, denn Reinhold war sonst brav und gut. Nur wenn die Hitze ihn hinriß, vergaß er sich in Ausbrüchen einer so übermüthigen Rohheit.

Aber die Verzeihung seines Weibes genügte Reinhold noch nicht. Er hatte ja noch bei einem Andern sein Unrecht gut zu machen. Ohne länger zu zögern, griff er zu Stock und Hut und eilte selbst zum alten Hildebrand hin. Er traf ihn nicht zu Hause. Der Alte war in's Feld hinausgefahren. Wohl eine halbe Stunde mußte Reinhold durch die Aecker laufen, eh' er ihn fand. Endlich erblickte er ihn, wie er eben sein kleines Feld umpflügte. Schon von weitem schwenkte der Baron ihm den Hut entgegen. „Alter, lieber Hildebrand!" rief er, „ich dank' Euch für das Geburtstagsgeschenk, das Ihr mir in's Haus geschickt habt." Der Bauer, der seinen Gutsherrn sonst wohl kannte und ihn bisher trotz seiner Fehler immer lieb gehabt hatte, glaubte jetzt doch, Reinhold spräche so im bitteren Spott über das zerbrochene Geschenk; denn daß die Baronin das Service zu diesem Zwecke gekauft hatte, wußte der Mann. Er nahm kurz und schlicht seine Mütze ab und wollte sich eben rechtfertigen, als Reinhold auch schon bei ihm war.



Mit Innigkeit ergriff dieser die Hand des Alten und schüttelte sie. „Ja", sprach er, „aus vollem Herzen dank' ich Euch! Durch Eure Ruhe und Würde, die Ihr gestern mir gegenüber gezeigt habt, und die mir erst jetzt recht in ihrem ganzen Werth erscheint, habt Ihr mir die Erkenntniß eines meiner schlimmsten Fehler geschenkt, und das ist das Beste, was ein Mensch dem andern geben kann! Verzeiht mir, was ich gestern im rohen Uebermuth an Euch gesündigt! Heute ist mein Geburtstag und da will ich keinen Menschen zum Feinde haben, am allerwenigsten einen solchen Ehrenmann wie Ihr seid, der mir treu in der Gefahr beigestanden hat!"

Das Gesicht des Bauern wurde ganz verklärt vor Vergnügen über die Worte des jungen Mannes. „Herr Baron!" rief er, „ich habe es ja immer gewußt, Ihr Blut ist heiß, aber Ihr Herz ist gut. Gleich gestern hab' ich es mir denken können, Sie würden Ihr Unrecht nicht auf sich sitzen lassen. So ist es denn auch eingetroffen. Und jetzt denken Sie nicht weiter daran. Ich habe nichts weiter gethan, als was jeder rechtliche Mann gegen seinen Mitmenschen thun muß. Ich habe Geduld mit Ihnen gehabt und dafür verdiene ich weiter keinen Dank."

Hildebrand mußte nun dem Baron versprechen, daß er im häuslichen Kreise heute bei ihm zu Mittag essen wolle. Der gute Alte ging mit Freuden darauf ein. — Er erschien pünktlich zur festgesetzten Stunde im Schloß.

Als sich die Familie des Barons mit ihrem Gast eben zu Tische gesetzt hatte und Reinhold gerade mit seiner Mutter und Frau sich sehr eifrig unterhielt, holte Hildebrand unter seinem weiten Rocke heimlich ein Päckchen hervor, nahm den Inhalt heraus, setzte ihn vor Reinholds Teller hin und deckte dessen Serviette darüber. Bald bemerkte dieser den geheimnißvoll verhüllten Gegenstand. „Was ist denn da wieder angekommen?" sprach der Ueberraschte und hob die Serviette ab. Da fand er darunter einen gar hübschen alten Weinkrug; auf dem stand geschrieben:

Ist auch der Krug nicht wie er soll,
Sei er doch guten Weines voll,
Ist gut das Herz, der Wille fest,
Viel Schlechtes g u t sich machen läßt.

„Wer in aller Welt hat mir nur den ehrwürdigen Humpen da hergestellt?" fragte Reinhold, „das ist ein köstlich Ding für meine Sammlung!" Aber der alte Hildebrand faßte Reinholds Hände und sprach: „Lieber Herr Baron! M e i n Wagen war es, auf dem gestern Ihr schönes Porzellangeräth zu Schaden gekommen ist, dafür wollte ich Ihnen wenigstens aus meinem H a u s e ein

Geburtstagsgeschenk mitbringen. Der Krug da ist ein altes Erbstück in meiner Familie, ich habe aber zwei derselben Art, daher bitt' ich, behalten Sie diesen zum Andenken von mir. Ich weiß, Sie haben es sonst immer gut mit mir gemeint, und wissen solch' altes Stück werth zu halten, wie solches es verdient."

Hocherfreut und mit herzlichem Dank nahm Reinhold das Geschenk aus den Händen des braven Mannes an. So schlicht der Krug war, für den Baron und seine Frau bekam er einen Werth, wie kein anderes Stück in ihrer Wirthschaft, ja, einen viel größeren Werth, als das Porzellanservice jemals für sie hätte haben können. Der Geber des Kruges war ja der Lebensretter Reinholds. Dieser ließ den Krug sogleich mit dem besten Rheinwein seines Kellers bis an den Rand füllen und die erste Gesundheit, die er daraus trank, war die des alten Hildebrand. Jubelnd stimmten Frau, Mutter und Schwester des jungen Mannes in die Gesundheit mit ein.

Daß nun der übrige Tag in voller Lust gefeiert wurde, daß der alte Hildebrand auch am Abend an dem glänzenden Feste mit Theil nehmen mußte könnt Ihr Euch denken.

Das Versprechen, das Reinhold seiner Frau gegeben, hielt fest und stark wie kein Porzellan der Welt, aber auch der Krug ist noch ganz und unbeschädigt, und erfreut noch immer manches Herz durch den köstlichen Rebensaft, den sein Besitzer in ihn hineingießt und durch den ehrlichen schlichten Spruch, den der Töpfer, welcher den Krug vor hundert Jahren machte, darauf geschrieben hat

---



Was hilft's?

Wenn's Glück ihm günstig ist,
Was hilft's dem Michel?
Steckt er im Weizenfeld,
Fehlt ihm die Sichel.

Wenn's Glück ihm günstig ist,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn, regnet's Hirsebrei
Fehlt ihm der Löffel.

Aus dem grünen Walde.



1.

Die Sonne schien so lustig drauß';
Es ging ein Kind durch den Wald zu Haus:
Trali trala!
Wie sang es da!
Trali trala,
Wie klang es da
So hell in dem grünen Walde!

2.

Und wie es so ging durch Busch und Gras,
Da riefen die Vögel ohn' Unterlaß:
Trala trali,
Bleib hie! Bleib hie!
Trali trala
Wie schön ist's da
Bei uns in dem grünen Walde!

3.

Und als es kam an den blauen Bach,
Da liefen und riefen die Wellen ihm nach:
Trala trali!
Bleib hie! Bleib hie!
Trali trala!
Wie schön ist's da
Bei uns in dem grünen Walde!

4.

Und als es da sprach: „das kann nicht sein,
Ich muß zurück zu dem Mütterlein" —
Trala trali
Wie flogen sie!
Trali trala
Wie liefen sie da
Ihm nach aus dem grünen Walde!

5.

Und andern Tags, als aus dem Haus
Das Kind nun schaut zum Fenster hinaus:
Trali trala
Die Vögel sind da!
Trala trali
Und die Wellen, sieh',
Die bringen ihm Grüß' aus dem Walde!

Kämmerchen zu vermiethen.

1.

Wer schleppt sich da so schwer heran?
Sieh' da, Herr Schneck! Nun schau 'mal an,
Dein ganzes Haus mit Küch' und Keller,
Mit Speisekammer, Stub' und Söller
Das trägst du huckepack umher
Als ob es in der Ordnung wär'.

2.

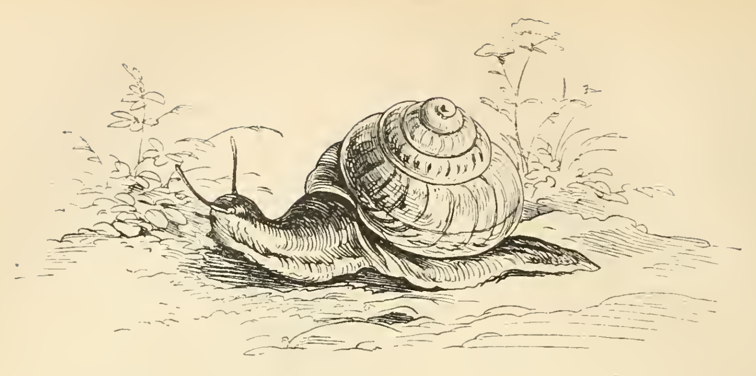
Hast Kämmerchen wohl zu vermiethen,
Die willst den Leuten feil du bieten?
Laß seh'n! — dein Haus das ist nicht schlecht,
Ist auch bemalt ganz regelrecht,
Auch scheint ein Wendeltreppchen d'rin,
Das führt wohl auf den Boden hin?

3.

Doch Eins ist mir bedenklich nur:
Ich seh' von Fenstern keine Spur.
Da muß es doch recht dunkel sein
So ohne allen Sonnenschein.
Und Mond und Stern' und Himmelslicht
Die sieht man d'rin gewißlich nicht.

4.

Auch scheint dein Haus mir doch zu klein,
Ich könnte kaum zur Thür hinein.
Nu, laß 'mal seh'n! Du närrscher Schneck,
So geh' doch von der Thüre weg!
Wer miethet eine Kammer wohl,
Wenn er sie nicht besehen soll?



5.

Ei, schaut einmal, das putz'ge Ding!
Kriecht selber in sein Häuschen flink,
Stellt in die Thür' sich breit hinein,
Wie soll da noch ein Mensch hinein?
Ich merk', du bist ein grober Wicht,
Nein, guter Schneck, so geht das nicht!

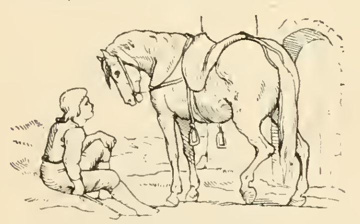
6.

Nimm wieder huckepack dein Haus
Und biet es nur wo anders aus.
Du meinst, ich wär' ein dummes Kind
Und würde miethen ganz geschwind,
Ohn' erst mich drinnen umzuseh'n?
Nein, guter Schneck, ich danke schön!

Der tapfere Reiter.

1.

Häuschen will reiten,
Setzt sich zu Rosse hin.
Rößlein das stehet noch;
Häuschen ruft: „Sehet doch,
Was ich ein Reiter bin!"



2.

Jetzt fängt das Rößlein
Ruhig zu gehen an.
Häuschen, du tapf'rer Mann,
Hälst dich am Sattel d'ran!
Schäm' dich, Herr Reitersmann!



3.

Jetzt fängt das Rößlein
Lustig zu traben an.
Häuschen, was wankst du doch?
Häuschen, was schwankst du doch?
Fängst ja zu schreien an!



4.

D'rauf im Galopp gar
Was fängt mein Häuschen an?
Hopp, fliegt die Mütz' ihm fort,
Hopp, liegt mein Häuschen dort.
Das ist ein Reitersmann!



Der Eine kommt, der And're geht.

Die Mutter ruft den Kindern zu:
„Kommt! Es ist Zeit zu Bett zu geh'n!"
Der Mond, der ruft den Sternen zu:
„Kommt! Es ist Zeit nun aufzusteh'n!"

Der Herbst, er ruft den Blumen zu:
„Schon gut! Nun hört mit Blühen auf!"
Der Winter ruft den Winden zu:
„Wacht auf! und jagt den Schnee herauf!"

Der Eine kommt, der Andre geht
Und ziehet ohne Murren fort.
Die Nacht versinkt, der Tag ersteht,
So geht es fort und immer fort.

D'rum Kindlein, kommt die Nacht herauf
So murre nicht und geh' zur Ruh'!
Dann wacht sogleich Dein Englein auf
Und deckt Dich mit den Flügeln zu.

Kommt morgen dann der Tag heran
Und reibst Du Dir die Aeuglein wach,
So rufet statt des Engels dann
Dein Mütterlein Dir guten Tag!



Der Mutter vorzusingen.



Ach, wär' ich ein Vöglein,
Ich wüßt', was ich thät':
Ich lernte mir Lieder
Von Morgens bis spät,
Dann setzt ich mich dort
Wo lieb Mütterlein wär',
Und säng' ihr die Lieder
Der Reihe nach her.



Und wär' ich ein Schneider,
Ich wüßt' was ich sollt',
Ich macht' ein Paar Kleider
Von Seiden und Gold.
Das eine wär' groß
Und das and're wär' klein,
Der Mutter das große,
Das kleine wär' mein!



Und wär' ich ein Fischlein,
Ich wüßt', was da wär';
Ich tauchte zum Grunde
Tief unten in's Meer,
Holt' Bernstein und Muscheln, —
Ihr glaubt, nur für mich?
Der Mutter den Bernstein,
Die Muscheln für mich.



Und wär' ich ein Schuster,
Ich hätt' keine Ruh',
Ich machte für mich
Und für's Mütterlein Schuh',
Die wären zum Tanz,
Nicht zu kurz, nicht zu lang,
Dann tanzten wir Beid'
Nach der Vöglein Gesang.



Und wär' ich ein Schäflein,
Da hab' ich im Sinn:
Ich gäb' alle Wolle
Dem Mütterlein hin,
Die spinnt dann die Wolle
Und strickt sicherlich
Zwei Dutzend Paar Strümpfe
Für sich und für mich.



Und wär' ich der Winter,
Es sollt' dich nicht reu'n,
Das Eis und der Schnee
Müßten Zucker dann sein,
Und die Erde der Kuchen,
Den brockten wir fein,
Meine Mutter und ich,
In den Kaffee hinein.



Doch Mancherlei möcht' ich
Denn doch wohl nicht sein:
Nicht Apfel, noch Kirschen,
Nicht Wasser, noch Wein;
Denn äßest du mich,
Oder tränkst du mich aus,
Dann hätt' meine Mutter
Kein Kind mehr im Haus!



Wacht auf!

Es ruft der Hahn: „Wacht auf, wacht auf!
„Bald geht die liebe Sonne auf;
„Und trifft ein Kind sie schlafend an,
„Da hat sie keine Freude d'ran.
„Doch sprang ein Kind schon aus dem Bett,
„Hat sich gewaschen flink und nett,
„Das liebt sie recht aus Herzensgrund,
„Und macht es kräftig und gesund,
„Und giebt ihm Vieles, was ihm frommt. —
„Wacht auf, wacht auf! Die Sonne kommt!"

Die drei Schwestern.

Ein Märchen.

Ein reicher Landmann war gestorben und hatte seinen drei Töchtern Salome, Cordula und Ursula ein hübsches Vermögen, einen schönen Bauernhof und viele Hufen wohlbestelltes Getreideland hinterlassen. Leider waren die drei Schwestern grade das Gegentheil von ihrem braven Vater. Der Mann hatte stets ein offenes fröhliches Gemüth gehabt und war allzeit ein Freund und Wohlthäter der Armen gewesen; seine Töchter dagegen waren engherzige, habsüchtige und neidische Geschöpfe, die ihren Mitmenschen weder Freude, noch Wohlstand noch guten Namen gönnten; aber auch ihrem eigenen Leibe entzogen sie aus schmuzigem Geiz jeden heitern unschuldigen Genuß und bereiteten sich das kümmerlichste Leben.

Von der ganzen Erbschaft, die der Vater ihnen hinterlassen hatte, behielten die Töchter nur Silber und baares Geld, um es in ihrem Kasten zu verschließen.



Dagegen verkauften sie Haus und Hof und Land und Heerden, legten das dafür gelöste Geld zu ihren andern Schätzen und wählten zu ihrem Aufenthalt einen kleinen engen Schaafstall im Felde, den sie sich nothdürftig zur Wohnung einrichten ließen und zu dessen Wächter sie den alten Kettenhund ihres Vaters mitnahmen.

Schon an dem Anzuge der drei Jungfrauen konnte man ihre Sparsamkeit erkennen, denn ihre Kleider waren abgetragen und vielfach geflickt. Salome die älteste kleidete sich ganz schwarz, Cordula schwarz und grau und Ursula die jüngste, die noch bisweilen sich etwas mehr als die beiden Andern erlaubte, trug zu ihrem schwarzen Kleide doch wenigstens einen weißen Kragen und weiße Manschetten. Freilich war diese Wäsche nicht immer die sauberste zu nennen,

denn gute Wäsche braucht Seife und Seife kostet Geld und das Geld sollte nun doch einmal, wo irgend nur möglich, gespart werden.

Fragte man die Schwestern, warum sie sich in so dunkle und trübselige Farben kleideten, so sagten sie, sie thäten es, weil sie es für sittsamer hielten, wenn Jungfrauen keine prunkenden und bunten Kleider trügen. Doch das war eitel Heuchelei, denn sie thaten es nur deshalb, weil schwarze Kleider gegen Sonne, Staub und Flecken länger vorhalten.

Wie es aber in Küche und Speisekammer der drei Jungfrauen bestellt war, wollen wir lieber gar nicht untersuchen. Beim Anblick ihres Mittagstisches würde wohl Manchem der Appetit für lange Zeit vergangen sein. Nur an einem einzigen Tage im Jahr thaten sie sich gegen ihre Gewohnheit etwas Absonderliches zu gute, nämlich am ersten Mai. An diesem Tage waren alle drei Schwestern, wenn auch in verschiedenen Jahren, geboren. — Kaffee und Kuchen waren die Genüsse, in denen sie an diesem Tage schwelgten und sich für die Entbehrungen des ganzen Jahres entschädigten. Nimmermehr hätten sie sich diese Leckereien erlaubt, wenn sie dafür hätten Geld ausgeben müssen; das hatten sie aber nicht nöthig, ihr Onkel war nämlich ein reicher Gewürzkrämer in der Stadt, der pflegte ihnen, aus alter Familien-Anhänglichkeit, alles dazu Nöthige zu ihrem Geburtstage zu schenken.

Nun geschah es, daß wieder einmal der erste Mai erschienen war. In diesem Jahre fiel er gerade auf den Sonntag. Es war ein schöner, sonniger Frühlingsmorgen. Aus der Kirche klang feierlich der Ton der Orgel und der Gesang der Dorfgemeinde durch die heitere Luft. Die drei Schwestern waren nicht in der Kirche. Alle ihre Gedanken richteten sich einzig und allein auf die Zubereitung ihres Festmahles. In dem kleinen Winkelkämmerchen, das zur Küche eingerichtet war, hatte jede von ihnen vollauf zu thun. Salome saß da und hielt ihre Kaffeemühle mit den Knieen fest; das Rasseln und Knarren der Mühle klang ihren Ohren viel erbaulicher, als der fromme Gesang der Gemeinde. Cordula stand am Feuerheerde und das Summen des kochenden Wassers war ihr eine festlichere Musik als der Klang der Kirchenorgel; Ursula bewegte schwatzend ihre Zunge eben so schnell, wie ihre Hand die Ruthe, mit der sie den würzigen Kuchenteig einrührte und das Weiße vom Ei zu Schaum peitschte. Das war die Sonntagspredigt, mit der sie ihre Schwestern erbaute.

Endlich brodelte der Kaffee am Feuer und die Kuchen knisterten im Fett; ein Zeichen, daß die ersehnte Mittagstunde gekommen war. Die Luft draußen war mild, warm und erquicklich. Die Schwestern beschlossen, ihre Mahlzeit unter dem alten offenen Strohschuppen, der sich hinter ihrem Häuschen befand, einzunehmen. Man konnte dort über die sumpfigen Wiesen nach dem Walde

hinaussehen, ohne von andern Menschen gesehen zu werden; denn die Wiesen waren von Gräben und Dornhecken umgeben und kein Fußweg führte darüber hin. Nichts in der Welt wäre den Jungfrauen entsetzlicher gewesen, als wenn sie von den Bewohnern des Dorfes bei ihrer Geburtstagsfeier belauscht worden wären. Die Leute hätten sie ja für reiche Damen halten müssen, wenn sie solchen Aufwand erblickten!

Schnell wurde nun der Festraum in Ordnung gebracht. Salome bedeckte einen halbzerbrochenen Futterkasten mit einer alten blauen Küchenschürze, — das war die Festserviette! — Cordula holte aus der Kammer die Sitze: einen Küchenschemel, einen Lichtkasten und einen uralten mächtigen Lehnstuhl herbei. Letzterer hatte aber nur drei ganze Beine, von diesen pflegte das Eine beim Tragen jedesmal sammt seiner Querleiste aus den Fugen zu gehen, die gute Cordula mußte dann gewöhnlich erst die schadhaften Stellen mit Steinen zurecht klopfen und das fehlende Bein durch untergelegte Klötze ersetzen.

Nachdem so Alles geordnet, ward das Mahl aufgetragen. Nun begann die eigentliche Geburtstagsfeier. Diese bestand aus nichts Anderem, als daß die ausgehungerten Schwestern nach Herzenslust aßen, tranken und schwatzten wobei sie keinen Augenblick Zeit behielten, in der grünen Frühlingslandschaft, die vor ihren Blicken da lag, sich umzusehen. Sie bemerkten es nicht, wie lustig die leichten hellen Wolken, gleich weißen Schäfchen, am Himmel in der warmen Sonne spielten, wie einige Aepfelbäume, nah' bei ihrem Schuppen, in voller rother Blüthe prangten, wie die Wiese voll bunter Blumen leuchtete, wie die Füllen auf der Weide sprangen und die Vögel in den Lüften sangen, wie die Bienen sogen und von Blume zu Blume die Käfer flogen. Sie schwatzten immer zu. Plötzlich ertönte in einiger Entfernung von ihnen, hinter einer hohen Dornhecke, ein starkes Husten.

Die Schwestern wandten die Köpfe nach der Richtung, wo das Geräusch sich hören ließ. Da sahen sie aus dem Dorngebüsch einen alten Bettler hervortreten. Nie, so lange sie hier wohnten, war durch jene Hecke ein Mensch durchgedrungen. Langsam setzte der Mann seine Krücken nach dem Strohschuppen, in dem die Jungfrauen saßen, in Bewegung.

Ueberrascht von einem so unerwarteten Besuche fuhren die Jungfrauen empört von ihren Sitzen auf. „Zugedeckt, ehe er unser Mittagsbrod sieht!" rief Salome der Schwester Cordula zu. Sogleich faßte diese die Zipfel der Schürze und schlug sie über Teller, Kannen und Tassen zusammen. Ursula sprang vor den Tisch hin und breitete ihr enges Kleid möglichst nach beiden Seiten aus, um den Tisch zu verdecken, damit der Mann auch nicht die geringste Ahnung davon haben solle, welchen unerhörten Aufwand sie hier trieben. Indeß



war der Bettler herangekommen. Demüthig zog er die Pelzkappe von seinem ehrwürdigen schneeweißen Haupte und murmelte einige bittende Worte.

„Was hast du hier zu thun?“ schrieen die Jungfrauen ihm entgegen.

„Nur einen Pfennig oder ein Paar Brosamen von Eurem Tische da!“ sprach der Alte mit sanfter Stimme.

„Was Tisch!“ eiferte Salome. „Unverschämter Herumtreiber! Auf dem Tisch ist nichts, gar nichts für dich!“

„Wir haben selbst nichts zu essen,“ schrie Cordula. „Auf der Stelle pack' dich fort!“ —

So fuhren sie von allen Seiten den armen Greis an, als sich plötzlich ein leichter Windstoß erhob und die blaue Schürze auseinander wehte, so daß das Mahl in seiner vollen Lockung aufgedeckt ward.

Wie das der Bettler sah, schlug er die Hände vor Erstaunen zusammen. „Ach, du lieber Himmel!“ rief er, „so kostbare Gottes-Gaben! und das nennt Ihr nichts? Hätt' ich armer hungriger Mann nur den Abfall davon, wie sollte mir das schmecken!“

Unterdeß hatten die Schwestern heimlich die Köpfe zusammengesteckt. Sie besprachen sich leise, was wohl zu thun wäre, um den Mann los zu werden, stießen aber dabei immer von Zeit zu Zeit harte Worte gegen ihn aus, da er nicht von der Stelle gehen wollte.

„Bedenkt doch, liebe Frauen," rief der Greis, „bedenkt doch, daß heut' ein Sonntag ist! Schauet hin, wie der liebe Gott ringsumher die hungrigen Thierlein ernährt, wie er die Vögel mit Blättern speiset, die Bienen mit frischem Blüthenstaub erquickt und die Heerden mit jungem Grase füttert. Bedenkt doch, liebe Damen: ein Almosen, das ihr einem armen schwachen Manne gebt, ist auch ein Gottesdienst! Steht ja doch in der Bibel geschrieben: Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn soche Opfer gefallen Gott wohl!"

Die Schwestern flüsterten noch eine Zeit lang fort. Endlich sprach Salome zu dem Mann: „Alter! du bat'st uns erst um den Abfall von unserem Mahle. Den wollen wir dir geben. Dann aber mach', daß du fortkommst. — Ursula!" rief sie hierauf der Schwester zu, „geh' doch hinein in die Küche und hole dem Mann das, was in dem grauen Topf auf dem Fensterbrett steht!"

Ursula ging ins Haus und kam bald wieder zurück. Sie trug unter ihrer Schürze etwas verdeckt und rief dem Bettler entgegen: „Komm'! Alter! Halt deine Mütze auf!"

„Gott vergelt's Euch nach Eurem Willen und geb' Euch das hundertfach wieder, was Ihr mir heute gebt!" sprach der Bettler. Mit zitternder Hand hielt er seine Pelzkappe hin und Cordula schüttete aus dem Topf, den sie verdeckt gehalten hatte, etwas in seine Mütze hinein.

Der Alte sah eilig nach, was er da wohl bekommen habe. Er stutzte. Er mochte seinen Augen nicht trauen. Aber so viel er auch darin herumfühlte und wühlte, es war und blieb nichts anderes, als — — — leere Eierschalen.

„Das für mich?" rief er und sein mildes blasses Gesicht war plötzlich von Zorn durchglüht.

„Für wen denn sonst, du Schwachkopf!" fuhr Ursula ihn an.

„Das für mich?" rief der Alte mit noch stärkerer Stimme. Dabei warfen seine dunkeln Augen einen stechenden Blick auf die Weiber.

„Unverschämter Herumtreiber!" schrieen diese ihn an. „Wärst du wirklich so hungrig, wie du sagst, so würdest du uns danken und die Schalen dir zu Mehl zerreiben und dir damit den Hunger stillen. Du verdienst keine Wohlthaten, du Taugenichts!"

„Das für mich?" rief der Alte zum dritten Mal, aber jetzt mit einem so durchdringenden schneidenden Ton und von einem so stechenden Blick seiner Augen begleitet, daß die drei Schwestern vor Schrecken erbleichten. Doch bald faßten sie sich wieder und riefen ihm zu, wenn er sich nicht auf der Stelle fortpacke, so würden sie den Kettenhund holen und ihn weghetzen.

Da reckte der Alte sich hoch auf, seine Gestalt wurde die eines Riesen, seine Augen rollten wie glühende Kohlen, sein weißes Haar sträubte sich wie

die Mähne eines zornigen Löwen. Mit zuckender Hand ergriff er die Eierschalen in seiner Mütze und rief mit furchtbar donnernder Stimme: „Nein! nicht für mich! Für dich, und für dich, und für dich sind diese Gaben!" Dabei warf er die Eierschalen den drei Schwestern der Reihe nach in's Gesicht. Alsdann faßte er die Krücken mit starken Händen, schwang sie hoch in der Luft über den Köpfen der Jungfrauen und sprach: „Ihr Hartherzigen, die ihr so eure armen Mitmenschen behandelt, ihr seid nicht werth, noch länger als Menschen zu leben auf dieser schönen Erde. Lebt! aber werdet das, wozu ihr euch selber gemacht habt durch eure Habgier, eure Hartherzigkeit und euren Neid. Hört auf Menschen zu sein!"

Die Schwestern hatten bei diesen Worten vor Angst und Scham die Blicke zur Erde gesenkt. Als sie die Augen wieder aufschlugen, war der Bettler verschwunden, keine Spur war von ihm zu sehen. Sie glaubten, sie hätten das, was sie eben erlebt, nur geträumt. Aber ein heftiges Jucken und Brennen an der Stirn machte, daß sie bald mit der Hand nach den brennenden Stellen hinfaßten. Da fühlten sie, wie die ihnen an den Kopf geworfenen Eierschalen noch immer festklebten. Sie versuchten es dieselben von der Stirn abzulösen. Vergebens! Die Schalen saßen fest, als wären sie mit der Stirnhaut verwachsen.

Schreck, Angst und Gewissensbisse bewirkten, daß die Jungfrauen von ihrem Festmahle nicht das geringste mehr anrühren konnten. Sie fühlten sich krank an allen Gliedern. Zitternd und schweigend deckten sie den Tisch ab und begaben sich in ihre Kammer. Ohne ein Wort mit einander über das Erlebte zu sprechen, legte sich jede von ihnen in ihr Bett und bald waren alle drei in tiefen Schlaf versunken. — —

Mehrere Tage waren seit dieser Begebenheit verflossen. Die Bewohner des Dorfes hatten in dieser Zeit von den drei Schwestern nichts gehört noch gesehen. Die Thüre des Hauses war verschlossen geblieben. Nur der arme Kettenhund auf dem Hofe hatte den letzten Tag so jämmerlich geheult und gewinselt, daß die Leute, die dem Hause zunächst auf dem Felde beschäftigt waren, es nicht länger anhören konnten. Sie entschlossen sich hinzugehen und nachzusehen, was es da gäbe.

Wie sie auf den Hof kamen, fanden sie das arme Thier fast verhungert da liegen, man sah es ihm an, daß es mehrere Tage nichts gefressen hatte. Die Leute pochten an die Hausthüre; Niemand öffnete. Sie klopften an die Fenster, im Hause blieb Alles still. Sie schauten durch die Fenster in die Stube hinein, kein Mensch war drinnen zu sehen.

Nachdem die Leute das Pochen und Rufen immer und immer wieder vergebens wiederholt hatten, ohne Antwort zu bekommen, zeigten sie die Sache beim

Amtmann an. Der begab sich auch sogleich mit einem Schlosser zu dem Hause hin und ließ die Thüren mit Gewalt öffnen. Man ging durch Stube, Kammer und Küche, aber keine menschliche Seele war zu finden. Zuletzt hob man die Bett-decken auf, in der Meinung, die Schwestern könnten vielleicht darunter liegen; auch da war keine Jungfrau zu sehen, aber statt ihrer lag in jedem Bette ein großes Vogel-Ei. Man deckte ruhig die Decken wieder darüber, der Amtmann versiegelte von Gerichts wegen das Haus und ließ in dem Amtsblatte bekannt machen, daß derjenige, welcher über die vermißten drei Schwestern etwas erfahren würde, es in der Amtsstube anzeigen sollte.

So vergingen mehrere Monate, kein Mensch wußte über die Vermißten Nachricht zu geben. Nun kam die Heuernte heran und die Bauern schnitten in der Nähe des verlassenen Hauses ihr Gras. Da sahen sie eines Tages zu ihrem großen Erstaunen, wie durch eine zerbrochene Fensterscheibe jenes Hauses ein Rabe, eine Krähe und eine Elster herausgeflogen kamen. Die drei Vögel



hatten silberne Ketten um den Hals, und im Schnabel blanke Löffel und Geldstücke, damit flogen sie in den nächsten Wald. Nach einer Stunde kamen sie dann wieder zurückgeflogen, schlüpften durch die zerbrochene Scheibe in die Kammer zurück und bald flogen sie wieder, gerade wie vorhin, mit Silber und Gold im Schnabel heraus und geradesweges dem Walde zu. So ging das von Stunde zu Stunde, bis es Abend wurde.

Auch dieses zeigten die Bauern auf der Amtsstube an. Der Amtmann, wie er ihren Bericht anhörte, schüttelte nachdenklich den Kopf und sprach: „Den Thieren muß ihr Handwerk gelegt werden!“ Sogleich begab er sich mit Gerichtsdienern zu dem verlassenen Hause.

„Die Vögel sind drinnen!“ riefen die Mäher dem Amtmann entgegen, als er auf das Haus zuschritt, „wir haben die Laden des Fensters zugemacht, durch das sie hineinflogen, da sind sie drinnen gefangen.“ Behutsam öffnete man nun

die Thüre, als aber der Amtmann mit seinen Begleitern in die Stube trat, brausten der Rabe, die Krähe und die Elster an den Köpfen der Gerichtspersonen



vorbei, daß dem Einen die Perrücke, dem Andern der Hut vom Kopfe fiel und fort waren sie!

Die Stube ward nun durchsucht, da fand man auf dem Tisch ein offnes Kästchen, worin noch einige Taufmünzen und silberne Löffel sich befanden. Offenbar hatten die Vögel die übrigen Gegenstände daraus schon fortgeschleppt. Bei näherer Besichtigung entdeckte man aber in dem Kästchen noch einen verborgenen Raum, in dem sich ein versiegeltes Papier vorfand. Die Schrift enthielt den letzten Willen, den der Vater der drei Schwestern mit eigener Hand niedergeschrieben hatte, und worin er sein halbes Vermögen den Armen im Dorfe geschenkt hatte. Und alle das Geld hatten die bösen Schwestern für sich behalten.

„Wo aber mögen die Weiber das Geld alles hingethan haben?" fragte nachdenklich der Amtmann. Indem rief der Gerichtsdiener: „Sehen Sie doch

schnell, Herr Amtmann, durch jenes Fenster; da sitzen die drei Vögel auf dem Stein unter dem Nußbaum und scharren und picken in die Erde, als wollten sie in aller Eile noch etwas herausholen!"

Rasch wurden nun Spaten und Brecheisen herbeigeholt und die Männer begaben sich zu dem Stein, wo die Vögel saßen. Diese flogen scheu von ihrem Platze auf, als sie die Leute kommen sahen und unter lautem Krächzen und Schreien setzten sie sich auf einen dürren Zweig des Nußbaums, von wo sie Alles sehen konnten was unten vorging.

Man grub an der bezeichneten Stelle nach und richtig fand man bald in der Erde einen großen eisernen Topf mit lauter blanken Thalerstücken. Das war offenbar das Geld des reichen Bauern, was seine drei geizigen Töchter hier vergraben hatten.

Schon bückten sich die Leute, um den Topf aus der Erde zu heben, da flogen plötzlich die drei Vögel mit wüthendem Geschrei von ihrem Ast herunter und sausten den Männern mit solcher Wuth um die Köpfe, als wollten sie ihnen die Augen aushacken. Zufällig war aber mit andern Leuten auch der Jäger des Ortes auf den Hof gekommen, um zu sehen was es da gäbe. Wie der die Bosheit der drei Thiere erblickte, machte er kurzen Prozeß, nahm seine Jagdflinte von der Schulter und schoß sie gegen die wüthenden Thiere ab. Da er aber mit Fleiß die Flinte hoch hielt, damit er nicht auch die Männer, die den Schatz ausgruben, treffen möchte, ging die Kugel in die Luft, ohne die Vögel zu treffen. Und dennoch hatte sein Schuß den besten Erfolg, die Vögel kamen dadurch in solche Angst, daß sie auf und davon flogen. Man sah sie weit hinten im Walde verschwinden.

So ward nun der Schatz ruhig aus der Erde geholt und weil von den drei Schwestern nichts weiter zu hören und zu sehen war, wurden nach einem Jahr alle die blanken Thaler, die sich in dem eisernen Topf befanden und alles übrige Hab und Gut der bösen drei Weiber, an die Armen im Dorfe vertheilt. — —

„Wo aber sind denn die drei Schwestern geblieben?" — Das will ich Euch sagen:

Der alte Bettler, der den drei Jungfrauen die Eierschalen an die Stirne geworfen hatte, war niemand anders gewesen als ein mächtiger Erdgeist, der die Macht hatte, böse Menschen in Thiere zu verwandeln. Nachdem er seine Zauberworte über die Schwestern ausgesprochen, hatten diese mit den Eierschalen an der Stirne sich in ihre Betten gelegt, da waren sie zu Eiern verwandelt worden und aus den Eiern waren nach wenigen Tagen die drei Vögel herausgekommen, die nun ihre Schätze so viel wie möglich in den Wald zu retten

suchten. So war die schwarze Salome in einen Raben, die grauschwarze Cordula in eine Krähe und die schwarzweiße Ursula in eine Elster verwandelt worden.

Noch immer haben diese drei Vögel eine besondere Gier nach goldenen und silbernen Dingen, nach Geld und Schmuck. Wo sie irgend dergleichen sehen, denken sie, es wäre von dem Ihrigen und schleppen es in ihr Nest. Noch immer scharren sie in der Erde und meinen, es könnte vielleicht an der Stelle jemand ein Geldstück verloren haben, das sie gern finden möchten. Und weil sie als Menschen immer so widerwärtig über ihre Mitmenschen gesprochen haben, so krächzen sie noch als Vögel fortwährend mit heiserer Stimme und die schwatzhafte Elster am allermeisten.

Mach' dich auf.



1.

Scheint dir der Frühling in's Haus,
Mach' dich auf! Lauf hinaus, lauf hinaus!
Da kannst du aus Näh' und Fernen
Gar manches lernen.

2.

Schau' wie die Sonn' es macht:
Jedem in's Fenster sie lacht,
Ob er ihr dankt, ob nicht,
Entzieht keinem ihr Licht.

3.

Schau', wie's die Bienen thun:
Können nicht lange ruh'n;
Machen sich früh hinaus
Zu sammeln für's Haus.

4.

Schau' zu den Bäumen hinauf:
Lauter Blüthen sind d'rauf,
Bringen einst Früchte zu Hauf;
Warte nur drauf!

5.

Schau' wie die Vögel es machen:
Kümmern sich nicht um Sachen,
Die Gott von selbst wird bringen,
Sind fröhlich und singen.

6.

So kannst du aus Näh' und Fernen
Gar manches lernen.
D'rum, wenn der Frühling drauß,
Mach' dich auf: Lauf hinaus! lauf hinaus!



Der Sperling am Fenster.

1.

Sag' Kind, wie hat der Spatz gesagt?
Was sieh'st mich an? fällt dir's nicht ein? —
„Er sagt: ich bin der Herr im Dorf,
„Das best' und erste Korn ist mein!" —

2.

Und wie der Herbst den Kehraus macht,
Was thut mein Spatz, der große Herr? —
„Er sucht den Abfall auf der Straß',
„Der Hunger plagt ihn gar zu sehr."

3.

Und wie der Winter deckt das Land,
Was thut mein Spatz in seiner Noth? —
„Da pocht er an das Fenster an
„Und bettelt um ein Bissel Brod."

4.

„Ach Mutter, gieb ihm was, ihn friert" —
Das hat kein' Eil, erst laß mal seh'n:
Was fällt dir bei dem Spatz wohl ein?
Meinst nicht, es könnt' auch dir so geh'n?

5.

Kind, wird's dir wohl und geht's dir gut,
Sag' nicht: ich bin ein reicher Mann,
Und iß nicht Braten alle Tag'!
'S kommt anders, eh' du denkst daran.

6.

Iß nicht das Knusprige vom Brod
Und wirf die weichen Krumen fort;
— 'S ist deine Art — es kommt 'ne Zeit,
Du sehnst dich nach den Krumen dort.

7.

Ein blauer Montag währt nicht lang',
Die Woche hat noch manche Stund',
Und manche Woche läuft durch's Dorf,
Bis endlich kommt die letzte Stund'.

8.

Und was in seiner Frühlingszeit
Man lernt, das ist für's Leben doch!
Was man in seinem Sommer spart,
Im späten Herbst erquickt es noch.

9.

Kind, denk' mir d'ran und halt dich gut! —
„Ach Mutter sieh', der Spatz will geh'n!" —
So geh' und streu' ihm Hirse hin,
Er kommt zurück, du wirst es seh'n. —

Nach Hebel.

Hans Lustig.

Eine Erzählung.

Wer den Hans Lustig noch nicht kennt, dem will ich ihn beschreiben, damit er seine Bekanntschaft machen kann.

Hans Lustig war armer Leute Kind, sein Vater war Schuhflicker, seine Mutter Wäscherin. Er war ein kleiner breitschultriger Junge, etwa 12 Jahre alt. Auf seinem kurzen Hals stand ein dicker Kopf, die langen weißblonden Haare hingen ihm wie ein altes zerfetztes Strohdach über Stirn und Nacken. Darunter guckten ein Paar ganz kleine, pfiffige, blanke Augen hervor. Zwischen den frischen, rothen Backen saß eine breite, kleine Stumpfnase ganz freundlich mitten d'rin und schaute so hoch nach dem Himmel in die Höhe, daß man die Nasenlöcher schon von weitem erkennen konnte. Sein Mund war an und für sich schon breit genug, weil Hans aber fast immer so gutmüthig schmunzelte, ward er dadurch noch viel breiter. Jeder, der ihn ansah, hatte seine Freude an dem muntern Jungen, denn wie aus seinen zerrissenen Kleidern ein kräftiger, gesunder Körper, ein paar braune, feste Arme hervorguckten, so schaute aus seinen nicht gerade sehr schönen Gesichtszügen ein frischer lustiger Sinn hervor, so daß er seinen Namen nicht umsonst führte.

Hans Lustig hat schon als kleines Kind selten geweint, dagegen aber immer sehr viel gelacht. Wenn die Mutter auf der Bleiche Wäsche trocknete, so legte sie ihn gewöhnlich seitab unter einen hohen Apfelbaum. Da lag er denn ganz glücklich in dem weichen, hohen Grase und sah mit seinen rothen Backen aus, als wär' er selber ein Aepfelchen, das der Baum heruntergeschüttelt. Wenn ein Schmetterling über ihn hinflog oder ein Vogel auf dem Baum über ihm sein Liedchen pfiff, strampelte er mit Händen und Beinchen vor Vergnügen um sich her, obgleich kein Mensch sich mit ihm abgab. Nur der gute Mohr, der alte, zottige Pudel des Nachbars, pflegte dann gewöhnlich dicht neben ihm zu liegen und ließ sich's gern gefallen, wenn der kleine Hans ihn am Schwanz zauste, mit den dicken Händchen unbeholfen ihm, vor



lauter Vergnügen, im Gesicht herumkrabbelte und dabei laut aufjuchte! Daher kam es denn auch, daß er dem Mohr immer gut blieb und überhaupt, nächst den Menschen auch alle Thiere gern hatte.

Hans lernte bald sprechen und kaum ging's mit dem Sprechen, so fing er auch schon an zu singen; er lernte auch bald gehen und kaum war er damit fertig, so ging's an's Tanzen und Springen. Nun trieb er Alles, was er nur vornahm mit wahrer Lust und konnt' auch daher schon mit Recht Hans Lustig heißen.

Da gab's bald vollauf zu thun! für den Vater die Schuhe und Stiefel auszutragen, der Mutter Wäsche zu hüten und Brod einzukaufen; und überall mußte der Mohr sein Begleiter sein. Bald kannte die ganze Straße den lustigen Buben und weil er jeden so freundlich anlachte, suchten die Leute auch ihm oft eine Freude zu machen. Der Bäcker schenkte ihm oft verbrannte Fastenpretzel, die Kunden seines Vaters allerlei alte Kleidungsstücke oder irgend altes Spielzeug und selbst manch' blanke Dreierstücke brachte er seiner Mutter nach Hause, die sie in einer thönernen Sparbüchse verwahrte.

Aber auch bei allen Kindern in der Nachbarschaft wurde der Hans bald beliebt. Als er älter wurde, war er bei allen Spielen der erste und wußte immer was Neues anzugeben. Abends wenn die Kinder aus der Nachbarschaft zum Spiel auf dem Platz unter dem Kastanienbaum zusammen kamen, war alles still und langweilig, ehe Hans da war, sobald aber seine gellende Stimme sich hören ließ, ging der allerlustigste Spectakel los, den man sich nur denken konnte. Keiner wußte aber auch so schöne Puppen aus großen, gelben Rüben zu machen, wie Hans. Er schnitt ihnen die possirlichsten Gesichter aus, steckte ihnen ein Paar Pfefferkörner als Augen hinein und putzte sie mit alten Lappen auf's Prächtigste aus. Das Allerschönste war, wenn er die Puppen mit einander sprechen und sich zanken ließ, bis sie sich endlich zuletzt fast immer den rothen Rüben-Kopf einander abrissen. Blinde Kuh, Kämmerchen zu vermiethen, der Gänsedieb und wie die Spiele alle heißen mögen, gingen nur gut, wenn Hans dabei war; da gab's niemals Zank und Streit, zankten sich wirklich zwei Kinder einmal, fuhr mein Hans dazwischen, machte jedem ein närrisches Gesicht und alles mußte lachen. Beim Soldatenspiel hatte er immer die höchste Papiermütze, den schönsten Federbusch daran von Petersilienkraut — und die herrlichsten Epauletten von weggeworfenen Pomeranzenschalen, und keiner wußte die Trompete und alle Instrumente, wie sie bei den Soldaten vorkommen, so schön mit dem Munde nachzuahmen als Hans.

Dem Vater vom Hans, der auf seine alten Tage schon etwas grämlich in die Welt hineinsah, wurden die Streiche des lustigen Jungen zuweilen etwas

zu bunt und oft brummte er über den Jungen, der, wie er meinte, grade wie seine Nase immer oben hinauswollte. Ein Schuhmacher, brummte er dann, wird aus dem Jungen sein Lebtag nicht, sonst würde er hübsch zur Erde und den Leuten auf die Füße sehen, statt daß er den Kopf wie ein Spatz in die blaue Luft hineinsteckt. Aber die Mutter beschwichtigte ihn dann bald und sprach: „Alter, laß den Jungen gewähren; es ist ja doch besser oben hinaus in den lichten Himmel geschaut, als in die dunkle Erde zu schauen, dazu hat er im Alter Zeit genug!" Da schmunzelte dann der Alte und ließ den Knaben gewähren.

Nun kam allmälig die Zeit heran, wo Hans ein Handwerk lernen sollte und da er nach des Vaters Ausspruch zum Schuster verdorben war, so sollte er das Handwerk seines Herrn Pathen erlernen, der ein braver Schornsteinfegermeister und bei allen Leuten in der Nachbarschaft sehr angesehen war.

Hans gefiel das Ding auch gar nicht übel.

Die Mutter sagte: sie habe prophezeit, was aus ihrem Hans werden müsse, sie hatte ja immer gesagt: „Der will hoch hinaus." Dahin kam es nun. Muthig und gewandt wie der Hans Lustig war, schlüpfte er bald an den höchsten Häusern oben zu den Schornsteinen heraus; er wußte nichts von Schwindel, machte allerlei possirliche Faren mit seinem Besen und sein rußiges Gesicht lachte hinein in den blauen Himmel und hinab über die Stadt, dabei sang er wie ein Vogel auf dem Wipfel des Baumes. Da oben war's ihm so wohl, daß es ihm fast Leid that, wenn er wieder herunter mußte zu den Menschen auf den Boden. Er wünschte nun, auch so leben zu können wie der alte Thürmer dort auf dem Thurme der Stadtkirche, der hoch oben seine behagliche Behausung hatte. Das müßte ein fröhliches und freies Leben sein! Morgens, Mittags und Abends als Stadtzinkenist einen frommen Choral blasen und den Einwohnern das Zeichen geben, wenn Feuersgefahr in der Stadt oder deren Nachbarschaft war. Das dünkte ihm ein erwünschtes, freies und zugleich nützliches Leben. Wenn unser Hans wieder in den Straßen umherging, machte er seinen Namen immer zu einer Wahrheit und war eben der Hans Lustig. Wie er so dahin schlenderte, mit Leiter, Besen und Kratzeisen auf der Schulter, schwarzberußt, barfüßig in den Pantoffeln, die der Vater aus ein Paar alten Stiefeln geschnitten hatte, da schaute ihm stets die helle Gutmüthigkeit aus den Augen. Wenn ein Bund Stroh oder ein Stück Holz von einem Wagen herab fiel, so lief er Straßen weit nach, um es dem Fuhrmann wieder zu bringen. Die Erwachsenen hatten den Hans Lustig lieb und die Kinder auch, trotzdem er jetzt Schornsteinfeger war. Wollte man die Kinder mit dem Feuerrüpel fürchten machen, lachten sie, sie wußten ja, daß der Feuerrüpel Niemand anders war als der Hans Lustig,

der keinem was zu Leide that, im Gegentheil allzeit freundlich und gut war und manche Kinder hatten sogar den Muth, ihm eine Patschhand in seine berußte Hand zu geben.



So wuchs der Hans Lustig immer mehr heran und ward ein tüchtiger Schornsteinfeger voll Herzhaftigkeit und Behendigkeit. Er konnte klettern wie eine Katze. Das zeigte er bei dem großen Brande, als das Rathhaus mitten in der Nacht plötzlich in Flammen stand! Der alte Thürmer hatte versäumt das Feuerzeichen zu geben und so stand das alterthümliche Gebäude mit seinen wichtigen Akten und Urkunden bereits in Flammen, als man erst das Unglück gewahr wurde. Der alte Thürmer war aber unschuldig, denn in derselben Nacht war er gestorben. Hans war einer der ersten auf der Brandstätte und die Gefahr nicht achtend, stürzte er in das Gebäude und rettete einen Schrank, der die wichtigsten, unersetzlichen, städtischen Urkunden enhielt.

Am Tage darauf ließ ihn der Rath der Stadt vor sich kommen und der älteste Rathsherr lobte ihn, dankte ihm im Namen der Stadt und fragte, welche Belohnung er wünsche. Hans antwortete ohne langes Besinnen, man möge seinem Vater die erledigte Stelle als Thürmer übertragen. Dieses wurde ihm auch sogleich gewährt. Man konnte nicht sagen, wer glückseliger war, Hans, der seinem Vater die sorgenfreie Stelle verschafft hatte, oder der Vater selber, der durch den Muth und durch die Bravheit seines Sohnes so über alle Sorgen und recht eigentlich in die Höhe gehoben wurde.

Der alte Schuhflicker besserte nun hoch oben auf dem Thurme das Schuhwerk für die Menschen aus, die da unten umherliefen. Hans, der immer eine besondere Lust und ein Geschick für die Musik gehabt hatte und Alles pfeifen und mit dem Munde nachtrompeten konnte, begann jetzt die Zinke blasen zu lernen. In kurzer Zeit brachte er es darin zu großer Fertigkeit; er war aber auch anhaltend fleißig. Draußen im Stadtwalde, wo



ihn Niemand hörte als die Vögel auf den Bäumen, übte er sich an Sommerabenden und an Sonntag Nachmittagen. Jetzt war er auf's Neue der Hans Lustig. Noch nie wurde so schön vom Stadtthurme geblasen, als wenn der Hans Lustig mit dabei war.

Im selben Jahre, als Hans Lustig Soldat werden mußte, wenige Wochen bevor er nach der Garnison abging, starben seine beiden Eltern. Sie segneten ihn, denn er hatte ihnen viel Freude und Glück gebracht.

Beim Regiment wurde Hans Musiker und zeichnete sich hierbei so aus, daß er nach wenigen Jahren die erste Stelle in der Regimentsmusik erhielt.

Am Mittag bei der Wachparade in ** sammeln sich viele Kinder mit ihren Wärterinnen und hören die schöne Musik. Unter den Musikern steht ein Mann, der den Takt schlägt, man sieht ihm jetzt in seiner betreßten Uniform nichts mehr davon an, daß er vor Jahren voll Ruß und ein lustiger Kaminfeger war, denn das ist Niemand anders als unser Hans Lustig, sein Titel heißt: Herr Kapellmeister; aber von alten Kameraden und Jugendbekannten hat er's gern, wenn sie ihn Hans Lustig heißen und er macht diesen Namen noch immer zur vollen Wahrheit.



Wunderliches Spiel.

1.

Lauf' ich Sonntags in den Garten,
Treib' ich, um mir Spaß zu machen,
Allerlei curiose Sachen. —
Heute konnt' ich's kaum erwarten,
Dachte mir: „Das Blumenleben
Muß doch rechte Freude geben!
Heute will ich Blume sein
In dem schönen Sonnenschein!"

2.

Und bald lag ich auf dem Rücken
Alle Glieder weit gerecket,
Gleich den Blättern ausgestrecket,
Wie's für Blumen sich will schicken.
War mir's selber auch possirlich,
Macht' ich es doch sehr natürlich;
Alles glaubte rings umher,
Daß ich eine Blume wär'.

3.

Sonne that so recht mir gütlich,
Vögel flogen um mich nieder,
Sangen wunderhübsche Lieder
Dicht am Ohr mir, ganz gemüthlich.
Kamen Wolken angeflogen,
Kam ein Regen angezogen,
Und nicht rührt ich Hand und Bein,
Wollte gänzlich Blume sein.

4.

Endlich kamen Spinnen, Mücken,
Und nun ging es an ein Summen,
Bis zuletzt mit gier'gem Brummen
Eine Biene, voller Tücken,
Plötzlich stach in meine Nase! —
Ei! wie flog ich aus dem Grase!
Lief, und hielt nicht eher Stand,
Bis ich meine Schwester fand.

5.

Fast gebraten im Gesichte,
Von den Mücken fast gefressen,
Meine Kleider voller Nässen,
Klagt ich ihr nun die Geschichte. —
Und — wie hielt ich's nur für möglich! —
Spottend rief sie: „Ach, wie kläglich! —
„Du? solch großer Junge? — nein!
„Du kannst keine Blume sein!" —

Käferlied.



1.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm, brumm, brumm
In Thau ihr Schnäblein tunken
Und wurden so betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum.

2.

Da haben sie getroffen an
Eine wunderschöne Blum', Blum', Blum'.
Da wollten ganz verstohlen
Sie Blumenstaub sich holen
Und flogen um sie herum.

3.

Die Blume, die sie kommen sah,
War grade auch nicht dumm, dumm, dumm.
Sie war von schlauem Sinne
Und rief die Base Spinne:
„Spinn mir ein Netzlein um."

4.

Die Base Spinne kroch heran
Und macht die Beine krumm, krumm, krumm.
Sie spann ein Netz so feine
Und setzte sich dareine,
Und saß da mäuschenstumm.

5.

Und als die Käfer kommen an
Mit heimlichem Gesumm, summ, summ,
Sind sie hinein geflogen,
Und wurden ausgesogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

6.

Das Blümlein aber lachend sprach
Und kümmert sich nicht d'rum, d'rum, d'rum:
„So geht's, Ihr armen Dinger!
„Ihr machtet lange Finger
„Und fingt Euch selbst! Wie dumm!"

Der musikalische Esel.



Ein Knabe saß auf grünem Rasen,
Schnitzt' eine Flöte sich von Rohr,
Die hielt er einem Esel vor.
Und sprach: „Herr Esel, willst du blasen?" —
Der Esel schien dazu nicht faul,
Er nahm die Flöte gleich in's Maul;
Doch statt zu blasen schöne Weisen
Trieb er damit ein ander Spiel. —
Und was denn? — Nun, mit Stumpf und Stiel
That er das Instrument verspeisen.



Der schmelzende Koch.

Es war im Monat Januar; Tage lang war ein dichter Schnee gefallen und lag nun fast Ellen hoch im Hofe und auf den Dächern, so weiß und rein, so zart und glänzend, daß wenn man darauf hinsah, einen die größte Lust ankam, sich hineinzulegen, hätte man nicht gewußt, daß es sich eben nicht sehr behaglich d'rin liege. Endlich theilten sich die Wolken, der blaue Himmel schaute freundlich wieder hervor und lockte auch gleich drei lustige Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen aus der engen Stube in den Hof hinaus. Die wateten nun munter in dem tiefen Schnee, warfen sich mit Schneebällen, fuhren einander

auf dem Schlitten und bekamen vor Vergnügen und Kälte die frischesten rothen Backen und fast ebenso rothe Hände.

„Seht," rief der Aelteste, „der Schnee läßt sich herrlich kneten, jetzt ist gerade die rechte Zeit, einen Schneemann zu machen." —

„Ja! ja! einen Schneemann!" riefen die Andern und machten sich sogleich daran, einen aufzubauen.

„Soll's ein Koch oder eine Köchin werden?" fragte das Mädchen.

„Ein Koch! ein Koch!" war die Antwort. „Ein Schneemann ist viel hübscher als eine Schneefrau, die ist plump und hat keine zwei Beine!"

So ward denn die Statue eines Koches aufgerichtet und stand in wenigen Stunden da, viel weißer und stattlicher als der magere Koch, den der Gutsbesitzer sich kürzlich aus Paris mitgebracht, der ging zwar auch immer in Weiß gekleidet, aber sah doch oft recht schmutzig aus.

Nun will ich Euch einmal den schönen Schneemann beschreiben, den die Kinder sich aufbauten.

Seine Beine bestanden aus zwei plumpen Säulen, die eher ein Paar Elephantenbeinen, als menschlichen Gliedmaßen ähnlich sahen. Darauf ruhte der Leib, ein großer dicker Schneeklumpen. Wo seine Brust aufhörte und der Bauch anfing, wäre schwer zu erkennen gewesen, hätte nicht das Mädchen ihm ihre Schürze umgebunden; denn ein Koch ohne Schürze ist kein rechter Koch. Nun sollte er aber auch noch ein Paar alte hölzerne Löffel im Gürtel haben. Doch weil diese ihm immer wieder herunterfielen, wurden sie ihm unbarmherzig in den Bauch hineingebohrt, wo sie denn auch recht fest steckten. Ganz vorzüglich war der Kopf des Schneemanns gerathen, obgleich man die Nase nicht wohl erkennen konnte, weil sie nicht hatte ankleben wollen. Dafür aber hatte der Mann große kohlpechrabenschwarze Augen, (denn es waren wirkliche Kohlen) und schöne ziegelrothe Lippen (denn sie waren aus ein Paar wirklichen Ziegelscheibchen zusammengesetzt). In diesen Lippen steckte eine wirkliche schwarzgerauchte irdene Pfeife, die der Hausknecht erst vor einer Stunde auf den Kehricht geworfen, weil sie keine Luft mehr gehabt. Endlich ward der Statue noch als Mütze ein alter Kochtopf gerade auf den Kopf gestülpt, der ihr denn ein äußerst ehrwürdiges Ansehen gab. Ueber die Arme und Hände wollen wir aber nicht viel sprechen, die waren weniger gelungen und bröckelten immer wieder ab.

Das gab einen prächtigen Anblick, wie der dicke, weiße Kerl fix und fertig in dem hellen Sonnenschein glänzend dastand.

Aber trotz seiner kohlschwarzen Augen, trotz seiner ziegelrothen Lippen, trotz Pfeife und Kochtopf machte der Schneemann noch immer ein sehr unzu-

friedenes zerrissenes Gesicht, so viel die Kinder auch daran herumgeknetet hatten. Ein geheimer Kummer schien an seinem Innern zu nagen.

„Schneemann, bist du denn nicht zufrieden?" rief das Mädchen, nachdem sie sein Gesicht längere Zeit betrachtet hatte.

Der Schneemann schwieg und sah nach wie vor verdrießlich aus.

„Ich weiß, was ihm fehlt", sprach der älteste Knabe. „Er ist ein Koch und hat keinen Heerd. Kommt her, den müssen wir noch bauen!"

Und rasch trugen sie Steine zusammen und bauten vor dem Schneemann einen Heerd.

„Schneemann, bist du nun zufrieden?" riefen die Kinder, aber der schwieg und sah brummig aus, nach wie vor.

„Aha, auf den Heerd gehören Töpfe, die sollst du haben," sprach das Mädchen und holte rasch einige Scherben vom Kehrichthaufen und stellte sie auf die Steine; aber der Schneemann sah unzufrieden aus, nach wie vor.

„Jetzt will ich euch sagen, was ihm fehlt," sprach der jüngere Knabe. „Er will kochen und hat kein Feuer, und dazu friert ihn auch. Kommt, laßt uns Feuer holen!"

Rasch brachten sie nun Späne aus der Küche herbei, steckten sie an und bald brannte ein großmächtiges Feuer vor dem Schneemann auf dem Heerd.

„Nun, Alter," riefen die Kinder, „ist dir doch endlich wohl, nicht wahr?" Und siehe da, die zerrissenen Gesichtszüge des Schneemanns veränderten sich wirklich, seine Mienen wurden milde und weich, die Lippen gingen ihm auseinander, die Pfeife fiel ihm aus dem Munde.

„Seht! seht! endlich ist er zufrieden," jubelten die Kinder. „Seht, wie gerührt er ist, wie ihm die Thränen über die Backen laufen!"

Und so war es auch wirklich, der gute Schneemann war so gerührt, wie kein Mensch es jemals werden kann. Nicht nur die Thränen liefen ihm über die Backen, er triefte auch am ganzen Leibe, die Augen fielen ihm aus dem Kopf, die Lippen aus dem Gesicht, die Kochlöffel aus der Brust, mit einem Wort, der ganze Koch zerschmolz in Wasser. In kurzer Zeit war von ihm nichts mehr übrig als ein nasser Fleck, zwei schwarze Kohlen, einige Scherben und die alte schmutzige Tabakspfeife. Das war das rührende Ende des Schneemanns!

Ob die Kinder wohl auch vor Rührung darüber Thränen vergossen haben?

Nein! auch nicht eine einzige! im Gegentheil, sie lachten aus vollem Halse darüber, denn sie hatten sich einen lustigen Spaß gemacht und sich königlich daran vergnügt.

Der größte Hase.

Es wollt' ein Has' auf die Wanderschaft geh'n,
Um in der Welt sich umzuseh'n. —
Nun wißt Ihr doch: Das höchste Gut
Ist für den Wand'rer Herz und Muth.
Doch wißt Ihr auch: Ein Hasenherz
Schlägt etwas mehr nach unterwärts.
Als d'rum das Häslein Abschied nahm,
Vor Angst es fast in Thränen schwamm.



Jedoch er ging. — Kaum aus dem Wald
Getreten, macht er etwas Halt,
Wischt sich den Schweiß, der arme Mann!
Und blickt voll Sorgen himmelan. —
Was sieht er dort? welch' Schreckensbild!
Ein Adler schwingt sich, grimmig wild,
Auf einen Geier. Welch' ein Kampf,
Nichts fehlt dazu als Pulverdampf! —

Bald war es mit dem Geier aus;
Der Adler frißt ihn auf, o Graus!
Nur Klau'n und Schnabel wirft er fort
Und fliegt gesättigt auf und fort. —
Dem Hasen aber wächst der Sinn,
Er schleicht sich leis zur Stelle hin,
Des Geiers Klau'n und Schnabel, schau',
Steckt er in seine Tasche schlau.



„Wer weiß, wozu man's brauchen kann,"
Denkt er und wandert förder dann;
Und ist kaum hundert Schritt' davon,
Packt ihn ein neuer Schrecken schon.
Ein Fuchsfell lag in einem Loch,
Frisch abgezogen, blutig noch,
Dabei der todte Körper dort,
Sonst war kein Mensch zu schau'n am Ort.



Der Hase sieht's, erst zittert er,
Dann schleicht er ganz behutsam her
Und nimmt das Fell, der schlaue Mann!
Wer weiß, wozu er's brauchen kann.
D'rauf setzt er sich ins Kohlfeld hin
Und denkt: „Hier ist es gut darin!
„Zwei Heldenthaten that ich schon,
„Dafür gebührt mir nun der Lohn.“ — —

Acht Tage gingen d'rüber her,
An's Reisen denkt er gar nicht mehr;
Er frißt sich voll und fett und dick
Und Alles das zu seinem Glück. —
'S ist wunderbar wie's ihm ergeht!
An einem schönen Abend spät,
Hüpft er so recht gemüthlich fort
Macht Männchen hier und Männchen dort:

Auf einmal: Paff! Dicht unterm Fuß!
Ein Ruck, ein Knall, ein Dampf, ein Schuß,
Vor Schrecken fliegt er in die Luft
Und wieder nieder, daß es pufft.
Sieh' da! ein Jäger todt im Gras,
Und der ihn schoß, o Wunder das!
Er selbst. — Er glaubt es selber schwer,
Und doch ging's ganz natürlich her.



Der Jäger schlief zuvor im Gras,
Ohn' ihn zu sehen kam der Has',
Berührt im Gras der Flinte Hahn
So fand den Tod der Jägersmann.
Das bringt mein Häslein oben auf,
Schnell packt das Jagdgewehr er auf,
Im Fuchspelz dann, wie Herkules,
Kehrt rasch er heim, und freut sich deß.

Da lügt er Lüg' auf Lügen vor,
Zeigt jedem seine Beute vor,
Und jeder glaubt's und jeder spricht!
„Einen größern Hasen giebt es nicht!
„Ein Has', der einen Geier schlägt,
„Vor dem der Fuchs die Haut ablegt,
„Ein Has', der einen Jäger fällt,
„Der größte Has' ist's in der Welt!“



Reimsprüche.

Nur Geduld!



Ziehst du zu früh die Angel an,
Kein Fischlein beißt sich fest daran:
D'rum hab' Geduld zu jeder Zeit,
Wer sicher geht, kommt sicher weit.

Schlechte Führung



Ein Blinder, der den andern führt,
Der führt ihn nur zum Leide;
Und ist vielleicht ein Stein im Weg,
Da liegen sie alle Beide.

Thust du etwas, so thu' es ganz.



Wer einen Bogen spannen kann
Ist schon was nütze,
Doch wer da schießt und treffen kann,
Der ist ein Schütze.

Was drinnen ist, das thut's.



Ist groß der Brunnen oder klein,
Das laß dir keine Sorge sein;
Aus beiden trinkst du frischen Muth,
Ist nur das Wasser rein und gut.

Was doch die Furcht nicht machen kann



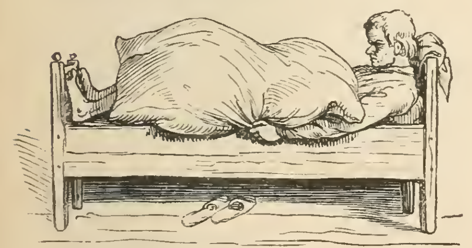
Es war ein ganz klein-winzig Männchen;
Wie den Frau Furcht gesehen hat,
Ward aus dem zahmen winz'gen Männchen
Ein wilder Riese Goliath.

Frisch an's Werk.



Hast du zur Arbeit g'rade Muth,
Geh' schnell daran, so wird sie gut.
Fällt dir was ein, so schreib es auf,
Ist heiß das Eisen, hämm're d'rauf!

Nicht Allen kann man's recht machen.



Wer sich nach jeder Decke will strecken
Der muß sich bald oben, bald unten recken,
Und hat sich, eh' er es nur denkt,
Bald hier erkältet, bald da verrenkt.

Der Dumme.

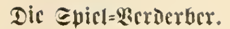


Ein Dummer schaute zur Thür' hinaus
Und sah ein wenig regnen drauß',
Da meint' er, müss' auch aller Orten
Es regnen, wie vor seiner Pforten;
Daß es wo anders anders sei,
Kam ihm nicht in den Sinn dabei.

Alter Spruch.



Im kleinsten Raum
Pflanz' einen Baum,
Und pflege sein,
Es bringt dir's ein.





Im Brei ein einzig faules Ei,
Macht, daß man ihn nicht essen kann.
Beim Spiel ein einzig zänkisch Kind
Verdirbt die ganze Lust daran.

Arbeit und Armuth.



Wo die Arbeit zieht in's Haus,
Läuft die Armuth bald hinaus.
Schläft die Arbeit aber ein,
Guckt die Armuth zum Fenster hinein

Reimsprüche.

Genügsamkeit.

Der Ziegenbock hat Hörner,
Damit vergnüg' er sich!
Der Rosenstock hat Dörner,
Damit begnüg' er sich!
Was soll der Strauch mit Hörnern thun?
Er rührt nicht von der Stelle sich;
Was soll der Bock mit Dörnern thun?
Er stäch' bei jedem Sprunge sich.

Wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen. —
Wie die Alten brummen
So thun die Jungen summen.
Wie die Alten ächzen
So werden die Jungen krächzen.
Darum, ihr Alten, ächzet nicht,
Daß eure Kinder krächzen nicht,
Und singt doch wieder Lieder,
Dann zwitschern die Jungen auch wieder.

Hüte dich vor Uebelthaten,
Feld und Wald kann dich verrathen;
Hoch auf Bergen, tief im Thal,
Gottes Aug' ist überall.



Zwei Gespräche.

Es war ein heiterer Frühlingsmorgen, ich stand im Dorfe auf dem Kreuzwege, wo das kleine Brückchen rechts gleich in die Schule führt, der größere Fußsteg aber links nach der Königswiese sich fortschlängelt. Da hörte ich, wie zwei Knaben Folgendes zu einander sprachen:

Guten Tag, Karl! —

„Guten Tag, Michel!“ —

Wo gehst du hin, Karl? —

„In die Schule, Michel.“

Ei was! In der Schule ist's garstig, da muß man lernen, draußen auf der Wiese sollst du einmal sehen, da ist es hübsch. Komm', wir wollen spielen, Karl! —

„Am Abend, Michel! Jetzt geh' ich lernen. Ade!“

Meinetwegen, geh' du arbeiten, Karl, ich gehe spielen. Ade! — —

Nach zwanzig Jahren stand ich in demselben Dorf an derselben Stelle. Es war ein böser kalter Wintertag. Ein blasser, ärmlich gekleideter Mensch klopfte an der Thüre des Schulhauses an. Der Schullehrer, ein rüstiger, stattlicher Mann öffnete diese. Ich hörte die Beiden Folgendes sprechen:



Guten Tag, lieber Herr!

„Guten Tag, lieber Mann!"

Erbarmt euch meiner, lieber Herr!

„Was verlangt ihr denn von mir?"

Arbeit, Herr! ich will euch die Schulstube fegen, ich will euch die Oefen heitzen oder andere Dienste der Art thun. Nehmt mich auf.

„Könnt ihr nicht noch andere Arbeit thun als die?"

Nein, Herr! —

„Warum denn nicht?"

Ich hab' nichts gelernt!

„Wie heißt ihr?"

Ich heiße Michel, Herr!

„Kommt herein, Michel, draußen ist's heut garstig, in der Schulstube ist's schön. Da werdet ihr hoffentlich auch noch jetzt etwas lernen." — Sie gingen hinein und die Thüre ward wieder geschlossen. Der um Arbeit bettelnde Mann wußte in jenem Augenblicke noch nicht, wer der freundliche Schullehrer war. Wir wissen es besser.

Der Jahreslauf im Kinderleben.

Winterlust.

Januar.

Wohin man schaut, nur Schnee und Eis,
Der Himmel grau, die Erde weiß;
Hei, wie der Wind so lustig pfeift,
Hei, wie er in die Backen kneift!
Doch meint er's mit den Leuten gut,
Erfrischt und stärkt, macht frohen Muth.
Ihr Stubenhocker, schämet euch,
Kommt nur heraus, thut es uns gleich.
Bei Wind und Schnee auf glatter Bahn
Da hebt erst recht der Jubel an!

Februar.

Brenne, brenne Feuer!
Dem Winter wird nich. geheuer.
Süppchen, du mußt sieden,
So läßt er uns in Frieden.
Und ist die Mahlzeit angericht't,
Wir lachen ihm in's Angesicht.
Hört er vor Lust uns schmatzen,
Er möcht' vor Aerger platzen.



März — Ostereier.

Ostern ist morgen; nun Grete, mach' schnell!
Bring' uns die Eier nur hurtig zur Stell',
Daß wir bemalt sie im Garten verstecken,
Farbige Früchte in Büschen und Hecken!—
Will uns der Frühling zum Schmaus nichts besorgen,
Müssen wir selber ihm Früchte schon borgen.

April.

Vor kurzem, da war die Erde noch weiß,
Und nun wird's überall grün.
Vor kurzem, da stand der Bach noch voll Eis,
Wo lustig die Wellen nun zieh'n.

Und sieh! o sieh! — hab ich recht geschaut?
Ein Veilchen! wie das mich freut!
Und der Vogel im Fliederbusch singt so laut;
O du prächtige Frühlingszeit!



Frühlingslust.

Mai.

Frühling, Frühling überall,
Blüthen allenthalben;
Horch, wie rauscht der Bach im Thal
Sieh', schon Störch' und Schwalben!
Lämmer springen auf den Weiden,
Kinder singen voller Freuden,
Kuckuck ruft. und Nachtigall:
„Frühling, Frühling überall!"

Juni. — In den Kirschen.

Schwellende Kirschen
Strotzend von Saft,
Fröhliche Wangen
Blühend in Kraft!

Röthet die Kirsche sich,
Bald ist's gethan;
Bräunt sich die Wange,
Fängt's Leben recht an!



Juli. — Badelied.

In den Lüften so schwül,
In dem Wasser so kühl;
Wie die Wellen mich laden
D'rin zu schwimmen, zu baden!

Immer frisch, nicht gezaudert,
Wer doch wird so viel fragen!
Wenn die Haut dir auch schaudert,
Bald doch wird dir's behagen.

Frisch hinein in die Fluth!
Nur die Feigen erbeben,
Und mit Lust und mit Muth
Wird die Fluth dich beleben.



Erntelied.

August.

Nun ist es reif das Aehrenfeld,
Das ich so oft mit Freuden sah.
Der Schnitter mäht, die Aehre fällt,
Bald steht die dürre Stoppel da. —
Doch, wird das Aehrenfeld auch leer,
Die Scheuer füllt sich ja mit Garben,
Und Korn und Brod giebt's um so mehr;
Nun darf der Hungrige nicht darben!

September. — Der Apfelbaum.

Der Apfelbaum, das ist ein Mann!
Kein And'rer giebt so gern wie der.
Im Winter, wenn man schüttelt dr'an
Da giebt er Schnee die Fülle her.
Im Frühling wirft er Blüthen nieder,
Im Sommer herbergt er die Finken;
Jetzt streckt er seine Zweige nieder,
Die voller Frucht zur Erde sinken.
D'rum kommt! und schüttelt was Ihr könnt,
Ich weiß gewiß, daß er's Euch gönnt.

October. — Weinlese.

Seht, aus der Reben fröhlichem Laub
Wie sie hervorquillt die saftige Traube!
Nun wird gepflückt und beim Keltern gesungen,
Most wird gezecht und beim Zechen gesprungen.
Was da nur Beine hat, tanzt auf der Wiese,
Michel mit Grete und Hans mit der Liese!

November. — Fischerlied.

Wo holt der Fischer die Nahrung sich her?
Aus dem Meer, aus dem Meer, aus dem tiefen Meer. —
Wo holt sich der Fischer die braune Brust?
An des Herbstes Sonne, die ist seine Lust. —
Wo holt sich der Fischer den frischen Muth?
In dem Sturm, der ihn treibt durch die brausende Fluth. —
Was ist sein Lohn für die Müh' und die Last?
Wenn sein Weib ihn begrüßt, wenn sein Kind ihn umfaßt.



Der Weihnachtsbaum.

December.

Juchheissassa, juchheissa!
Wir bringen ihn gebracht
Den Christbaum, den Tannenbaum
Der Alles lustig macht! —

Du armer, armer Tannenbaum,
Wie war dir draußen weh!
Du strecktest deine Arme aus
Und trugst doch nichts als Schnee! —

So sag' uns doch du schmucker Baum,
Was wirst du morgen tragen? —
Hoho! so darf man Narren wohl,
Doch keinen Christbaum fragen. —

Juchheissassa, Juchheissa!
Wie ist der Schnee so weiß,
Wie grün ist doch der Tannenbaum!
Der weiß schon, was er weiß! — —

Prinz Goldfisch und das Fischermädchen.

Ein Märchen.

1.

Es war einmal ein junger Königssohn, der war schön von Gestalt, und von Herzen gut. Jedermann freute sich, wenn er ihn nur sah, ja, es hatte sogar eine stolze Wasserfee, die in dem nahen Walde ihr Wesen trieb, ihn sehr lieb gewonnen, und wünschte nichts sehnlicher, als daß er sie zur Frau nähme. Oft wenn der junge Königssohn durch den Forst auf die Jagd ritt, trat sie ihm in den Weg und redete ihn freundlich an. Er aber



konnte ein für allemal die Feen nicht leiden; daher drehte er denn auch dieser jedesmal den Rücken, sobald er sie nur von fern erblickte.

Weil die Fee nun im Guten die Zuneigung des Prinzen nicht gewinnen konnte, so versuchte sie mit ihren Wunderkünsten ihn dazu zu zwingen. Als er einmal auf der Jagd sich verirrt hatte, lockte sie ihn in ihr Zauberthal, und wie er dort in einem einsamen See badete und beim Baden unter das Wasser tauchte, verwandelte sie ihn in einen Goldfisch und zog ihn hinab in ihr Reich. Sie schwur, ihm nicht eher die menschliche Gestalt wieder zu geben, als bis er verspräche, daß er sich mit ihr vermählen wolle. — Uebrigens hatte sie ihm den Aufenthalt da unten so angenehm wie möglich gemacht. Er fand unter dem Wasser Alles, wie er es nur zu Hause gehabt hatte, Schloß und Garten

und Hofgesinde; auch waren die Goldschuppen mit denen er bekleidet war, so köstlicher Art, wie kein ander Metall noch Edelstein auf Erden, denn die Fee hatte darin ihre werthvollsten Zaubermittel verwendet.

Doch was half das dem verwandelten Prinzen? Er war doch immer nur ein Fisch und ehe er die Zauberin zur Frau genommen hätte, wär' er lieber gestorben.

Nun kam es bisweilen vor, daß die Fee in fernen Ländern wichtige Angelegenheiten zu besorgen hatte und dann auf einige Monate ihr Reich verlassen mußte.

In solcher Zeit war es, wo einmal an einem hellen Maientage Prinz Goldfisch an die Oberfläche des Sees heraufkam, um sich in der schönen Frühlingssonne seinen Kummer ein wenig zu verschwimmen. Wie er so still und traurig durch's Wasser zog, sah er im Schilf am Ufer einen grauen Kranich stehen, der ihn mit scharfen Blicken beobachtete.

„Sollte der mich fressen wollen?“ dachte der Fisch, und wollte zuerst schnell untertauchen, um ihm zu entfliehen. Dann sprach er: „Nein! der kommt mir gerade recht, denn ich bin meines Lebens überdrüssig!“ So schwamm er denn schnell zu dem Kranich hin und sprach zu ihm: „Du! Friß mich!“ — Der aber machte ein ganz freundliches Gesicht und sprach: „Prinz Goldfisch, nur Muth! nur Muth! ich bin dein Freund und nicht dein Feind. Noch giebt es ein Mittel,



das dich von deiner Fischgestalt erlösen kann, aber es ist schmerzhaft!“ — „Nenne es mir,“ rief der Fisch in Hast, denn beim näheren Anblick des Kranichs faßte er Vertrauen zu ihm. Der Kranich erwiederte: „Merk auf!“

„Es wird Eine kommen,
Die wird dir gefallen,
Du wirst ihr gut sein.
Sie wird dich steinigen,
Als Fisch wirst du sterben,
Als Prinz wirst du leben.
Doch die Goldhaut, die Goldhaut die nimm mit dir,
Gar mächtige Zauberkraft steckt in ihr.
Wenn die Fee sie bekommt, du wirst es beklagen,
Ade nun! Ade! Mehr darf ich nicht sagen!“

Nach diesen Worten erhob sich der Kranich und verschwand in den Lüften. — Prinz Goldfisch merkte nun wohl, daß ein guter Geist in dem Vogel stecke; neue Lebenslust erfüllte ihn. Die dunklen Worte des Kranichs gaben ihm vielen Stoff zum Nachdenken und mit Sehnsucht sah er dem Tage entgegen, der ihm Befreiung bringen sollte.

2.

In demselben Lande, wo dieses geschah, stand am Meeresstrande, da, wo ein Bach aus dem Wald sich in die See ergoß, eine einsame Hütte. In der Hütte wohnte ein armer alter Fischer mit seiner Tochter und die hieß Elsbeth.

Sonst pflegte der Mann jede liebe Nacht, wenn Fischenszeit war, auf den Fang in die See zu fahren, aber auch am Tage ging er wohl bisweilen mit der Angel in den Wald und holte sich dort aus dem Bache die schönsten Forellen und Schmerlen. Mit den gefangenen Fischen pflegte er dann von Zeit zu Zeit auf den Markt nach der Hauptstadt zu gehen, wo er einiges Geld dafür löste. Das war zwar sehr wenig, doch lebte er davon mit seinem lieben Kinde zufrieden und von Herzen froh. — Jetzt war aber der arme Mann seit einiger Zeit erblindet und vermochte nichts zu verdienen; da entschloß sich Elsbeth, die nun schon sechzehn Jahr alt war, des Vaters Geschäft zu betreiben, so viel es einem Mädchen von ihrem Alter möglich ist. Sie war kräftig und flink, obschon äußerst fein und zart, von schlanker Gestalt und lieblichem Antlitz.

Eines Tages ging sie auch wieder mit Angel und Netz in den Wald, um im Bache zu fischen. Wohl zwei Stunden brachte sie dort an den gewohnten Stellen zu; kein Fisch wollte sich zeigen. — „Geht's nicht hier, so geht's wo anders,“ dachte sie und zog tiefer in den Wald hinein. Aber auch da wollte nichts kommen. So zog sie weiter und weiter, bis sie zu einer Stelle kam, wo das Wasser zwischen runden seltsamen Wänden einen tiefen dunklen Weiher bildete. Ringsum standen schöne Blumen und farbige Büsche und das Alles gab einen anmuthigen Wiederschein in dem dunklen Spiegel des Wassers.

Es war Mittag, Alles still in weiter Runde. Kein Lüftchen ging, kein Blättchen bewegte sich und alle Vögel in den Bäumen schienen zu schlafen.

Nur einige blaue Libellen flatterten über dem Wasser hin und her, und sogen hier und dort an den gelben Wasserlilien und den weißen Seetulpen.

Nicht weit vom Ufer ragte ein weißer, plattgewaschener Stein aus der Fluth heraus, gerad als wär' er zu einem bequemen Sitz eingerichtet. Mit leichten Sprüngen hüpfte Elsbeth über die Kiesel zu dem Stein hin, setzte sich darauf, warf ihre Angel aus und sang mit klarer Stimme ihr Lock-Liedchen:

„Fischchen, komm schnell!
Sonne scheint hell,
Mückchen im Sonnenschein
Wartet hier oben dein.
Mückchen ist zart und frisch,
Hol' dir's, du schöner Fisch!"



Kaum war die Schnur im Wasser, so biß auch schon etwas an und wie sie's heranzog, war es ein Goldfisch. Als Elsbeth ihn von der Angel losmachen wollte, sah sie, daß er sich nicht am Haken, sondern in die Schnur eingebissen

hatte, auch ließ er sich ohne Sträuben von ihr in die Hand nehmen. Er schaute sie mit seinen klaren, klugen Augen lange an.

„Was siehst du mich denn so an, du hübscher Fisch?“ sprach Elsbeth und freute sich über den Glanz seiner Schuppen. „Ich bin dir gut,“ antwortete ihr der Goldfisch, „und will dich glücklich machen!“ — Elsbeth erschrak und warf ihn in's Wasser zurück; das Thier aber rief wieder von unten: „Und wenn du mir nicht glaubst, so hebe das große Blatt der Seetulpe auf, das rechts von deinem Stein sich über das Wasser legt. Dort schau hinunter.“ — Bei diesen Worten schoß der Fisch in die Tiefe.

Elsbeth wunderte sich allerdings ein wenig über dies seltsame Abenteuer, bald aber gefiel ihr die Sache und sie that, wie jener es ihr geheißen. Als sie das gewaltige Blatt aufhob, sah sie wie durch einen Krystall tief auf den Grund des See's. Ein klares Licht ergoß sich durch das Wasser; da schaute sie Wunder über Wunder. In einem blühenden Garten stand ein Königsschloß und vor dem Schlosse zwei Thronsessel von weißem Sammt; auf dem einen lag der Goldfisch, der andere stand leer; auch sah sie Ritter und Fräulein durch die Hecken da unten ziehen und vor dem Goldfisch sich neigen. Von dem Stein, auf dem Elsbeth saß, führte eine krystallene Treppe hinunter zu dem Schloß und auf jedem Absatz der Treppe standen Pagen, die sahen nach ihr herauf, als warteten sie ihres Winkes. Das sah Alles so schön aus, daß Elsbeth sich gar nicht satt daran sehen konnte. — Nach einiger Zeit bemerkte sie, wie der Goldfisch sich von seinem Thronsessel erhob und an die Oberfläche des Wassers heraufgeschwommen kam. Wieder sah er sie so freundlich an, und rief: „Elsbeth! Verlaß deinen Vater und deine arme schlechte Hütte und komm zu mir herunter. Da sollst du auf dem Thronsessel, den du gesehen, neben mir sitzen und eine Prinzessin sein und ich will dir Freuden schaffen, so viel das Jahr Tage zählt.“ —

„Ei, du nichtsnutziges Thier!“ rief Elsbeth im höchsten Zorn. „Meinen Vater sollt' ich verlassen? Da! nimm die Antwort auf deine dummen Reden!“ und dabei ergriff sie den nächsten Kieselstein und warf ihn dem Fisch an den Kopf.

Der Fisch und der Stein plumpten in's Wasser, aber in demselben Augenblick erhob sich ein Wirbelwind und die Wellen des See's spritzten mit weißem Schaum hoch in die Luft. Tief aus dem See herauf erscholl ein durchdringender Ton, erst wehmüthig und klagend, als sollt' er Einem das Herz mitten entzwei schneiden, dann aber klang es wieder wie lustige Flöten und Schalmeien, bis endlich auch diese Töne schwiegen. Die Wellen besänftigten sich, und das Wasser war so still und dunkelgrün als zuvor.

Nun sah Elsbeth auch den Goldfisch wieder aus dem Wasser tauchen, er schwamm aber nicht wie vorhin, sondern lag auf der Seite und als sie näher hinschaute, war es nur die Haut des Thieres, weder Fleisch noch Gräten darin.

Schnell griff sie mit der Hand danach und hatte eben die Fischhaut über dem Wasser hervorgezogen, als das große Blatt der Seetulpe neben ihr sich erhob und ein weißer Menschenarm darunter herauffuhr, der ebenfalls nach der Schuppenhaut greifen wollte. Aber schon hatte das Mädchen diese in ihrer Schürze verborgen und die weiße Hand zog sich wieder unter das Wasser zurück.

Elsbeth sprang nun schnell von ihrem Steine weg an's Ufer, und machte, daß sie so rasch wie möglich aus dem Walde kam. Es war ihr doch an dem See recht unheimlich zu Muth geworden. Erst als sie den Wald hinter sich hatte, nahm sie die Schuppenhaut aus ihrer Schürze hervor. Ei, wie war die schön! wie funkelte sie im Lichte! der Glanz schien wie lauter Abendgold und Abendröthe, es war wundervoll zu sehen; und doch ward Elsbeth auch wieder recht von Herzen traurig, wenn sie daran dachte, daß sie aus bloßer Uebereilung den armen Fisch todtgeworfen hatte. Der hatte es vielleicht mit seinen dummen Reden gar nicht so böse gemeint. Das Mitleid trieb ihr sogar die Thränen in die Augen.

Als sie nach Hause kam, wollte sie erst dem Vater Alles erzählen, was ihr begegnet war; jedesmal aber, wenn sie davon anfangen wollte, war's ihr wieder, als wenn ihr eine Stimme zurief: „Elsbeth! thu' es nicht!" — So verschloß sie denn die Schuppenhaut heimlich in ihrer Kiste, sie hoffte dieselbe ihrer seltenen Schönheit wegen in der Hauptstadt für ein Paar Groschen zu verkaufen und dem Vater eine unverhoffte Freude zu machen.

3.

Wenige Tage nachdem sich dies zugetragen hatte, war in den Städten und Dörfern des Landes großer Jubel. Herolde und Boten ritten auf allen Straßen umher und verkündeten dem Volk: der junge Königssohn, der vor längerer Zeit auf der Jagd, man wußte nicht wohin, verschwunden war, sei in der Hauptstadt wieder angekommen. Zugleich ward bekannt gemacht, daß er sich nun auch vermählen wolle, und zwar in der Art, wie das Gesetz des Landes es vorschrieb.

Nach einem alten Brauche mußten dann nämlich die schönsten und reichsten Mädchen des Königreiches nach der Hauptstadt kommen, ein Schiedsgericht mußte bestimmen, welche von diesen die Allerschönste und zugleich die Allerreichste sei und mit dieser feierte dann der Prinz nach drei Tagen seine Hochzeit.

Das gab nun überall wo die Boten hinkamen, einen großen Lärm. Jedes Mädchen, das nur irgend ein niedlich Näschen oder ein Paar pfiffige Augen im Kopfe hatte, und dabei hoffärtig und eitel war, hielt sich für das Allerschönste. Aber selbst die Häßlichen dachten bei sich: kein Mensch sei ja vollkommen und außer einigen kleinen Schönheitsmängeln seien sie doch viel schöner als andere, die zwar regelmäßige aber sehr langweilige Gesichter hätten. Und dachten das nicht die Töchter, so dachten es doch manche ihrer Mütter. Was aber den Reichthum betraf, so verkauften die Herren Väter so schnell es nur ging ihre Häuser und Gärten und Wald und Feld, um nur reiche Kleider und Karossen und Dienerschaft für ihre Töchter anzuschaffen. Denn natürlich mußte jede in dem Schmuck, den sie bei diesem Feste trug, ihren Reichthum beurkunden.

Der letzte Tag des Monates war als der Termin bestimmt worden, wo in der Hauptstadt die große Festlichkeit stattfinden sollte. —

Von allen diesen Neuigkeiten war nun in der stillen Fischerhütte am Meer nicht das Geringste bekannt geworden. Wie sollte auch zu der einsamen Gegend die Kunde davon bringen! Zudem hatte Elsbeth in den letzten vierzehn Tagen nur so viel Fische gefangen, wie sie und der Vater zu ihrem Unterhalt bedurften, und daher nichts nach der Stadt gebracht. Das war aber sehr traurig, denn ihr bischen Geld war fast zur Neige. Da fiel dem Mädchen die kostbare Goldfischhaut ein, die sie in ihrer Kiste hatte, und das machte ihr wieder neue Hoffnung.

Es war gerade der Abend vor dem letzten des Monats, als sie ihren Vater bat, er solle sie auf ein Paar Tage nach der Stadt gehen lassen, um einige Einkäufe zu machen, denn daß es mit dem Gelde so schlecht stand, wollte sie dem armen Manne noch nicht sagen, um ihm nicht jetzt schon Kummer zu machen. Gern gab der Vater ihrer Bitte nach. Wie freute sich Elsbeth, wenn sie daran dachte, wie viel Freude sie ihm mit dem Gelde machen könnte, das sie für die Schuppenhaut bekommen würde!

Früh am andern Morgen nahm sie ihr Körbchen, legte heimlich die Wunderhaut hinein, deckte ihr Tüchelchen darüber, und begab sich auf den Weg zur Stadt.

Lange war sie nur einsame Wege durch Sand und Dünen und Haide gegangen, als sie aber auf die große Landstraße kam, war es mit der Stille und Einsamkeit vorüber. Glänzende Staatswagen mit Vorreitern und Bedienten hinten und vorn rasselten an ihr vorüber, und in den Wagen saßen geputzte Jungfrauen, mit Sammt und Seide und Federn und Schmuck bedeckt, die reckten die Hälse in die Luft wie die Pfauen, wenn sie ein Rad schlagen. Wo sie hinfuhren und was sie für Gedanken im Sinn hatten, läßt sich leicht errathen.

Der prächtigste Wagen aber kam ganz zuletzt. Acht Schimmel, so weiß wie Wellenschaum zogen ihn in vollem Galopp, sie hatten meergrünes Geschirr und Schilfbüschel auf den Köpfen. Die Dame, die in der Kutsche saß, war ebenfalls weiß und meergrün gekleidet, und sah zwar nicht schön, aber sehr stolz und wunderlich aus. Die Kutsche war von durchsichtigem Krystall und mit Seetulpen und Schilfblättern bekränzt.



Elsbeth war ganz in Staunen versunken, wie sie den blitzenden Wagen schon von weitem daherrollen sah. Sie merkte darüber gar nicht, daß ihr das Körbchen vom Arme rutschte und sein Inhalt auf den Weg fiel. Indem war auch der Wagen schon da, und zugleich fiel ein Sonnenstrahl auf die Schuppenhaut, daß sie hell aufblitzte. — Wie durch einen Zauberschlag standen die Rosse still; da rief die stolze Jungfrau aus dem Wagen mit laut klingender Stimme:

„Mein Eigenthum am Boden dort!
Mein Zauberkleinod, die Schuppenhaut!
Auf! Silberschwan und bring sie mir!"

Und ein silberner Schwan, welcher auf der Decke der Kutsche dagesessen hatte, als wär' er nur von todtem Metall, hob seine Flügel, schoß vom Wagen herunter, ergriff die Fischhaut mit seinem Schnabel und ließ sie seiner Gebieterin durch die Oeffnung des Wagens auf den Schooß sinken. Dann schwang er sich wieder auf die Kutschendecke, wurde starr und steif wie vorhin und im Nu rollte der Wagen davon.

4.

Elsbeth wußte nicht wie ihr geschah. Staunen, Schreck und Trauer über den verlornen Schatz, auf dessen Verkauf sie all' ihre Hoffnung gesetzt, Alles das bewegte sie so, daß sie gar nicht wußte, was sie nun thun solle. Sie setzte sich auf das Geländer der Brücke, legte den Kopf in die Hand, sann und sann und schlief endlich vor Müdigkeit ein.



Als sie erwachte, war es schon spät am Abend und die Sonne am Untergehen. Sie rieb sich die Augen, da sah sie, wie neben ihr auf demselben Geländer ein klein winzig Männlein saß, grau und runzlich, aber freundlich und manierlich. Das Männlein ließ sich bald mit ihr in ein Gespräch ein, erzählte ihr allerlei von dem Feste in der Hauptstadt, und fragte sie zuletzt, ob sie denn nicht auch sich dem Prinzen wolle vorstellen lassen. Das kam dem armen Fischerkind doch gar zu komisch vor, sie lachte laut auf und sprach im Scherz: „Warum denn nicht? Hab' ich doch ein Gesicht braun wie die Seeflunder, und bin ich doch so reich wie die Kirchenmaus; da kannst du mich immer schon hinführen!" — Das Männchen lächelte und strich sich mit schlauem Blick seinen langen weißen Bart; dann erzählte es, es wäre ein studirter Doctor und könne Blinde sehend machen. Elsbeth dachte an ihren armen Vater und fragte hocherfreut, was es kosten solle, wenn das Männlein ihm sein Augenlicht wieder gäbe? — „Hm!" sprach jener und schüttelte den Kopf, „du sagst, du bist arm wie eine Kirchenmaus. Aber die Kirchenmaus hat kein so schwarzes Haar und keine so weißen Zähne wie du, das kann ich beides gebrauchen. Giebst du mir deine drei vordern Zähne und läßt dir von mir die Haare vom

Kopfe scheeren, so mache ich deinen Vater gesund." — Das Mädchen ging voller Freude den Handel ein. „Nun aber noch eins," sprach das Männlein, „wir müssen jetzt nach der Stadt, ich um meine Salben und Kräuter zu holen, du um dir das Haar abschneiden und die Zähne ausbrechen zu lassen; denn nur dort kann das geschehen!" Und Elsbeth war auch dazu bereit, hatte sie ja doch die Hoffnung, daß ihr blinder Vater sehend würde.

Nun führte der Doctor sie auf einem Fußweg in den Wald, denn dort, sagte er, liege im Flusse sein Schifflein, und das könne sie schon in einer Stunde nach der Stadt bringen, während sie auf der Landstraße viel längere Zeit zu gehen hätten. —

Erst war der Fußsteig bequem, dann aber zog er sich durch unwegsames Dickicht unter alten Bäumen hin, durch deren dunkle Wipfel fast kein Abendschimmer dringen konnte. Weiße Spinnenweben zogen sich darin überall von Busch zu Busch, und legten sich dem Mädchen, indem sie durchschlüpfen wollte, um Hand und Gesicht, um ihr rothes Mieder und um ihr blaues Röckchen. Elsbeth wollte sich das garstige Gespinnst abstreifen, aber das Männlein sprach:

„Laß sein, laß sein!
Keine Seide so fein,
Kein Schleier so schön,
Wirst seh'n! Wirst seh'n!"

Da ließ sich das Mädchen denn ruhig von den Geweben umspinnen. — Darauf fiel ein kühler Abendthau in großen Tropfen von den Blättern der Bäume, die hingen sich an ihren Nacken und an den Hals und in die Kleider. Elsbeth wollte sie sich abschütteln, aber das Männlein rief:

„Laß sein, laß sein!
Kein Perlenschein,
Kein Edelstein,
Erglänzt so fein!"

Und das Mädchen ließ die Tropfen ruhig hängen. — Darauf kamen sie an ein kleines Wässerlein, das spülte dem Mädchen über die nackten Füße. Sie wollte das Wasser abschütteln, aber das Männlein rief:

„Laß in Ruh', laß in Ruh'
Die silbernen Schuh'!"

Und wirklich glänzte das Wasser an ihren Füßchen, als hätte sie Schuhe und Strümpfchen aus Silbertaffet an.

Endlich gelangten sie zum Fluß, auf dem eine Gondel lag. Am Ufer war das Wasser glatt und still, und zwischen kleinen Wasserblümchen flimmerten darin so hell die Sterne; es sah aus, als wären sie nicht der Wiederschein des Himmels, sondern als wiegten und schaukelten sie sich wirklich in der Fluth.

Von dem weiten Wege und dem lauen Sommerabende glühten der Elsbeth recht ihre Backen. Sie klagte es dem Männlein, das rieth ihr, den Kopf dreimal in's Wasser zu tauchen, das würde ihr Labung bringen. Und wie sie es that und den Kopf zum drittenmale heraufzog, war es ihr, als wären die kleinen Wasserblümchen ihr im Haare hängen geblieben und als leuchte ihr ein heller Schein um den Kopf. Wieder fuhr sie mit der Hand dahin, um das, was da war, abzustreifen, aber das Männlein rief:

„Halt ein! halt ein!
Schau' nur hinein
In's Wasser d'rein.
Jetzt bist du fein!“

Und wie Elsbeth in den Wasserspiegel hinunterschaute, sah sie sich selber, aber geziert mit einem Schmucke, wie kein Gold ihn erkaufen kann. Die feinsten weißen Schleier, bestreut mit strahlenden Perlen und Edelsteinen, umwanden ihren schlanken Leib, ein Kranz von funkelnden Sternen, die zwischen zarten Wasser-Ranunkelchen ihre Strahlen hervorbrechen ließen, umgab ihr schönes, dunkles Haar; und um den Schmuck zu vollenden, kamen noch ein Paar Leuchtkäferchen angeflogen, setzten sich ihr an die beiden Ohrläppchen und blieben daran hängen, als wären es kostbare Ohrbuckeln.



Mit stillem Lächeln betrachtete Elsbeth ihr Spiegelbild im Wasser. „Ei, wie seh' ich hübsch aus!" rief sie in kindlicher Freude, „hätt' ich doch nie gedacht, daß ich so aussehen könnte!" — Doch das Männlein trieb zur Eile. Nicht leicht ward es dem Mädchen, sich von dem Bilde im Wasser zu trennen, dennoch folgte sie seinem Rufe und bestieg mit ihm die Gondel.

Diese trieb den Fluß entlang und als sie beide nun so still dahinfuhren und Elsbeth immer und immer wieder in der Fluth neben sich ihr Spiegelbild flimmern sah, und als ihr dabei der Gedanke kam, daß alle der Schmuck, der sie zierte, doch nur für den Augenblick sei, und daß sie obendrein ihr schwarzes Haar und ihre blanken Zähne hergeben sollte, da fing es denn doch an, ihr schwer auf's Herz zu drücken, denn auch Schönheit ist ein Gut, das wohl Keiner, der es hat, gern verlieren mag.

Das Männlein sah, wie dem Mädchen ganz leise ein Thränlein über die Wange rollte. „Elsbeth," sprach er, „noch ist es Zeit. Wenn du willst, kehren wir um, und ich bring' dich wieder zu deiner Hütte; dann behältst du dein Haar und deine Zähne und alle den Schmuck, den du jetzt an dir hast. — Aber dein Vater bleibt dann freilich blind!" „Nein," rief Elsbeth, „nimm mir Alles, nimm mir mein Leben, nur mache meinen Vater wieder gesund!"— Schon hob sie wieder die Hand, um den seltenen Putz von sich abzustreifen, aber der Kleine ließ es nicht zu, und nur mit Mühe gelang es ihm, sie zu beruhigen.

Indeß waren sie auf dem Fluß bis in die Hauptstadt und in die königlichen Gärten hineingekommen, wo eben mit großer Festlichkeit die Hochzeit-Wahl einer Prinzessin gefeiert wurde. Hoch über ihren Köpfen sah Elsbeth den Wiederschein der Fackeln und Feuerbecken, sie hörte Klänge einer rauschenden Musik und das Gesumme einer großen Volksmenge, aber die hohen Mauern, zwischen denen der Fluß hinführte, ließen sie nichts von dem Feste selbst wahrnehmen.

Endlich landeten sie an einem Hügel. Sie traten aus der Gondel und bestiegen den Gipfel des Hügels, der von einer dichten Lorbeer-Hecke umgeben war. Dort oben bog das Männlein einen Lorbeerzweig zurück und sprach zu dem Mädchen: „Hier schau' hinunter!" — Da sah Elsbeth dicht vor ihren Füßen ein Schauspiel der Pracht und Herrlichkeit, wie sie es nie zuvor geträumt hatte.

5.

Nun hört, was Elsbeth da Alles erblickte.

Im Hintergrunde ragte mit seinen Thürmen und Zinnen und mit seinen hell erleuchteten Fenstern das königliche Schloß hoch in die Mondnacht hinein.

Vor dem Schlosse war eine lange, breite Terrasse, darauf standen unter einem Thronhimmel zwei Lehnstühle von weißem Sammet, gerade wie sie Elsbeth im See des Zauberwaldes gesehen hatte. Einer dieser Stühle war leer, aber auf dem andern saß der schöne junge Königssohn, und hinter ihm der König, sein Vater und der ganze königliche Hofstaat. Diesen gegenüber stand eine Reihe von wohl hundert rothseidenen Sesseln, darauf saßen die Jungfrauen, die zur Wahl sich herbegeben hatten, mit allem Reichthum der Erde behangen und umwickelt und beflittert. Dann war auf der einen Seite ein himmelblaues Gerüst, auf dem die ersten Maler und Bankiers des Landes versammelt waren, damit sie als Richter der Schönheit und des Reichthums ihr Amt verwalteten. Ihnen aber gegenüber auf einem orangefarbenen Gerüste bliesen die Posaunenbläser, paukten die Trommler und strichen die Geiger ihre Instrumente, daß es eine Lust anzusehen und anzuhören war.

Rechts und links von dieser Terrasse spritzten herrliche Springbrunnen rothen und weißen Wein hoch in die Luft, und um die Brunnen standen gedeckte Tafeln, die waren mit den köstlichsten Speisen besetzt. In großem Halbkreise auf der Wiese, die das Schloß umgab, lagerte das Volk unter Gehängen von farbigen Laternen, die an den Lorbeerbäumen befestigt waren.

Den ganzen Nachmittag hatten nun schon die Richter berathen, welche von den angekommenen Jungfrauen werth sei, die Frau des jungen Prinzen zu werden, und da hatte es wie gewöhnlich viel Streit gegeben. Die Maler verstanden nicht den Reichthum zu beurtheilen, die Bankiers hatten mitunter ganz verkehrte Ansichten von der Schönheit. — Jetzt aber war die Stunde gekommen, wo sie die letzte Entscheidung aussprechen sollten. Noch einmal setzten sie daher ihre Brillen auf die Nasen und legten ihre Perspective an die Augen, um noch die letzte Prüfung auch bei Lampenbeleuchtung anzustellen; denn der Schicklichkeit wegen durften sie die Jungfrauen nicht zu nahe betrachten. Da blies plötzlich von der Zinne der Burg der Thürmer; dies war ein Zeichen, daß so eben noch eine Jungfrau als Mitbewerberin ankomme. Bald rollte auch eine Kutsche daher, die war ganz von Krystall und mit acht weißen Schimmeln bespannt. Und siehe da, die stolze Donna, die aus der Kutsche stieg, war dieselbe, die der Elsbeth auf der Landstraße ihre Goldhaut geraubt hatte. Mit kecken Schritten und einer Miene, der man ansah, sie wäre ihres Sieges gewiß, ging sie auf den Platz, welcher in der Reihe der Jungfrauen noch, wie es schien, für sie offen gelassen war. Sie hatte denselben Anzug an, wie heute Mittag, meergrün und weiß und doch erschien sie jetzt viel schöner; denn ein Kranz von goldenen Schuppen, die wie Abendgold und Abendröthe glänzten, warf über ihr Antlitz einen wunderbaren Schönheitszauber, so daß der Putz aller übrigen dagegen matt und wässerig erschien.

Aller Blicke richteten sich auf die stolze Erscheinung und kaum hatten die Richter sie wahrgenommen als sie die Köpfe zusammensteckten und ihre Mienen plötzlich die größte Uebereinstimmung verriethen.

Nun stieg eine rothe Rakete in die Luft, zum Zeichen, daß diejenige als künftige Königin begrüßt werden sollte, die man dazu für würdig befunden. Eine Deputation der Richter erhob sich, Trabanten und Herolde schlossen sich an und ihnen folgte ein Page, der eine kleine goldene Krone auf einem Kissen vor sich hertrug. Der Zug bewegte sich gradeswegs zu derjenigen hin, die zuletzt angekommen. Triumphirend erhob sich die übermüthige Jungfrau von ihrem Sitze, ihre Blicke schienen Alles um sich her, wie der Hagel die Wiesenblumen niederzuschmettern, und schon begann der Präsident des Gerichtes der Schönheit und des Reichthums eine zierliche Anrede in Versen, worin er die hohen Eigenschaften der Erwählten pries.

Der Page kniete nieder und hielt die Krone empor, gierig streckte die Jungfrau die Hände danach aus. — — Da erbrauste auf einmal ein ungeheurer Wirbelwind mit solcher Gewalt, daß die Krone vom Kissen geweht wurde und alle Lampen und Fackeln rings umher erloschen. Nur die erleuchteten Fenster des Schlosses ergossen noch einen matten Schimmer über den Platz. Sogleich aber legte sich auch der Wirbelwind und Alles war still wie zuvor.



Auch der Lorbeerbusch, der Elsbeth bisher verdeckt hatte, war vom Sturm niedergerissen. Allen sichtbar stand nun das Fischermädchen da, in ihrem leuchtenden Sternenkranz, umweht von den Schleiern, in denen die Thauperlen als Edelsteine funkelten; und in dem Glanze dieser reinen Lichter erschien ihr unschuldiges Angesicht wunderbar verklärt.

Das Krachen des umstürzenden Baumes hatte die Blicke der Menge nach dem Hügel hingelenkt. Ein lautes „Ach" der Verwunderung unterbrach die Stille. Darauf rief Alles, Volk und Richter wie mit einem Munde: „Seht! seht! da steht die schönste und reichste Jungfrau der Welt! da steht unsere zu=

künftige Königin, sie lebe hoch!!" — Und es schmetterten die Trompeten, Kanonen wurden gelöst, Raketen und Mützen flogen in die Luft und der Jubel des Volkes wollte kein Ende nehmen.

Wie aber der junge Königssohn in hohen Freuden von seinem Thron sich erhob, um die ihm vermählte Braut zu begrüßen und als er vorbeischritt an der Jungfrau, deren Stolz so eben gedemüthigt worden, da riß diese den goldenen Schuppenkranz aus ihrem Haar, warf ihn dem Prinzen vor die Füße und sprach: „Nimm hin dein Eigenthum, ich fühl's, mein Reich und mein Leben geht zu Ende, mein Stolz ist besiegt; denn der Geist, der jenes Kind dir zuführte, ist mächtiger als ich." —

Sie winkte. Die Krystall-Kutsche rollte vor, die Wasserfee bestieg sie und versank mit ihr in den Boden. An der Stelle, wo sie versunken war, rauschte alsbald ein Brunnen mit unheimlichem Gemurmel durch das Gras.

Und wie die Fee es gesagt hatte, so war es auch. Ein mächtiger Zauberer hatte schon lange unsichtbar die Geschicke des Königssohnes gelenkt. Er war auch der graue Kranich und das graue Männlein gewesen, und führte dem Prinzen eine Braut zu, die allein seiner würdig war. Zwar war der Wunderschmuck, den er ihr durch seine Waldgeister bescheert hatte, von seltener Pracht, aber ihr größter Reichthum war die Unschuld und die Treue ihres Herzens, und eben diese Unschuld und diese Treue verliehen ihrem Angesicht eine Schönheit, die keine der andern Jungfrauen aufzuweisen hatte und die ihr Aller Gemüther gewann.

Mit der Einwilligung ihres Vaters, dem das graue Männlein alsbald sein Augenlicht wieder gab, ward Elsbeth die glückliche Frau des jungen Königssohns, und als dieser nach dem Tode seines Vaters König wurde, regierten beide unter dem Schutze des guten Zaubergeistes, der sie auch ferner durch Rath und That unterstützte, ihr Land mit solcher Weisheit, daß ihr Volk sie segnete für alle Zeiten.

Reimsprüche.

Alte soll man ehren,
Junge soll man lehren,
Weise soll man fragen,
Mit Narren sich vertragen.

Wo Aeltere sprechen, da schweige du still,
Sprich selber wenig und höre viel.

Wenn der Faule nicht muß,
Rührt er nicht Hand noch Fuß.
Fängt der Fleiß'ge was an,
Treibt er sich selber an.

Begehrst du wenig, bist du klug;
Wer viel begehrt, hat nie genug.

Der Faule.

„Heute nach der Schule gehen,
Da so schönes Wetter ist?
Nein! Wozu denn immer lernen,
Was man später doch vergißt!

Doch die Zeit wird lang mir werden,
Und wie bring' ich sie herum? —
Spitz! komm' her! dich will ich lehren.
Hund, du bist mir viel zu dumm!

And're Hund' in deinem Alter
Können dienen, Schildwach' steh'n,
Können tanzen, apportiren,
Auf Befehl in's Wasser geh'n.

Ja, du denkst, es geht so weiter
Wie du's sonst getrieben hast.
Nein, mein Spitz, jetzt heißt es lernen.
Hier! Komm' her! Und aufgepaßt!



So — Nun stell' dich in die Ecke —
Hoch! den Kopf zu mir gericht't —
Pfötchen geben! — So! — noch einmal!
Sonst giebt's Schläge! — Willst du nicht?

Was? du knurrst? du willst nicht lernen?
Seht mir doch den faulen Wicht!
Wer nicht lernt, verdienet Strafe,
Kennst du diese Regel nicht?" —

„Horch! — Wer kommt?" — — Es ist der Vater,
Streng ruft er dem Knaben zu:
„„Wer nichts lernt, verdienet Strafe!
Sprich! und was verdienest du?""



Kaninchen.

Kaninchen, Karnickelchen,
Was bist du doch so stumm!
Du sprichst nicht, du singst nicht,
Und läufst so sacht herum.

Kaninchen, Karnickelchen!
Hast Augen groß und blank,
Auch fehlt es dir an Ohren nicht,
Die sind gehörig lang.

Kaninchen, Karnickelchen!
Kannst essen, trinken, schlafen,
Doch mit dem Lernen merk' ich schon,
Machst du dir nichts zu schaffen.

Kaninchen, Karnickelchen!
Ich wette was darum,
Trotz großem Aug' und großem Ohr,
Du bist ein Bissel dumm!

Steckenreiter=Lehren.



1.

Herr Reiter, mein Reiter, nun reit' Er 'mal aus
Und bring' Er mir recht etwas Schönes nach Haus:
Aus Nürnberg Spielzeug, und Putz aus Berlin,
Und Bücher aus Leipzig, und Backwerk aus Wien.

2.

Und kommt 'mal ein Wetter, und regnet's einmal,
Da führ' Er sein Pferd nur nicht gleich in den Stall.
Ein Reiter wie Er muß kein Restküfel sein,
Durch Sturmwind und Regen! Geritten muß sein!



3.

Herr Reiter, mein Reiter, und trinkt Er 'mal gern:
Am Weg steht ein Wirthshaus, am Thor hängt ein Stern,
Und ißt Er dort Braten und trinkt Er dort Wein
Auf meine Gesundheit! sonst darf es nicht sein!

4.

Herr Reiter und kommen ihm Räuber entgegen,
Da greif' Er nur gleich nach Pistolen und Degen.
Ein Reiter wie Er darf kein Hasenfuß sein,
Da mach' Er nicht Flausen und schlag' Er darein!



5.

Nun vorwärts! zum Kuckuck, Er trödelt mir schön!
Sein Rößlein das stampfet und will nimmer stehn.
Ade nun! und geb' Er die Sporen dem Pferd,
Sonst ist ja der Reiter kein'n Heller nicht werth!

Schön Blümlein.



Bin ich hinausgegangen
Des Morgens in der Früh',
Die Blümlein thäten prangen,
So schön sah ich sie nie.

Dacht' eins davon zu pflücken,
Das schönste, das ich sah,
Wollt' eben mich d'rum bücken.
Ei, was erblickt' ich da!

Die Schmetterling' und Bienen,
Die Käfer hell und blank,
Die mußten all' ihm dienen
Mit fröhlichem Morgensang.

Die Bienen unter Summen,
Sie gaben ihm manchen Kuß,
Die Käfer unter Brummen, —
Das ist so Käfergruß. —

Und wie sie so erzeiget
Ihr Spiel die Kreuz und Quer,
Hat's Blümlein sich geneiget
Mit Freuden hin und her.

Da hab' ich's nicht gebrochen,
Es wär' ja morgen todt,
Und habe nur gesprochen:
Ade! Schön Blümlein roth!

Und Schmetterling' und Bienen,
Die Käfer hell und blank,
Die sangen mit frohen Mienen
Mir einen schönen Dank.

Reimsprüche.

Wächst die Ehre Spannenlang,
Wächst die Hoffart Ellenlang.

Wer sich lobt alleine,
Deß Ehre ist gar kleine.

Frage nicht, was And're machen,
Acht' auf deine eig'nen Sachen.

Bedenk' nur: Ehrlich sein
Ist doch das Beste;
Ist auch kein Glanz dabei,
Stehst du doch feste.

Den Esel kennt man an den Ohren,
Am schwarzen Angesicht den Mohren,
An dummen Fragen einen Thoren.

Großes Geheimniß.

Es sitzt ein Knab' am Bach
Und sieht den Wellen nach.
Sie sprudeln und sie rauschen,
Er denkt: „Ich muß doch lauschen,
Was all' die Wellen plaudern."
Und's Knäblein ohne Zaudern,
Es bückt sich zu dem Quellchen;
Da kommt ganz flink ein Wellchen
Gesprudelt und gerauscht —
Was hat es da gelauscht!
Doch kann es nichts verstehen,
Und eh' es sich's versehen,
Bückt es sich tiefer hin —
Und liegt im Wasser drin.
Zum Glücke war der Bach
Ganz hell und klar und flach;
Schnell sprang der Knab' heraus
Und sah ganz lustig aus.
Und als ich ihn gefragt,
Was ihm der Bach gesagt,
Sprach er nach kurzem Zaudern:
„Ihr dürft es Keinem plaudern.
„Ein groß' Geheimniß ist,
„Was er mir sagte, wißt;
„Er sagte: — Wißt ihr was? —
„„Das Wasser, das macht naß!""

Das Silberkindchen.*)

Ein Märchen.

Am Strande der Ostsee, in der alten See- und Handelsstadt Danzig war schon seit langer Zeit ein munteres freundliches Kind gesehen worden, mit blondem Haar und blanken Augen. Es trug ein blaues Kleid mit Silber besetzt und ein Silberband im Haar; deshalb wurde es von den Leuten umher allgemein das Silberkindchen genannt. Wo irgend ein Paar Menschen sich recht von Herzen lieb hatten, zu dem trat es gern heran, sprach mit ihm, sang ihm hübsche Lieder vor und machte ihm Freude, wo es nur konnte. Keiner wußte, wem das kleine Wesen gehörte, aber es fragte auch Niemand mehr darnach. Auch daran hatte sich Jeder schon gewöhnt, daß das Kind immer eine silberne Lilie und ein Körbchen in der Hand trug. Die Leute meinten: das ist nun einmal so, was soll man sich darüber den Kopf zerbrechen.

Das Silberkindchen war aber auch nicht gewöhnlicher Art, es steckte etwas ganz Besonderes dahinter. Nicht nur mit Menschen ließ es sich ein; es verstand auch die Sprache des Meeres, der Sterne, der Silberpappeln, der Erdmännchen und Alles dessen, was in der Welt einen klaren Silberschein hat oder mit dem Silber in Berührung kommt. Daher nannten es manche auch das Silberelfchen

Als nun wieder einmal der Frühling nahte, der April vor der Thür war, sah man das Kindchen in ganz besonderer Unruhe. Während es sonst einem Jeden freundlich Rede stand, der es nur irgend ansprach, rief es jetzt Jedem zu:

„Hab' keine Zeit,
Kann nimmer ruhn;
Hab' viel zu schaffen,
Hab' viel zu thun!" — —

Zu derselben Zeit hielt sich auch zufällig in Danzig ein Poet auf, der zugleich von Profession ein Maler war, und wie ihr wohl wissen werdet, haben Poeten und Maler die ganz absonderliche Gabe, Dinge heraus zu bekommen, die sonst kein anderer Mensch, nicht einmal die allergeheimste Polizei auszuspüren pflegt.

Wie der Poet von dem Silberkindchen hört, denkt er bei sich: „Dem mußt du auf die Spur kommen, sonst bist du nicht werth, daß die Leute dich einen Dichter und Maler nennen." Also richtig! Was hat er zu thun? Er geht schnell zu seinem Koffer, holt seine poetische Nebelkappe hervor und setzt sie auf, hängt seinen Ueberall- und Nirgends- Mantel um — und fort durch

*) Das Märchen wurde für ein Silberhochzeitsfest geschrieben und mit lebenden Bildern zur Aufführung gebracht. —

die Stadt, bis er das Silberkindchen erblickt, wie es eben über den Holzmarkt dem hohen Thore zuschreitet.

Weil er aber durch seine Poetenkappe unsichtbar war, so konnte das Kind ihn nicht sehen und merkte daher gar nicht, daß es einen so körperlichen Schatten hinter sich hatte.

Wie sie nun beide aus der Stadt und dem Menschengewühl heraus sind und das Kind sich allein glaubt, entfaltet es plötzlich an den Schultern ein Paar zarte Schmetterlingsflügel und fängt an zu fliegen. Aber mein Malerpoet mit seinem Ueberall- und Nirgends-Mantel fliegt eben so gut, und so geht's fort, immer mit dem Wind um die Wette, über die große Linden-Allee fort, über Fluren und Wälder, bis zum Adlershorst, wo die grünen Kiefern ihre Wurzeln in den Wellen der Ostsee baden.

Da saß auf einem großen Granitblock ein anderes Kind, von frischen, fröhlichen Mienen, mit Blumen bekränzt — und das war der Frühling. Er hatte einen Sonnenstrahl in der Hand und ließ damit Schneeglöckchen und Primeln um sich her aus der Erde wachsen.

Wie Silberelfchen das Kind sieht, läßt es sich aus der Luft zu ihm nieder, berührt es leise an der Schulter und spricht zu ihm: „Frühling, kannst du mir Blumen schaffen, die sich für mich schicken?"

Und gerade bei diesen Worten ist der Malerpoet schnell bei der Hand gewesen und hat im Fluge ein Bild von den beiden und von sich selber aufgezeichnet.

Wie nun das Silberkindchen den Frühling um Blumen bittet, nimmt dieser seinen Kranz vom Kopfe und will ihn dem Elfchen geben; das aber weiset die Blumen ab und spricht:

„Nein, nein,
Deine Blumen vergehn,
Wenn Stürme wehn;
Die Blumen, die ich mein',
Müssen echter sein.
In Feuer und Wasser
Als echt sich bewähren,
In Sonne und Mond
So recht sich verklären."

Da merkte der Frühling erst, mit wem er es zu thun hatte, und sprach: „Komm, ich will dich hinführen, wo du Blumen findest, die für dich sich schicken." — Und so nahm er das Silberkindchen bei der Hand und zog mit ihm fort durch den Kiefernwald, bis sie zu einer Grotte kamen, am Ufer des Meeres. In der Grotte saßen drei holde Seejungfrauen, die hatten sich silberne Blumen aus der Tiefe des Meeres heraufgeholt, dorther, wo keine Stürme wehen, die Sonne nichts mehr verbrennt und der Winter nichts zu Eis gefrieren läßt. Sie banden schöne Gewinde, Kränze und Sträuße aus den Blumen, und

sangen dabei wunderbare Melodieen. Wie freuten sie sich, als sie die beiden fröhlichen Kinder sahen. Ehe Silberkindchen sie noch gebeten, wußten sie schon sein Begehren, denn es waren gar weise Jungfrauen. Alsbald reichten sie ihm daher die silbernen Kränze und Blumen, genau so, wie das Kind es wünschte.

Aber auch der Malerpoet war von seinem Mantel schon dahergetragen und sah und hörte Alles mit an.

Nachdem Silberkindchen Kranz und Strauß in sein Körbchen gethan, dankte es den Seejungfrauen mit freundlichen Blicken und nahm von dem Frühling Abschied. Es wollte wieder nach der Stadt fliegen, um sich dort noch manche andere Dinge zu holen. Schnell erhob es seine Flügel und flog den Weg, den es gekommen, zurück und der Poet immer ihm nach, bis mitten in die Stadt, wo sie sich endlich in der Goldschmiede-Gasse niederließen.

Da zog das Silberelfchen seine Flügel ein und ging, wie jedes andere Kind, nicht durch's Schlüsselloch, sondern durch die Thür eines Hauses und durch Hausflur, Gang und Hof, bis es in die Werkstätte eines Goldschmiedes eintrat. Wer aber nicht zu Hause war, das war der Meister Goldschmied und die Frau Meisterin. Nur ihre zwei Kinderchen saßen an der Erde und besahen ein silbernes Bilderbuch. Das Elfchen nahte sich ihnen, ohne daß sie es merkten und guckte ihnen über die Schulter in das Buch. Wie da die Kinder eben an einem Bilde sich erfreuten, auf welchem ein geflügeltes Elfchen abgebildet war, sprach eines von ihnen: „Ach, wer doch das einmal wirklich sehen könnte!“ — Da rief das Silberkind hinter ihrem Rücken: „Seht euch um!“ und wie sie das thaten, siehe, da stand das, was sie eben gewünscht hatten, leibhaftig vor ihnen da. — Schnell zeichnete der Maler das liebliche Bild. —

Bald darauf kam auch der Goldschmied mit seiner Frau und dem Gesellen nach Hause. Kaum waren sie in die Werkstätte getreten, so hüpfte das Silberkind wie zu einem alten Bekannten, zum Meister heran, und sprach: „Du, Alter, gieb mir zwei silberne Ringe!“ — „„Hast du denn auch Geld?““ fragte es der Goldschmied.“ — „Nein,“ antwortete das Kind, „aber ihr sollt später tausendfach dafür bezahlt werden.“ — Da sprach die Frau Meisterin leise zu ihrem Manne: „Mann, du wirst ihr doch die Ringe nicht geben? Die Sache kommt mir verdächtig vor.“ — Diese Worte hatte das Kind aber gehört und rief: „Wenn ihr mir nicht glaubt, so seht in meine Augen.“ Und als die Leute das thaten, sprachen sie: „Wir trauen dir, deine Augen sind klar und rein wie das Silber und wie die Treue selbst; du kannst und wirst uns nicht belügen!“ — Sogleich holte der Goldschmied zwei silberne Ringe und gab sie dem Kinde; das probirte sie auf seinem eigenen kleinen Fingerchen, und Alle, die in der Stube waren, konnten nicht genug das seltsame Kind anstaunen und

mußten ihm Zutrauen schenken, sie mochten wollen oder nicht. Der Maler zeichnete auch dies in sein Skizzenbuch.

Auch die Ringe legte das Elfchen in sein Körbchen. Ehe es aber Abschied nahm, bat es den Goldschmied, er solle ihm doch sagen, wer seinen Kindern das silberne Buch geschenkt habe. — Der Meister wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus; zuletzt aber faßte er sich ein Herz, nahm das Elfchen auf die Seite und sprach leise, damit der Gesell es nicht hörte: „Ich weiß, du wirst mich nicht verrathen. Ich stehe mit Erdgeistern und Gnomen im Innern der Erde im Verkehr, die schaffen mir mein Silber und lieben mich und meine Kinder, und schenken ihnen denn bald hier, bald da etwas.“ — „Schön! schön!“ sagte Silberelfchen. „Führ' mich zu ihnen hin!“ — „Das darf und kann ich selber nicht thun“, antwortete der Goldschmied; „aber mein kleiner Junge da, das ist der Liebling der Gnomen, weil er so hübsch mit ihnen zu spielen versteht, der soll dich zu ihnen führen.“ — „So macht nur schnell“, sprach Silberelfchen. Der kleine Goldschmiedjunge aber holte sein Laternchen herbei und ließ es sich von der Mutter anzünden, dann faßte er das Elfchen bei der Hand und stieg mit ihm hinunter in den Keller. Da hob er eine kleine Fallthüre auf und rief in die Tiefe hinunter: „Rumpelstelzchen! Koboldchen! Schick mir deinen Eimer herauf! Ich bring euch hier einen Spielkameraden!“ — Sogleich kam auch ein großer Eimer heraufgerasselt, da setzten die beiden Kinder sich hinein und fuhren mit ihm in die Tiefe, wohl tausend und mehr Fuß hinunter, dann ging es wieder seitwärts, die Kreuz und die Quere, bis sie in einer großen, schimmernden Höhle ankamen.

Da saß der alte Berggeist auf seinem flimmernden Thron, und um ihn her hämmerten und klopften, und scharrten und karrten seine Kobolde und Gnomen, groß und klein. Die liefen nun sogleich herbei und hoben die Kinderchen aus dem Eimer; dann stellten sie Silberkindchen auf einen Felsblock und alle Erdmännchen machten nun ihren Hokus-Pokus und tanzten in großen Freuden um den Block herum, während das kleine Goldschmiedjüngelchen sich ruhig neben den Thron des Erdgeistes stellte und mit Vergnügen ihnen zusah.

Nachdem das so eine Zeit lang gedauert, trat Rumpelstelzchen, einer der Hauptkobolde, aus dem Kreise hervor, kniete vor dem Silberkindchen hin, reichte ihm einen fein geschliffenen silbernen Spiegel dar und sprach:

„Wir wissen dein Begehr:
Du willst den Zauberspiegel.
Glück auf! Ich bring' ihn her,
Kommt eben aus dem Tiegel.
Er ist so hell und blank und rein,
Er ist der treue Wiederschein;
Und schaust du selber da hinein,
Dein Bild wird in dem Spiegel sein.“

Mit den Worten hielt der Kobold dem Silberkindchen den Spiegel der Treue hin. —

Mit genauer Noth kam der Maler noch eben dazu, als der Tanz zu Ende ging, denn der Zaubermantel hatte in dem engen Schachte nicht zum Fliegen kommen können. Darum hatte der arme Mann darin förmlich herunterrutschen müssen, wie ein Schornsteinfeger in einem Schornsteine.

Als das Silberkind den Spiegel erblickt und sieht, wie sein eigenes Bild vom Hineinschauen sich fest darin abdrückt, spricht es voll Freuden: „Das ist der Spiegel, den ich gesucht, es ist der Spiegel der Treue. Nun habe ich Alles, was ich brauche. Schönen Dank!“ — Schnell nimmt es den Spiegel, thut ihn in sein Körbchen und steigt wieder mit dem kleinen Goldschmiedjüngelchen in den großen Eimer, der denn auch ganz gemächlich mit ihnen wieder zur Erde heraufrasselt. Aber auch der Malerpoet hatte sich vorgesehen. Er hatte, als der Eimer sich erhob, schnell an den Bügel sich festgeklammert, und so kamen alle drei wieder glücklich an die Oberfläche der Erde, wo sie in dem Keller des Goldschmieds ausstiegen.

Natürlich führte sie ihr Weg auch wieder durch die Werkstätte, und als das Silberkind da an der Schwarzwälderuhr vorüberging, erschrak es nicht wenig. Es sah, daß der Zeiger der Uhr bereits auf die achte Abendstunde wies. Schnell sprang das Elfchen daher hinaus, über Hof und Gang und Hausflur auf die Straße, breitete die Flügel aus und flog mit Windesschnelle einer entfernten Gasse zu. In dem Hause, vor dem es sich niederließ, feierte ein würdiges Ehepaar, das die treueste Liebe verband, sein fünfundzwanzigjähriges Hochzeitsfest. Das wußte das Kind. Schnell trat es in das Haus und vor das Jubelbrautpaar hin und reichte ihm, mit freundlichen Worten, die schönen Gaben: den Silberkranz und Silberstrauß und die Ringe und den Zauberspiegel, als Lohn der Treue, die sich wie das Silber im Feuer bewährt und in der Sonne verklärt. Die Glücklichen empfingen voller Freude die seltenen Geschenke. Sie betrachteten Alles staunend und bewundernd; — doch, als sie dem Kinde danken wollten, war es verschwunden.

Der Malerpoet aber legte zu Hause seine poetische Nebelkappe und seinen malerischen Ueberall- und Nirgends-Mantel vergnügt in den Koffer; da ruht Beides, bis er wieder einmal Verborgenes erforscht und erzählt und zeigt, was kein Anderer sieht und weiß.

Die Wurzelprinzessin.

Ein Märchen.

Erstes Capitel.

Von dem Wurzelthal und seinen Bewohnern. — Die erzählenden Gäste. — Der Wurzelkönig und seine neugierige Tochter. — Die Luftkutsche. — Die Festlichkeiten in der Menschenstadt. — Heimkehr durch die Luft von der Rathhausthurmgallerie. — Die Grillen der Prinzessin.

Auf dem Wege zwischen Nürnberg und Leipzig lief in früheren Zeiten die Straße an einer Stelle neben dem Rande eines dunkeln Waldes hin, der weit in das Land hinein über die Berge sich fortzog. Mitten in diesem Dickicht bildeten Felsen ein tiefes grünes Thal, von fast undurchdringlichen Hecken umgrenzt, so daß weder Menschen noch große Thiere dort einzudringen vermochten. Hier lebte zu jener Zeit das lustige Volk der Wurzelmännchen. Das waren niedliche, menschenähnliche Geschöpfchen, die größten vielleicht eine Spanne, die kleinsten einen kleinen Finger lang. Sie wohnten im Sommer in Mooslauben und unter hohen Farrenkräutern, im Winter verkrochen sie sich zwischen Baumwurzeln, in Astlöcher und Felsspalten. Ihre Kleidung war fein und zierlich: die Männerchen trugen Moosröckchen und Mooshöschen, die Weiberchen Kleider von hübschen bunten Blumen, Blättern und Spinnengeweben, je nachdem es warm oder kalt war. Von langer Weile wußten sie nichts, immer hatten sie viel zu thun, mußten ihre Straßen in Ordnung halten, Vorräthe sammeln und dergleichen mehr, auch trieben sie gern allerlei Kurzweil mit Klettern und Springen, stellten auf dem Bach, der durch ihr Land floß, große Wasserfahrten in Nußschalen an, jagten sich mit Grashüpfern und Maikäfern und führten nach dem Gesange der Vögel die zierlichsten Tänze auf; dazu verstanden sie die Sprache aller lebenden Wesen.

Zwei Feste im Jahr machten den Wurzelmännchen besondere Freude. An gewissen Tagen des Frühlings und Herbstes zogen große Schaaren munterer

Gäste heran, die dann gastfreundlich bewirthet wurden und zum Dank dafür dem kleinen neugierigen Volk zu erzählen pflegten, wie es draußen in der Welt zuging.

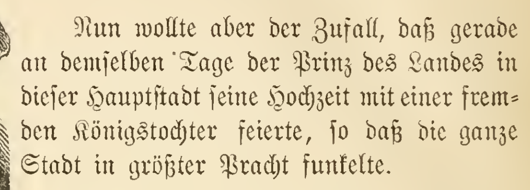
Diese Gäste waren Niemand anders, als die Tausende und aber Tausende von Wandervögeln, die im Frühling aus dem Süden, im Herbst aus dem Norden daher kamen. — Da klapperten die Störche ihre Dorfgeschichten, die Zugschwalben zwitscherten Hausmärchen und die Nachtigallen brachten neue schöne Lieder mit; dann kamen auch wohl noch Wanderratten dazu und trugen Reisebeschreibungen vor, und Elstern und Krähen erzählten schauerliche Sagen. Auf diese Weise erhielt das Wurzel-Volk fortwährende Kunde von der ganzen Welt. Allerdings erregten solche Erzählungen große Neugier, die Menschen kennen zu lernen, doch immer hielt eine angeborne Scheu die kleinen Wesen ab, ihr friedliches Thal zu verlassen.

Nun regierte einmal in jenem Volke ein guter lieber Wurzelkönig, der hatte eine sehr schöne Prinzessin zur Tochter. Diese aber war neugieriger als alle anderen Mädchen der Welt, ja sogar neugieriger als alle ihre kleinen Landsmänninnen. Der Wunsch, auch einmal die Menschen da draußen zu sehen, von denen sie so viel Wunderbares gehört hatte, war bei ihr gar mächtig geworden. Der gute König that sein Möglichstes, ihr diesen Wunsch auszureden. Er stellte ihr die Menschen als grimmige, eigennützige Riesen vor. „Kein lebendes Geschöpf", sagte er, „sei vor ihrer Herrschsucht sicher, der größte Elephant müsse eben so gut nach ihrem Willen tanzen, wie der kleinste Floh." — Das half Alles nicht, seine Tochter hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, eine Reise in's Land der Menschen zu versuchen. Weil nun dieser Gedanke sie immer schwermüthiger und magerer machte, beschloß der König endlich, ihren Willen zu thun, in der festen Hoffnung, der eigne Anblick würde sie für immer abschrecken und von ihrer krankhaften Neugierde heilen.

Sogleich wurde ein schönes neues Vogelnest ausgesucht, mit Federn und Moos gepolstert und darüber von Blättern ein schattiges Dach zum Schutz gegen die Sonne befestigt. Das bestieg der Wurzelkönig mit der Prinzessin. Auch vergaß man nicht ein feines Mittagsessen von saftigen Beeren, Honig und Blüthenknospen hineinzulegen. Zwei Kraniche, die sich acht Tage vorher darauf eingeübt hatten, nahmen das Nest in ihren Schnabel und im Fluge ging es durch die Luft geradeswegs zur nächsten Hauptstadt der Menschen.

In wenig Stunden schwebten die beiden Vögel mit dem Neste über den Häusern der Stadt. Mit leisem Fluge ließen sie sich aus der Luft herab und setzten die königliche Luftkutsche vorsichtig auf die Thurmgallerie des Rathhauses nieder, von wo man alle Straßen überschauen konnte, ohne Gefahr, selbst ge-

sehen zu werden. — Das war ein Anblick! so prächtig hatte selbst der König sich nicht eine Menschenstadt denken können. Die Prinzessin jubelte auch vor Freuden so sehr, daß sie beinahe aus dem Nest gefallen wäre, hätte nicht einer der Kraniche mit seinem langen Schnabel sie schnell an den Beinchen festgehalten.



Nun wollte aber der Zufall, daß gerade an demselben Tage der Prinz des Landes in dieser Hauptstadt seine Hochzeit mit einer fremden Königstochter feierte, so daß die ganze Stadt in größter Pracht funkelte.

Was gab es da nicht Alles zu schauen! Aufzüge, Jahrmarkt, Paraden von tausend Regimentern, Theater im Freien, Seiltänzer, Tanzböden, Wettrennen — es läßt sich unmöglich beschreiben! Vor Allem aber der Prinz und seine junge Frau! Wie schön sah er aus in seiner rothen Husarenuniform, mit dem Stern auf der Brust, dem Schnurr- und Knebelbart und den großen blauen Augen und sie, im rothen Sammetkleide mit Perlen und Brillanten über und über bedeckt, die bis hoch auf die Rathsthurmgallerie heraufblitzten! — Wo man nur hinsah, gab es immer wieder was Neues und so ging es vom frühen Morgen bis die Sonne hinter den Bergen verschwand.

So sehr alle die Herrlichkeiten den Wurzelkönig auch entzückten: sein Urtheil über die Menschen änderte sich nicht. Daher war es ihm denn gar nicht recht, daß seine Tochter gerade am heutigen Tage die glänzendsten Seiten des menschlichen Treibens mußte kennen lernen. Dennoch war er zu schwach, sich selbst den Anblick zu versagen. Er wäre auch noch länger dort oben geblieben, wenn bei anbrechender Dunkelheit nicht plötzlich Menschen auf die Gallerie gekommen wären, um dort Illumination und Feuerwerk anzustecken. Die Männer näherten sich dem Neste. Wie erschrak die Prinzessin beim Anblick dieser Riesengestalten! Auch der König verlor vor Angst die Sprache, und hätten nicht die Kraniche von selbst das Storchnest in die Höhe gehoben und in raschem Fluge davon getragen, so wäre es mit dem Wurzelpärchen und unsrer Geschichte bald zu Ende gewesen. So aber war es gerade zur rechten Zeit. Noch ganz von weitem sahen die Luftfahrer das Feuerwerk über dem Rathhausthurm in die Luft prasseln, was aus der Ferne zwar sehr prächtig anzuschauen war, in

der Nähe aber ihr sicherer Tod gewesen wäre. Wohlbehalten kamen Beide wieder in ihrem Wurzelthal an.

Freilich erkannte nun wohl die kleine Prinzessin, daß die Menschen für sie zu groß wären, als daß sie mit Vergnügen ihre Herrlichkeiten hätte genießen können. Die alten Wünsche stiegen aber dennoch wieder und jetzt viel stärker als früher in ihrem Herzen auf, wenn gleich in einer etwas andern Gestalt. Sie bildete sich fest ein, es müsse auf Erden noch ein anderes Geschlecht geben, so klein wie ihre Landsleute, aber so gescheidt wie die Menschen, und sie beschloß daher niemals in ihrem Leben zu heirathen, wenn nicht ein Prinz von ihrer Größe sie zur Frau nähme; der aber müßte gerade solche Husarenjacke anhaben, gerade solchen Stern auf der Brust tragen und gerade so große blaue Augen besitzen, wie der Menschen-Prinz in der Hauptstadt, auch sollte er über ein Völkchen regieren, das ähnliche Eigenschafen wie jener besäße.

Diese Grille seiner Tochter machte den alten guten König recht traurig. Wie gern hätte er einen Schwiegersohn gehabt! aber ein solcher? wo in der ganzen Welt war der zu finden? Zwar versuchte er alles Mögliche, um sein Volk nach menschlichen Grundsätzen zu bilden, doch kam bei alledem nicht eben viel Gescheidtes heraus. Hören konnten die kleinen Kerle nicht genug von den Menschen und ihrem Treiben, aber selbst welche werden? Nein! Sie wollten nun und immer bleiben, was sie waren: freie lustige Wurzelmänner! — Die Folge davon war, daß die Prinzessin keinen Mann und der König keinen Schwiegersohn bekam.

Zweites Kapitel.

Das Frühlingsfest im Wurzelthal. — Die Nußwiese. — Die Wandervögel. — Es erscheint ein fremdes Volk. — Nußknacker und Hampelmann. — Die Prinzessin geräth in Entzücken.

Es waren mehrere Jahre vergangen, als wieder einmal das Frühlingsfest erschien. Schon blühte und sproßte Alles, auf Bäumen und Hecken, auf den Felsen, wie in den Gründen. Das Wurzelvolk hatte bereits seine dunkelen Winterquartiere verlassen und die Sommerwohnungen an dem kühlen Bache bezogen, der jetzt wieder lustig dahinsprudelte. Begierig harrte Alles auf die Ankunft der geflügelten Gäste.

Endlich kam der große Tag heran. Es war ein schöner Maienmorgen; durch das junge saftige Nußlaub des Waldes flimmerte und funkelte der Sonnenschein über Blumen und Rasen, über Kiesel und Wellen. Da sah man schon ganz in der Frühe die kleinen Herolde, in neuen Moosröckchen auf Heupferdchen, das Thal durchreiten und mit heller Stimme riefen sie überall aus:

„Heraus ihr Wurzelmänner, heraus!
Der Frühling ist kommen, die Vögel sind drauß'!"

Kaum war der Ruf vernommen, so strömte das ganze kleine Volk zur Nußwiese hin, die, immer für solche Feste bestimmt, auch diesmal auf's schönste geschmückt war. In der Mitte prangte auf einem zierlich mit Kieselsteinchen belegten Maulwurfshaufen der Thron für den guten König und seine schöne Tochter, er war aus Schneckenhäusern und Bachmuscheln erbaut und mit Federchen gepolstert. Eine lange sechsfache Allee von Maiglöckchen führte schnurgerade zu ihm hin und als die königlichen Herrschaften, begleitet vom ganzen Hofe, auf Eichkätzchen da hindurch galloppirten, erklangen alle Maiglöckchen in wunderlieblichen Melodien, denn an jeder Staude war eine Spinne angestellt, die sämmtliche Glocken daran an feinen Spinnefäden läuten mußte.

Es erfolgte eine feierliche Stille. Die Vögel waren noch immer nicht da. Wahrscheinlich hatten sie sich noch irgendwo in der Nähe niedergelassen, um ihre Federn, die von der langen Reise in Unordnung gerathen, in Ordnung zu bringen; sie mußten doch vor ihren freundlichen Wirthen als anständige Gäste erscheinen. — Plötzlich hörte man fern, dann immer näher und näher ein Platzen von Knallschoten, das gewöhnliche Zeichen, daß die Gäste im Anzuge wären und alsbald rauschte es hoch in der Luft. Schon kamen einzelne Züge der Vögel über den Wald daher, dann wieder welche, und so immer mehr, bis zuletzt die Wiese ganz beschattet ward von den fliegenden Gästen. In langen Schaaren ließen sie sich auf der Mitte des Platzes nieder.

Allgemeiner Jubelruf erscholl ringsum. Darauf ließ man die Ankömmlinge an Speise und Trank sich erquicken und nun bestieg ein alter Storch, der berühmteste Erzähler seiner Zeit, einen Felsblock, der ihm als Katheder diente. Schon machte er sein gemüthliches Gesicht, womit er alle Erzählungen zu beginnen pflegte, schon räusperte er sich und öffnete den langen rothen Schnabel: da ward er durch ein lautes Gemurmel des Volkes unterbrochen und ein eigenthümliches Geräusch, wie von vielen Wagen und Pferden erscholl aus der Ferne. Wurzelherolde sprengten heran und meldeten: drinnen im Walde rücke ein ganz neues fremdes Volk in unabsehbaren Schaaren daher, geführt von einem Prinzen in rother Husarenuniform mit großen blauen Augen und einem Stern auf der



Brust. Derselbe nenne sich Fürst Nußknacker, sein Minister heiße Hampelmann und Beide ersuchten den Wurzelkönig und dessen Fräulein Tochter um eine allergnädigste Audienz.

Bei dieser Nachricht ward die Prinzessin vor Schreck glühend roth und der König leichenblaß. Die Prinzessin glaubte, der Menschenprinz in der Hauptstadt habe sie neulich auf der Rathhausthurmgallerie erblickt, und komme her, um sie zu heirathen. Der König fürchtete, das Riesenvolk der Menschen ziehe herbei um ihn und seine Unterthanen zu vernichten und sein Land zu erobern. Als sie aber erfuhren, Prinz Nußknacker und dessen Volk sei nicht größer als die Wurzelmänner selber, verwandelte sich ihre Angst in eine solche Freude, daß die Prinzessin ihrem Vater um den Hals fiel und gar nicht aufhören konnte, seine Hände zu küssen; der König aber gebot dem erzählenden Vogel Schweigen und befahl, den fremden Prinzen mit seinem Gefolge sogleich herzuführen.

Wie Prinz Nußknacker und sein Rath Hampelmann hierher kommen, wird das folgende Capitel erzählen.

Drittes Capitel.

Der Wunderbach an der Straße. — Der herabgestürzte Frachtwagen. — Nußknacker und Hampelmann werden lebendig. — Die drei Wünsche. — Die Kisten voll Nürnberger Spielzeug. — Die Wanderratten. — Wie Hampelmann ein Volk und eine Armee lebendig macht. — Schlacht gegen die Ratten. — Huldigung. — Der Völkerzug nach dem Wurzelthal.

Die Straße von Nürnberg nach Leipzig führte zur Zeit unserer Erzählung an einer Stelle neben einer tiefen Schlucht dahin, durch die ein klarer Bach sich hindurch schlängelte. Er kam gerades Weges aus dem Wurzelthale und hatte die wunderbare Eigenschaft, daß Alles, was da hineinfiel, sogleich lebendig wurde, wenn es nur vorher schon die Gestalt irgend eines lebenden Wesens gehabt hatte.

Da geschah es eines Tages, daß ein Frachtwagen, der zur Leipziger Messe fuhr und thurmhoch voll Kisten und Kasten gepackt war, gerade als er an dieser Schlucht vorüberkam, ein Rad brach und in den Abgrund stürzte. In den Kisten war lauter Nürnberger Spielzeug aller Art und von solcher Menge, daß ein ganzer Jahrmarkt damit ausgestattet werden konnte. Als der arme Fuhrmann den Wagen da unten liegen sah, wo kein Mensch hinzukommen konnte, lief er in die weite Welt. Wer weiß, wo er geblieben ist! — —



Natürlich waren durch den Sturz des Wagens einige Kisten aufgesprungen und von den Puppen, die da herausfielen, waren ein Nußknacker und ein Hampelmann in den Wunderbach gerollt. Eben wurden sie vom Wasser des Baches nur ein wenig benetzt, so durchdrang auch beide sogleich ein wunderbares Leben. Langsam erhoben sie sich und sahen verwundert einander an. Nußknacker, schön lackirt mit den glotzenden blauen Augen, dem hölzernen Zopf und dem Stern auf der Brust, stand auf seinen Beinen wie eine Säule da; Hampelmann dagegen in seiner bunten Jacke, mit lachendem Gesicht, schlug Hände und Beine vor Freuden über dem Kopfe zusammen und hüpfte wie ein Wiedehopf um jenen herum.

Wie diese ersten Lebensregungen in ruhigere Betrachtung übergingen, öffnete Hampelmann zuerst den Mund und sagte: „Großer Prinz! Daß Ihr ein Prinz seid und ich Euer lustiger Rath, das ist klar, denn sonst hättet Ihr keinen Stern und ich keine Narrenjacke. Was aber nun anfangen?"

„Diese Frage zu beantworten kommt Dir zu, aber nicht mir", entgegnete Nußknacker, den das Gefühl seiner erhabenen Geburt schon jetzt sehr stolz und nachdenklich gemacht hatte. In den Bart murmelnd, bewegte er seine kräftigen Unterkinnbacken fortwährend auf und nieder, und fuhr dann weiter fort: „Lieber Hampelmann! Daß ich, wie Du sehr richtig erkannt hast, zu einem großen Mann geboren bin, bestätigen mir, außer meinem Stern, auch noch drei Wünsche, die so eben in mir aufsteigen. Der erste Wunsch zielt auf ein Gericht guter und feiner Nüsse, denn ich bin bei außerordentlichem Appetit; der zweite besteht in der Sehnsucht nach einem treuen Volk und einer glänzenden Armee, denn zum Regieren bin ich nun einmal geboren; der dritte endlich geht aus nach einer schönen und reichen Prinzessin, die mir zugleich als Mitgabe ein hübsches Stück Land zubrächte, worin ich in aller Gemächlichkeit mit Deiner Hülfe Nüsse essen, regieren und mich belustigen könnte. Deine Pflicht ist es nun, mir zu rathen, wie ich diese Wünsche in Erfüllung setzen könnte!"

„Besser Thaten als Rathen", rief Hampelmann. „Verlassen Sich Eure Herrlichkeit nur auf meine Lustigkeit. Noch vor Sonnenuntergang sollen Sie Sich im Besitz aller dieser Kleinigkeiten befinden, oder ich will nicht mehr Hampelmann heißen und meine Beine nie mehr über meinem Kopfe zusammenschlagen können."

Mit diesen Worten sprang er auf den nächsten Nußbaum und schüttelte, was er konnte. Wie Hagel fielen die köstlichen Nüsse von den Zweigen herab und wurden von dem hungrigen Prinzen mit größter Schnelligkeit verarbeitet, so daß er erst recht aufzuleben begann, als sein Hunger befriedigt war.

Viel schwieriger als der erste Wunsch war der zweite auszuführen, aber auch dafür wußte Hampelmann Rath. Die umherliegende Ladung des Frachtwagens enthielt ja ein Volk und Soldaten genug, es kam nur darauf an, die Kisten zu öffnen und alle die tausend Puppen, die darin sich befanden, lebendig zu machen. Leider aber waren die Bretter der Kisten so fest aneinandergefügt, daß die Kraft der beiden kleinen Leute nicht ausreichte, sie zu öffnen.

Wie sehr sie sich auch daran abmühten, Alles war umsonst. Da war guter Rath doch theuer! Vor lauter Nachdenken traten dem Nußknacker seine großen Augen schon weit aus dem Kopfe hervor, daß sie wie Krebsaugen anzusehen waren; Hampelmann dagegen verlor keinen Augenblick seinen lustigen Muth. Um Hülfe zu erspähen, drehte er sich wie ein Kreisel nach allen Seiten

herum und eh' er es selbst noch dachte, zeigte sich ihm wirklich die ersehnte Hülfe in einer Art, die an's Wunderbare grenzte.

Weithin schienen die braunen Felder, die neben der Schlucht dem Walde gegenüber lagen, auf einmal lebendig zu werden. Ein gewaltiger Zug Wanderratten, die auf einer Reise von Süden nach Norden begriffen waren, zog daher und ging zufällig gerade auf die umherliegenden Kisten los.

„Aus dem Wege, mein Prinz!" rief Hampelmann, „wenn wir uns nicht selbst wie Haselnüsse wollen auffressen lassen."

Beide sprangen auf die Seite. Die Ratten, die, wie bekannt, keine Umwege kennen, sondern immer gerade aus, durch Felder und Wälder, über Zäune und Mauern wegspazieren und sich durchbeißen, wo sie nur können, fielen ohne Umstände über die Kisten her. Das frische, junge Fichtenholz der Bretter war ihren scharfen Zähnen ein gefundenes Fressen, ebenso die festen hanfnen Stricke. Bald hier, bald da fiel ein Deckel, bald hier, bald da sprang ein Strick. Das köstlichste Spielzeug lag in kurzer Zeit bunt durcheinander auf der Straße umher und einzelne Ratten fingen schon an, auch an diesem ihre leidenschaftliche Nagelust zu befriedigen. Wie Hampelmann das sah, rief er den Ratten zu: „Prosit Mahlzeit, ihr Bretterfresser! jetzt habt ihr genug!" und mit einem Satze sprang er in den Bach, schlug Arme und Beine fortwährend über dem Kopfe zusammen, daß das Wunderwasser weit umher und auf alle die Nußknacker, Hampelmänner und zinnernen und hölzernen Soldaten spritzte, die nun auch davon benetzt, sogleich lebendig wurden und auf ihrn Beinchen emporsprangen.

„Immer mir nach! und macht's wie ich!" rief Hampelmann fortwährend, „Ein Narr macht viele Narren, ein Kluger viele Kluge!" — Und richtig! immer neue Puppen lebten auf und erweckten wieder neue zum Leben, die Regimenter fanden sich zusammen, die kleinen Pferde an den kleinen Kanonen erhoben sich und fuhren ihnen nach, die zinnernen Generale stellten sich an die Spitze der Armeen und commandirten und im Nu war die Schlachtordnung gegen die Ratten gebildet. Es war aber auch die höchste Zeit, denn schon fielen einige Puppen unter den scharfen Zähnen der garstigen Thiere zu Spähnen auseinander. Da erwachte auch im Nußknacker ein wahrhaft großartiger Heldenmuth. Seine Augen rollten nach allen Seiten, seine Kinnbacken klapperten vor Kampflust, der hölzerne Zopf begleitete alle Bewegungen seines Mundes mit fürchterlichen Zuckungen! Schnell zog er sein Schwert aus der Scheide und an der Spitze seiner Leibgarde, (die ebenfalls Nußknacker, aber ohne Stern, daher auch keine Prinzen waren) führte er das Heer zur Schlacht.

Jetzt kommandirte er Feuer! Sogleich knatterten alle Gewehre und Kano-

nen der unzähligen Regimenter auf die Ratten los, und erschreckt von dem ungewohnten Getöse, ergriffen diese eiligst die Flucht. So ward der Sieg glänzend errungen, und wo früher umgestürzte Kisten aufgethürmt waren, sah man nun eine neue bunte Welt. Städte und Dörfer, Festungen und Landhäuser, Küchen und Putzstuben lagen über und unter einander, dazwischen liefen viele Tausende kleiner Menschen und Thiere umher. — Das Erste, was nun geschah, war natürlich, daß Prinz Nußknacker sich von seinem Volke als Fürst huldigen ließ.

Jetzt war aber die letzte Aufgabe noch zu erfüllen: eine Prinzessin zu finden und mit ihr ein Stück Land zu erwerben, wo die neue Colonie sich niederlassen könne. Auch dazu fand Hampelmann bald Rath. Einige verwundete und gefangene Ratten mußten auf sein Geheiß von allen Prinzessinnen, die sie auf ihren Wanderungen kennen gelernt hatten, Bericht erstatten. Als sie nun auch von der Wurzelprinzessin viel Schönes berichteten, wurde bei ihrer Beschreibung das hölzerne Herz des Fürsten Nußknacker so stark erwärmt, daß ein Ton durch dasselbe fuhr, als wenn eine Diele in einer plötzlich erwärmten Stube zu reißen anfängt. Dieser Ton war ihm ein Zeichen: nur diese und keine andere Prinzessin dürfe seine Königin werden. Er beschloß daher auf der Stelle mit seinem Volke dorthin zu ziehen und um die Prinzessin zu werben.

Sogleich wurde der Zug geordnet. Als Führer dienten die gefangenen Ratten. Ihnen folgte Reiterei, dann der König mit seinem Hofstaate; hinter ihm das Geschütz und Fußvolk. Nun kamen Schaukelpferde, über und über mit Schachteln beladen, worin die Städte, Dörfer, Theater, Festungen, Küchen und dergleichen mehr, ebenso das Küchengeschirr und der Hausrath, hinter diesen die kleinen Lastwagen, die blechernen und hölzernen Kutschen ganz mit Passagieren besetzt; dann Fußgänger aller Art, in allen Kleidertrachten von Adam bis auf unsre Zeiten. Ihnen folgten lange Heerden von Thieren, groß und klein aus alle den Noahkasten und Menagerien, die auf dem Fracht-Wagen gewesen waren erst die zahmen, zuletzt die wilden, Letztere umgeben von zinnernen Beduinen und Tscherkessen, welche aufpassen mußten, daß die kleinen brüllenden Bestien nicht sich selber oder andre unschuldige Wesen auffräßen. Und zwischen allen diesen Zügen sprangen die Hampelmänner, Harlekine und Ledermätze einher, machten ihre Possen und erhielten das ganze Volk auf dem langen und beschwerlichen Marsch fortwährend bei gutem Muthe.

Auch schwammen auf dem Wunderbache, an dessen Ufer sie hinzogen, ganze Flotten magnetischer Schiffe, dazwischen die blechernen Schwäne, Enten und Fische. Nun denke man sich diesen unabsehbar langen Zug in dem schönen grünen Walde, zwischen Maiglöckchen, Veilchen und Butterblumen, unter Lattichblättern, Brennnesseln und Farrenkräutern bergauf und bergab marschierend

und Alles das bei funkelndem Sonnenschein unter blauem Himmel und dazu die Anstrengung und Mühe der kleinen Wichte, das Rädergeknarre, das Peitschengeknalle, das Commandiren, Musiciren und Singen an guten Stellen, das Ach- und Wehegeschrei auf beschwerlichem Pfade, wie zierlich und lustig muß das ausgesehen haben! Da war's wohl sehr natürlich, daß auf dem ganzen Wege, den der Zug machte, die Vögel aus den Sträuchen, die Käfer aus den Blumen, selbst die Regenwürmer und Schnecken aus der Erde neugierig herbeikamen, und daß diese Alle doch einen großen Respect bekamen vor dem König Nußknacker, der ein so blankes Volk beherrschte und sogar auf Reisen führte.

Nach langer Mühe und unsäglichen Anstrengungen langte endlich die Colonie, wie wir schon gelesen haben, bei der großen Nußwiese an.

Viertes Capitel.

Nußknacker verlobt sich mit der Wurzelprinzessin und nimmt Besitz von der Nußwiese. — Die Vögel ziehen ab. Was dadurch für ein Unheil gestiftet ward. Hochzeit und Abschied.

Prinz Nußknacker und seine Begleiter wurden vom guten Wurzelkönig auf das Freundlichste empfangen. Die Prinzessin schwamm in Entzücken über die glänzende Erscheinung des schönlackirten hölzernen Fürsten, der in einer steifen wohlgesetzten Rede seine Liebeserklärung und seine übrigen Wünsche ungemein anständig vortrug. Auch der König wurde so von seinen Worten gerührt, daß er ohne Weiteres ihm seine Tochter zur Frau und die ganze Nußwiese zur Aussteuer gab. Und als er nun gar seinen künftigen Schwiegersohn zärtlich umarmte, jauchzte ringsumher alles Volk und alle die Tausende der Vögel stimmten mit Singen, Pfeifen und Klappern in das Vivatrufen und Jubelgeschrei ein. Darauf ward angeordnet, daß der ganze Zug des Puppenvolks vor den Augen des versammelten Wurzelvolks von seinem neuen Lande, der Nußwiese, Besitz nehmen sollte, was auch sogleich geschah.

Wie es nun im Leben so oft zu geschehen pflegt, daß man liebe alte Bekannte über neue Gäste vergißt und sogar verachtet, so ging es auch hier zu. Die Wandervögel, die früher mit der größten Aufmerksamkeit behandelt wurden, die noch eben bei der Verbindung beider Völkerschaften durch den schönsten Spectakel ihre Theilnahme gezeigt, mußten es im Laufe dieses Tages erleben, daß man ihnen den Rücken kehrte. Die neugierigen Wurzelmännchen drängten sie sogar von allen Seiten zurück und gaben ihnen nicht undeutlich zu verstehen: sie könnten nur fortfliegen und für immer wegbleiben.

Empört über eine solche Behandlung erhoben sich sämmtliche Vögel, wie mit einem Flügelschlage, schwebten noch einmal mit mächtigem Gebrause über den Köpfen der beiden Völker und verschwanden dann raschen Fluges in der blauen Luft.

O Entsetzen! Was ereignete sich da! Der Flügelschlag dieser Tausende hatte einen solchen Luftzug hervorgebracht, daß fast keiner der neuen Ankömmlinge sich auf den Beinen erhalten konnte. Die Zinnsoldaten fielen reihenweise, einer über den andern zu Boden. Die papiernen Helden, Schauspieler und Jäger wurden weit über die Wiese hingeweht, und selbst Fürst Nußknacker, der eben seiner geliebten Braut mit anständigster Manier die Hand küssen wollte, stand auf so schwachen Füßen, daß er taumelte, umfiel, den Maulwurfshügel herunterrollte und mit offenem Munde am Fuße desselben liegen blieb.

Das war ein schlimmes Zeichen für die Macht des neuen Fürstenthums! Der große Respect, den die Wurzelmänner noch eben vor den neuen Ankömmlingen gehabt, verwandelte sich bei diesem Anblick bald in Verachtung. Nur der gute König und die schöne Prinzessin ließen sich in ihrer Bewunderung nicht irre



machen, sie sprangen eilig von ihrem Thron herab und halfen dem gefallenen Fürsten wieder auf die Beine. Nußknacker aber brach in bittere Schmähungen aus; er nannte die Vögel, die ihn umgeworfen hatten, alberne hochfliegende Narren, die sich über Alles auf der Welt erhüben, die alle Ordnung und Regel über den Haufen würfen. Sein Zorn wurde nicht eher besänftigt, als bis der künftige Schwiegervater versprach, daß auch er, um ähnliche Unfälle

zu vermeiden, nichts Fliegendes, selbst keine fliegenden Blätter in seinem Lande dulden wolle.

Allmälig war Alles wieder auf die Beine gekommen, der übrige Theil des Tages verging unter Jubel und Lustbarkeiten und am folgenden Tage ward die Hochzeit des Fürsten Nußknacker mit seiner schönen Braut auf das Allerglänzendste gefeiert; darauf nahmen beide Völker von einander freundlichst Abschied, die Wurzelmänner kehrten in ihr Thal zurück, das Puppenvolk blieb auf seiner Nußwiese.

Fünftes Capitel.

Das Puppenreich wird eingerichtet. — Uebermuth Nußknackers, seiner Gemahlin und seiner Unterthanen. — Abneigung beider Völker. — Der Wurzelkönig entsagt der Regierung. — Nußknacker ein Tyrann. — Rüstungen im Wurzelreich. — Der Krieg. — Hampelmann's Tod. — Flucht und Untergang des Puppenreichs. — Nußknackers Tod. — Rettung der Fürstin.

Ganzer acht Tage bedurfte Fürst Nußknacker, um seinen Staat einzurichten, die Städte, Festungen und Dörfer an geeigneten Stellen aufzubauen und seinen Unterthanen ihren Platz und ihre Thätigkeit anzuweisen. Alles das wurde mit Hülfe des lustigen Ministers Hampelmann, der die Seele des Ganzen war, vortrefflich ausgeführt. Es schien auch, als wollte der Himmel selbst das neue Fürstenthum begünstigen, denn bisher hatte sich kein Wölkchen am Himmel gezeigt, kein Windstoß eine Compagnie Soldaten umgeworfen, kein Regen die schönen bunten Wasserfarben des Schlosses abgespült oder die fürstlichen Decorationen des großen Theaters aufgeweicht.

So lebte die junge Fürstin einige Tage mit ihrem Gemahl herrlich und in Freuden. Sie hatte bereits ihre alten Kleider aus Blumenblättern und Spinneweben abgelegt und trug sich, wie die eleganteste Staatspuppe, nach dem neuesten Pariser Modejournal. Ihre muntern natürlichen Bewegungen gewöhnte sie sich ab und nahm die steifeste Haltung ihres Mannes und ihrer Hofdamen an, die es für unanständig hielten, den Kopf nur etwas auf die Seite zu drehen. Das Gehen verlernte sie fast ganz; dagegen fuhr sie häufig auf Bälle, Concerte und Paraden, auf Maikäferhetzen und Fliegenjagden. Ihr liebstes Vergnügen war und blieb der Putz. Alle Tage wechselte sie ihren Anzug und vor ihren Fenstern waren sämmtliche Modebuden aufgestellt, so daß sie gleich beim Aufstehen die ersten Blicke dahin werfen konnte.

Aber auch ihr Gemahl und seine Unterthanen wurden immer übermüthiger.

Sie verachteten Alles, was nicht Puppe und nicht so schön angestrichen und lackirt war, wie sie. Jedes geflügelte Thier, was in ihre Nähe kam, wurde mit der härtesten Grausamkeit verfolgt.

Auch die Wurzelmänner, die von Zeit zu Zeit zum Vergnügen herüberkamen, wurden immer kälter empfangen. Bald blieben sie ganz weg. Selbst der gute König mußte es erleben, wie sein Schwiegersohn und seine eigene Tochter ihn mit der Zeit lieblos behandelten. Da verwandelte sich natürlich die frühere Freundschaft der beiden Völker schnell in bittern Haß. Noch waren nicht vier Wochen vergangen, so trieb Fürst Nußknacker seinen Uebermuth so weit, daß er von den Wurzelmännern einen monatlichen Tribut von 2000 Stück ausgesuchter Haselnüsse forderte, dabei an der Grenze seine Truppen zusammenzog und alle Festungen in einer Linie gegen das Wurzelreich aufstellen ließ. Im Falle der Weigerung wollte er mit Heeresmacht in das Land seines Schwiegervaters einfallen.

Eine solche Verletzung alles Rechtes mußte das weiche Gemüth des guten Königs auf's Bitterste empören. Einen ganzen Tag lang weinte er die hellen Thränen in seinen bemoosten Bart hinein, dann sagte er sich öffentlich von der undankbaren Tochter los, und beschloß sie nie mehr vor Augen zu sehen. Endlich zog er sich selbst von allen Regierungsgeschäften zurück. Er fühlte wohl, daß er für ein so schwieriges Geschäft zu weichmüthig sei.

Die Nachricht davon gelangte bald zu seiner Tochter. Jetzt gingen ihr die Augen auf, wie unwürdig sie ihre Hand verschenkt, wie tief sie durch Eitelkeit alle Pflichten gegen ihren Vater und gegen die verletzt hatte, die ihr früher lieb und werth gewesen. Leider war es zu spät. Sie versuchte Alles, ihren Mann von seinen unbilligen Forderungen abzubringen: er blieb bei seinem Vorsatz. Da sie aber mit Bitten nicht nachließ, richtete er endlich seinen Zorn auch gegen sie, schloß sie in ihr Zimmer ein und wollte nichts weiter von ihr hören. Statt Lust und Heiterkeit waren nun Schmerz und Reue ihre beständigen Begleiter.

Indeß war im Wurzelreiche ein junger kräftiger König gewählt worden. Er theilte den Ingrimm seines Volks gegen die frechen Eindringlinge, und erklärte ihnen kurzweg den Krieg. Er beschloß sie in einem furchtbaren Kampfe

gänzlich zu vertreiben oder zu vernichten, daher berief er von allen Seiten Bundesgenossen. — Kaninchen und Maulwürfe, Eidechsen und Regenwürmer sollten unter der Erde in das Land Nußknackers einbrechen und Städte und Dörfer umstürzen; Heuschrecken, Bienen und Käfer sollten aus der Luft über die Feinde herfallen; auf der Erde wollten die Wurzelmänner selbst mit spitzen Binsenlanzen und scharfen zweischneidigen Grasschwertern die Feinde angreifen.

Der Morgen des verhängnißvollen Kampfes brach düster an, der Himmel hing voll schwarzer Wolken. In ihren grünen und braunen Moosröcken rückten die Wurzelmänner gegen die Nußwiese an, so daß der Feind sie nicht eher erkannte, als bis sie dicht unter seinen Festungen waren. Nun erhob sich ein Bombardiren und Feuern aus allen Schießscharten derselben, aber die Kugeln blieben in dem Moose der Angreifenden hängen und mit lautem Gelächter erwiderten sie das furchtbare Schießen. Schnell drang das Wurzelheer auf der Nußwiese vor. Prinz Nußknacker warf sich ihnen mit seiner Leibgarde entgegen, wurde aber zurückgeschlagen. Er floh in den Palast und machte Hampelmann zu seinem Feldmarschall. Mit verzweifelten Sprüngen führte dieser auch die Hauptarmee ins Feld. Da überfiel ein allgemeiner Schrecken das Land. Schon hatten die unterirdischen Hülfstruppen der Feinde den Boden, wo das Puppenheer marschirte, und zugleich Festungen, Städte und Dörfer der Nußwiese unterhöhlt, und zu derselben Stunde stürzten fast sämmtliche Gebäude des Landes mit lautem Krachen über und unter einander zusammen. Auch den Feldmarschall Hampelmann packte ein alter grimmiger Maulwurf bei einem Beine, und zog ihn trotz seines Hampelns in die Erde hinab. Nie hat man ihn wiedergesehen. — Das war das Signal zu einer allgemeinen wilden Flucht für das ganze glänzende Heer des Nußknackers und mit dem Geschrei: „Rette sich wer kann!“ stürzten die Fliehenden dem fürstlichen Palaste zu. Der aber war aus festen hölzernen Prachtstuben erbaut und trotzte noch am längsten den wühlenden Thieren. Hier hatte Nußknacker bereits seine Staatskutsche anspannen lassen. Mit seiner Gemahlin warf er sich schnell in diese hinein und rief dem Kutscher zu: „Fort aus diesem Thal, so rasch es geht, so weit als möglich!“ Da drängte sich sein Volk in wildem Getümmel um die Kutsche herum, einen Halt daran zu finden, denn überall sausten aus der Luft Insekten herunter und warfen mit ihren Flügeln zu Boden, was nicht auf sehr festen Füßen stand.

So wälzte sich das fliehende Volk wie ein großer Knäuel über die Wiese dahin. Obgleich hart von seinen Feinden gedrängt, und mit Verlust vieler Todten gelang es ihm doch, unter den großen Hecken, die das Thal umgaben, hindurch zu schlüpfen und in den Wald zu entkommen.

Da sollte das Elend der Uebermüthigen seinen Gipfel erreichen. Selbst

der Himmel brach gegen sie los, dichter Regen strömte auf sie herab. Mit Trauer sah Nußknacker und seine Gemahlin aus ihrer Staatskutsche, wie die Gießbäche auf dem Wege anschwollen, wie ihre Unterthanen, Häuser und Geräthe im wilden Strudel an ihnen vorbeigetrieben wurden, wie von den Ihrigen, Einer nach dem Andern, den Mühseligkeiten des Marsches erlag, in Abgründe stürzte oder in Wurzeln, Brennnesseln und Laubabfall sich verwickelte und elendiglich umkam. Bald war Nußknackers ganzes Volk zu Grunde gegangen. — Auch er fuhr nur noch wenige Schritte. Der Regen löste die geleimten Fugen der Kutsche auf und das fürstliche Paar ward von der Wasserfluth ergriffen. Erst jetzt erwachte wieder, durch die Noth geweckt, der frühere kräftige Naturgeist der Prinzessin. Wie war sie sonst bei solchem Wetter jauchzend umhergesprungen und den Wellen entgegengeschwommen! — Mit der einen Hand faßte sie nur noch eben den Zopf ihres Mannes, mit der anderen einen Zweig. Schnell wollte sie sich mit ihm auf eine höhere Baumwurzel emporschwingen. Aber ach! selbst das Haar des geängsteten Fürsten war nicht mehr stark genug! den Zopf behielt sie in der Hand, ihren Mann sah sie von den Strudeln fortgetrieben und bald war er ihren Blicken entschwunden.

Erst rief sie ihm klagend nach, dann aber regte sich ihr ursprüngliches Wesen um so kühner. Sie zerriß die läppischen modischen Kleider, die vom Regen durchnäßt, ihre schlanken kleinen Glieder beengten. Rasch wickelte sie sich in die ersten besten Blätter und kletterte schnell wie ein Eichkätzchen einen alten Baum hinauf, in dessen Astloch sie Schutz suchte gegen das Unwetter und die einbrechende Nacht.

Sechstes Capitel.

Der Vogelsteller und seine Familie. — Wie die Kinder mit seltsamen Schätzen heimkehren. — Die Leiche Nußknackers. — Das Weibchen aus dem Kranichneste und wer es gewesen. — Rührende Versöhnung auf der Nußwiese. — Drohende Gefahr für die Wurzelmäner. — Wie die Wurzelmänner auswanderten.

Zu derselben Zeit, als sich alle diese wunderbaren Dinge ereigneten, lebte am Ausgange des eben beschriebenen Waldes ein alter Vogelsteller mit seiner Familie. Seit den zwei Jahren, daß er sich hier angesiedelt hatte, war es ihm mit seinem Geschäft vortrefflich gegangen, und besonders im Frühling und Herbst waren so viele Vögel in seine Netze geflogen, daß er damit manchen Thaler Geldes verdient, manchen Sparpfennig zurückgelegt hatte.

Nun war einmal an einem Frühlingstage ein sehr heftiger Regen gefallen, und seltsamer Weise ließ sich seit jenem Tage kein Vogel mehr bei ihm sehen;

seine Netze fand er des Morgens immer zerrissen, seine Leimruthen verdorben und selbst sein Uhu und die übrigen Lockvögel waren seit einiger Zeit aus ihren Käfigen und von ihren Stangen verschwunden. Und doch wohnte, wie er wohl wußte, kein Mensch im ganzen Walde, der das hätte thun können.

Einstmals hatte er seine Kinder mit der Holzkarre tiefer in den Wald geschickt, um Reisig zu suchen.

Es ward Abend, sie kamen und kamen nicht wieder. Schon fing es an, dunkel zu werden, und weil sie noch immer nicht da waren, überfiel ihn große Angst und er beschloß, sie zu suchen. Er setzte eben den Fuß vor die Thüre, da hörte er aus dem Walde ein Jauchzen und Lärmen. Gottlob! es waren seine lieben Kinder, die die Holzkarre hoch bepackt heranzogen und vor sich herschoben.

„Ihr Tausendsappermenter, wo bleibt Ihr denn?" fuhr er sie halb ärgerlich, halb erfreut an; sie aber lachten, und indem sie das grüne Reisig, womit sie die Karre oben bedeckt hatten, hinwegnahmen, riefen sie, ganz roth im Gesichte vor lauter Vergnügen: „Schau' einmal, Vater was wir haben." Und siehe da! der ganze Wagen war mit zerbrochenem, verbogenem und zernagtem Spielwerk von unten bis oben angefüllt.

Und nun ging das Erzählen der Kinder an. Der Sinn ihres Durcheinanderschreiens war der: Nachdem sie sich verirrt, wären sie in ein schmales ebenes Thal gekommen, das sich wie ein Fußweg in den Wald verloren. Es sei dort noch ganz schlammig vom letzten Regen gewesen. Da hätten sie denn alle diese Herrlichkeiten in buntem Gemisch durcheinanderliegend gefunden, und wäre nicht die Sonne hinter die Tannen gegangen, so würden sie den Weg noch weiter verfolgt haben. Der habe gar nicht aufgehört, sondern sei tief in dem Dickicht verschwunden, und so weit sie hätten sehen können, wär' er fort und fort mit solchen Schätzen besäet gewesen.

Dem Vater kam die Sache seltsam vor. Er beschloß am andern Tage den bezeichneten Pfad zu verfolgen, denn so hoffte er demjenigen auf die Spur zu kommen, der ihm die Vögel verscheucht und die Netze zerrissen hatte.

Als der nächste Morgen durch den stillen Wald dämmerte, zog die ganze Vogelstellerfamilie mit der Holzkarre dem Thale zu, und richtig! fand sich Alles, wie es die Kinder erzählt.

„Siehst Du, Vater, da ist wieder ein so prächtiger Kerl von Holz!" rief das jüngste Kind und scharrte einen garstigen Nußknacker, von dem alle Farbe abgespült und dessen Fußgestell abgelöst war, aus dem Schlamme hervor.

„Hu! was der Kerl für ein Gesicht hat, und was für ein Maul, und was für hervorstehende Augen!" riefen die Kinder durcheinander.

„Dummes Zeug! die Fratze da!“ rief der Alte, der noch immer ärgerlich war, nahm ihnen den Nußknacker weg und warf ihn zur Seite, eine ganze Strecke in den Wald hinein.

Da zeigte sich seinen Blicken ein wunderbares Schauspiel.

Aus einem Kranichneste, hoch auf einem alten Eichenbaum, erhob sich ein kleines weibliches Wesen von menschlicher Gestalt, ganz in weiße Spinneweben eingewickelt. Wie ein Eichkätzchen kletterte es den Baum herunter, lief eilig nach der Stelle, wo der zerbrochene Nußknacker lag, grub ihm mit beiden Händen ein Grab, legte ihn hinein, wobei zwei Kraniche ihm behülflich waren, und scharrte Erde darüber hin, worauf es eilig wieder auf den Baum und in das Nest zurück kletterte.



Der Vogelsteller und seine Familie standen mit offnem Munde da; sie wollten das kleine Wesen nicht verscheuchen, auch machte der neue Anblick sie unentschlossen, etwas dabei zu thun.

„Also du bist am Ende die kleine Hexe, die mir mein Brod wegnimmt,“ platzte endlich der Vogelsteller seinen so lange verhaltenen Aerger heraus. „Wart'nur, mein hübsches Vögelchen Morgen kommen wir wieder her, mit Beil und Netzen, da wollen wir schon deinen Baum umhacken und dich einfangen. Für's erste aber wollen wir einmal sehen, wo denn dieser Weg hinführt, und ob da nicht mehrere deines Gelichters sind?“

Er hatte seine Rede noch nicht beendet, als er sehen mußte wie das kleine Weibchen ängstlich mit ihren weißen Schleiern aus dem Nest herauswinkte. Da kamen sogleich die Kraniche herbeigeflogen, faßten das Nest mit den Schnäbeln, hoben es aus den Zweigen und trugen es durch die Luft in schnellem Fluge davon.

Wer konnte das Weibchen wohl anders sein, als unsere Wurzelprinzessin?

Furcht vor ihrem Vater und ihrem Volk hatte sie abgehalten, in ihr Thal zurückzukehren. Dazu war die Reue über ihre Hoffart, mit der sie die sonst so befreundeten Vögel behandelt hatte, so mächtig in ihr geworden, daß sie beschloß, an diesen freundlichen Thierchen das wieder gut zu machen, was sie früher an ihnen verschuldet. Seit dem Unglückstage, der ihren Mann und dessen Volk vernichtet, hatte sie daher auf diesem Baume ihren Wohnsitz aufgeschlagen

und sich mit liebender Sorgfalt aller jungen Vögel angenommen, deren Eltern gestorben waren. Eben sie war es auch gewesen, die trotz ihrer Furcht vor den Menschen, die Netze des Vogelstellers alle Nächte zerriß und die Vögel warnte, in seine Nähe zu kommen.

In diesem Augenblick aber sah sie die Gefahr, die ihrem ganzen Volke drohte, wenn diese eigennützigen Menschen das Wurzelreich entdeckten. Da mußten alle andern Rücksichten schweigen.

Ohne Aufenthalt ließ sie sich von den Kranichen gerades Weges in ihr Thal tragen, mochte daraus entstehen, was da wolle. —

Auf der Nußwiese, die noch jüngst der Schauplatz ihres falschen Glanzes und ihrer Thorheiten gewesen, war gerade an demselben Tage das Volk der Wurzelmänner versammelt. Auch sie hatten die Prinzessin trotz ihrer Thorheiten noch nicht aufgegeben und wollten eben auf die Bitten ihres Vaters berathen, was man thun solle, um die Entführte aufzusuchen.

Da senkten die Kraniche sich mit dem Neste herab; bald fiel die reuige Tochter ihrem hocherfreuten Vater um den Hals, und das ganze Volk hatte Mitleid mit ihr und vergab ihr aus Herzensgrunde.

In der Freude über ihr Wiedersehen wollte nun Alles sich der unbefangensten Lust überlassen, aber die Prinzessin wies jede Heiterkeit zurück. Sie verkündete den Ihrigen die Gefahr, die ihnen drohe, von Menschen entdeckt zu werden. Angst und Schrecken überfiel das Wurzelvolk bei dieser Nachricht. Nun war seines Bleibens in diesem Walde nicht länger. Man beschloß auf der Stelle das Thal zu verlassen und durch unterirdische Höhlen in ferne Gegenden auszuwandern.

Der Zug setzte sich auch sogleich in Bewegung. Zu gleicher Zeit erschien aber auch schon auf der Höhe der Felsen, hinter den dichten Hecken, der Vogelsteller mit seiner Familie.

Waren diese Leute erst erstaunt gewesen, um wie viel mehr waren sie es jetzt, als sie die sämmtlichen Wurzelmännchen in den Felsen verschwinden sahen.

Ganz erboßt darüber, daß er nicht hinzukommen konnte, griff der Vogelsteller in die Hecken und versuchte auf jede Weise, sie zu durchbrechen. Es half ihm Alles nichts, er brachte nur zerrissene Hände davon.

„Ei du Himmel!“ rief er aus, „hätt' ich nur mein Beil hier und meine Netze, die Knirpse da einzufangen! Der reichste Mann von der Welt könnt' ich werden, wenn ich die in der Stadt verkaufte oder für Geld sehen ließe!“ Darauf nahm er schnell seine Vogelpfeife hervor und fing an zu blasen und Lockweisen zu singen. Er dachte die Kleinen dadurch wie Vögel herbeilocken zu können. Auch das war umsonst. Das ganze Völkchen zog vor seinen Augen

in den Fels. Die letzten kleinen Kerle lachten ihn noch obendrein aus, schnitten ihm spöttische Gesichter und machten ihm lange Nasen, und wie der allerletzte Zwerg in dem Berge verschwunden war, schloß sich dessen Oeffnung. Kein Mensch hat die Wurzelmännchen seitdem gesehen.



Reimsprüche.

Das Feuer hebt vom Funken an,
Vom Funken brennt ein Haus.
D'rum wo ein Funken schaden kann,
Lösch' ihn bei Zeiten aus.

Kommt einer aus der Ferne her,
Wird ihm das Lügen gar nicht schwer.
Bleibt er zu Hause, wird er's lassen,
Man kann ihm auf die Finger passen.

Sei nicht ein Wind- und Wetterhahn
Und fang' nicht immer Neues an!
Was du dir wohl hast vorgesetzt,
Dabei beharre bis zuletzt.

Geht der Esel zum Löwen hin,
Da kommt ihm keine Furcht in Sinn;
Das kommt von seiner Dummheit her,
Nicht weil er klug und tapfer wär'.

Hat Reichthum Leute schön gemacht?
Wohl nur zum Schein.
Hat Schönheit Leute klug gemacht?
Das kann nicht sein.
Hat Klugheit Leute gut gemacht?
Ich glaube: nein. —
Reich, schön und klug bringt Glück und Ehr',
Gut-sein ist mehr.

Dank mit dem Mund,
Hat wenig Grund.
Im Herzen Dank,
Ist guter Klang.
Dank mit der That,
Das ist mein Rath!

Wer Viel anfängt zu gleicher Zeit,
Macht Alles halb und Nichts gescheidt.

Steh auf um Fünf, iß Mittag um Neun,
Zu Abend um Fünf, und zu Bett um Neun,
So wirst du ein Mann von Neunzig und Neun.

Zum Schluß.

Wenn am Weihnachtsbaum die Lichter
Nach dem Fest erloschen sind,
Denkst du lange noch mit Freuden
An die Lust; nicht wahr, mein Kind?

Auch dies Büchlein ist zu Ende
Und es freute dich, nicht wahr?
Wie der Baum am Weinachtsabend,
Bracht' es lust'ge Gaben dar.

Und so wie du noch mit Freuden
Denkst an jenes Baumes Schein,
Mag dies Büchlein lange, lange,
Immer neu dein Herz erfreun.



Alphabetisches Register.

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.





